

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

— Zur Jahreswende. —



Es funkeln die Sterne,
Es glitzert der Schnee,
Und friedliche Stille
In ferne und Näh!
Da hallt es mit Dröhnen
Vom Turm durch die Nacht.
Das Jahr nun, das alte,
Ist hin und vollbracht.

Vergangen, versunken
Im Meere der Zeit,
Mit Hoffen und Täuschung,
Mit Freud und mit Leid.

Noch einmal durchrauscht dich
Und woget und wallt
Der Strom der Erinnerung
Mit sanfter Gewalt.

Und was du erlitten
An Kummer und Schmerz,
Wie Wehmut noch zieht es
Dir leise durchs Herz.
Und Scheideweh rührt dich,
Denkst still du zurück
An Tage, an Stündlein
Voll Liebe und Glück.

Doch schau das Gefilde,
Wie liegt es in Ruh!
Was deckt doch das Schneetuch
Des Winters nicht zu:
Das Sprossen des Frühlings,
Die blühende Pracht
Und dann, was der Herbstwind
Zum fallen gebracht.

Doch unter der Hülle
Von Schnee und von Eis
Da keimt's auch und treibt es
Verborgnen und leis,
Und heimliche Kräfte
Sich liebend bemühen,
Daß neu bald beginnt
Ein freudiges Blühen.

Drum froh in die Zukunft
Die Blicke gewandt!
Das Schifflein der Hoffnung
Treib' lustig vom Strand!
Auf flatterndem Wimpel
Steht freundlich und klar:
„Dem mutigen Schiffer
Ein fröhlich Neujahr!“

Schulte vom Brühl.

Des Hinkenden Voten Standrede über die Erde.



Nach einer längern Pause hatte der Hinkende die „Gelehrten“ von Vietighausen wieder einmal im „Löwen“ um sich versammelt, um seine im 78er Kalender gebaltene Standrede fortzusetzen.

Sie hatten sich alle wieder eingefunden, unsere alten Bekannten, denn es gehörte in Vietighausen zum guten Tone, sagen zu können, man sei auch dabei gewesen, wenn man auch nicht alles verstanden hat.

In dem „Herrentischle“, unter der Petroleumlampe: der Hinkende, der Bürgermeister, der Rathschreiber, der Lehrer, der Gemeinderat Hansfrieder und der Barbier Peter.

Der Löwenwirt ging ab und zu und bediente die Gäste, und seine Frau mit ihrem Standreden-Strickstrumpf saß auf der Fenbank. Im Hintergrunde, am „Kasentischle“: der Steffe-Marie, der Hausknecht Hans und die Küchenmagd Gretel.

Für den Hans und die Gretel waren die Standreden des Hinkenden eine wahre Prüfungszeit, und bei den Pferden und Kühen wäre es ihnen behaglicher gewesen; aber die Frau Löwenwirtin bestand darauf, ihre Dienstboten sollten sich auch etwas höhere Bildung aneignen.

Der Hinkende hatte eben sein Leberwürstlein verpestigt — die Standrede hatte, wie gewöhnlich, einem fetten Säulein das Leben gekostet — und hatte einen tüchtigen Schluck darauf gesetzt.

„Ah!“ schmunzelte er und hielt sein Glas gegen das Licht, „’s ist doch eine herrliche Gottesgabe! Flüssiges Sonnengold!“

„Sonnengold?“ spottete der Barbier. „Ja, wenn die Sonne guter Laune ist. Wenn sie aber ein finsternes Gesicht macht, wenn sie ihre Sonnenflecken hat, dann hat es mit dem Golde geschelt, und wir müssen mit Nidel zufrieden sein.“

„Ihr seid heute witzig aufgelegt, Peter,“ sagte der Hinkende. „Silber und Nidel sind aber auch noch annehmbare Münzsorten; nur vor dem Kupferwein möge uns die Sonne bewahren.“

„Vor Kupferwein und vor Kupfernasen,“ lachte der Barbier. „Zwar Kupfernasen kann man auch vom „Sonnengold“ bekommen! Nicht wahr, Löwenwirt?“

„Dummer Witz!“ brummte der Löwenwirt und griff an seine Nase.

„So, jetzt ist genug gewitzelt,“ fiel der Hinkende ein. „Wir haben’s heute nicht mit Nidel und Kupfernasen, wir haben’s mit unserer Erde zu thun, und die Frau Löwenwirtin fängt schon an, ungeduldig zu werden.“

„Wenn’s Gottes Wille ist, ja, Hinkender, ich möchte heute noch erfahren, wie alt unsere Erde ist,“ sagte Frau Martin. „Ihr habt uns 8 Jahre darauf warten lassen!“

„Nun, die 8 Jährlein haben der Erde nichts geschadet, und Euch auch nicht, Frau Löwenwirtin. Ihr blühet ja wie eine Rose!“

„Wie eine Tulipan,“ ergänzte der artige Barbier. „Dummes Zeug, Peter!“ schmolzte Frau Martin. „Fanget an, Hinkender, sonst schwatzt der Narr noch mehr Unsinn.“

„Nun, Ihr Männer, ich setze voraus, daß Ihr nicht vergessen habt, was ich Euch bei der letzten Standrede über die Eigenschaften unserer Erde gesagt habe!“

„Ich weiß noch alles,“ rief der Steffe-Marie vom Kasentischle aus.

„Sie ist rund, und wenn man eine Stricknadel durchsteckt, so dreht sie sich wie ein Rad um die Achse!“

Sie schwebt in der Luft und fällt nicht herunter!“ belehrte der Hans.

Der Hinkende schien über die wissenschaftlichen Erfolge seiner Standrede sehr erheitert, und auch die Gesellschaft am Herrentischle lachte herzlich.

„Hinkender,“ sagte der Rathschreiber, „lasset Euch durch die Dummköpfe dort hinten nicht irre machen. Wir da — wir haben nicht vergessen, was Ihr uns gelehrt. Wir haben’s jeden Sonntagabend im Kalender nachgelesen und können’s auswendig wie das Cinnamaleins. Nun aber, alter Freund, schießet los, wir können’s kaum erwarten.“

Der Hinkende räusperte sich und begann: „Wie Ihr wißet, — denn ich hab’s Euch schon einmal gesagt — so haben vor vielen, vielen Jahren die



... der Mond, damit die Liebespäpchen im Monatschein spazieren gehen, und die Dichter Verse auf ihn machen können.“

geschicktesten und gelehrtesten Männer geglaubt, unsere Erde sei die Hauptsache, sie sei der Mittelpunkt der ganzen Welt, ja sie sei die Welt selber, und Sonne, Mond und Sterne seien nur so nebenbei zu unserer Belustigung geschaffen worden: die Sonne, damit wir am Tage keine Lampe anzuzünden brauchen, der Mond, damit die Liebespärchen im Mondschein spazieren gehen, und die Dichter Verse auf ihn machen können.

„Darin macht er auch ein so dummes Gesicht.“ schaltete der geistreiche Barbier ein.

... und die Sterne, damit unsere Kinder eine Freude haben an den kleinen glitzernden Dingern.

„Da trat aber ums Jahr 1500 ein gewaltiger Mann auf, ein Revolutionär in der Wissenschaft, Kopernikus hat er geheissen, und war ein großer Astronom. Der warf den ganzen alten Kräm über den Haufen, stieß die Königin Erde von ihrem Throne und wies ihr eine ganz bescheidene Stelle an unter den Sternen, die am Himmel glänzen, und verurteilte sie, wie einem Unterthan geziemet, als Planet um die Sonne, ihre strahlende Herrscherin, herumzuschauenzeln.“

„Bravo!“ rief der Barbier, „brav gemacht, Kopernikus!“

„Und wie klein ist diese große Erde durch den bösen Kopernikus auf einmal geworden. Wenn der größte Kürbis in Löwenwirts Garten die Sonne vorstellt, so wäre unsere Erde noch nicht einmal so groß wie eine Erbse. Und auf dieser Erde trabbeln wir Menschlein herum wie die Milben auf einem Käselaiß und meinen, wir seien die Herren der Welt.“

„Wahrhaftig, Hinfender, da lernt man bescheiden sein,“ sagte der Bürgermeister.

„Recht, Bürgermeister! Wir werden aber gleich noch bescheidener werden. Der Durchmesser der Erde ist, wie Ihr bereits wisset, 1720 Meilen, der Durchmesser der Sonne aber 186 600 Meilen.“

„Jetzt aber höret auf, Hinfender, Ihr bindet uns einen Bären auf,“ warf der Ratsschreiber ein. „Daß man die Erde messen kann, auf der wir stehen und gehen, das ist wunderbar genug, aber es ist begreiflich. Aber die Sonne? Wer ist droben, gewesen und hat sie gemessen?“

Der Hinfende lachte: „Nein, so unvorsichtig ist niemand gewesen. Es wäre auch eine weite Reise ge-

worden, und mit dem Blitzzug hätte man 180 Jahre gebraucht, um die 20 Millionen Meilen zurückzulegen, welche die Sonne von der Erde entfernt ist. Und dort angekommen, hätte es ein großes Eisenbahnunglück gegeben, denn der ganze Zug, mit samt den Reisenden, wäre elendiglich verbrannt. Das aber ist der Triumph

der Wissenschaft, daß unsere Astronomen, hier von unserer Erde aus und ohne eine Reise in den Weltraum unternehmen zu müssen, mit ihren Instrumenten nicht nur die Sonne, sondern auch die Sterne untersuchen, messen und wägen können.“

Der Barbier zuckte geringschätzig die Achseln: „Das ist uns Gelehrten nichts Neues. Man liest nicht umsonst seine Zeitung. Die Entfernung der Sonne hat man gemessen zur Zeit, wo die Venus durchgegangen ist.“

Frau Martin ließ ihren Strickstrumpf fallen und blickte den Barbier fragend an: „Be-



Da trat ums Jahr 1500 ein gewaltiger Mann auf, ein Revolutionär der Wissenschaft.

nus? Ist das nicht...?“

„Die Göttin der Liebe,“ lachte der Peter und zwinkerte pffrig mit den Augen.

„Gottlob! Ist sie endlich durchgegangen, die schlechte Person, die so vieles Unheil stiftet in der Welt?“

„Frau Martin,“ fiel der Hinfende ein, „den Trost

kann ich Euch nicht lassen, die Göttin der Liebe ist nicht durchgegangen; nein, sie sitzt noch fest auf ihrem himmlischen Throne, und ihr habt Ihr es zu danken, daß Ihr Frau Löwenwirtsin seid. Ohne sie wäret Ihr eine alte Jungfer geworden.“

„Um Gottes willen!“

„Die Venus aber, von welcher der Peter faselt, ist nicht die Göttin der Liebe, sondern der Planet Venus, der Abend- und Morgenstern, und der Venusdurchgang ist der Durchgang dieses Planeten durch die Sonne.“

„Ja,“ fiel der Hansfrieder ein, — „ja, wenn die Venus durch die Sonne geht, so mitten durch, da muß sie ja verbrennen!“

„Freilich, Hansfrieder, sie müßte verbrennen. So unvorsichtig ist sie aber nicht. Sie geht nur scheinbar durch die Sonne, das heißt, sie geht an der Sonnenscheibe vorbei und



Die Göttin der Liebe sitzt noch fest auf ihrem himmlischen Thron.

zwar in der respektablen Entfernung von 15 Millionen Meilen. Durch gleichzeitige Beobachtung dieses Venusdurchgangs auf verschiedenen, weit auseinander liegenden Punkten der Erde haben die Astronomen die Entfernung der Sonne von der Erde und ihre Größe gemessen und herausgerechnet. Wie sie dieses gemacht

haben, — das zu erklären, wäre zu weitläufig, und der Hans dort würde es auch nicht verstehen. Ihr müsst mir's eben aufs Wort glauben."

"Respekt davor," sagte der Ratschreiber. "Jetzt weiß man doch auch, was die Venus Expeditionen zu bedeuten haben."

"Um Euch von dem Größenverhältnisse zwischen Sonne und Erde ein faßliches Bild zu geben, sage ich Euch: ein geschickter Drechslermeister könnte aus der Sonne 1 1/2 Millionen Kugeln herausdrehen, jede so groß wie unsere Erde, und aus den Abfällen könnte man noch ein paar hundert Sterne machen."

"O Herr Gott, die Drehbank möchte ich sehen!"

"Ich will Euch noch etwas zeigen: Ich zeichne hier auf den Tisch mit Kreide einen großen Kreis. Der soll den Umfang der Sonne bedeuten. Der kleinere Kreis ist der Mond mit seiner Bahn und mitten drin sitzt unsere Erde. Denkt Euch nun, die Sonne wäre eine hohle Kugel, und die Erde mit ihrem Mond wäre mitten in dieser Kugel, so könnte der Mond, der 51 800 Meilen von der Erde entfernt ist, ganz ruhig um diese herumspazieren, ohne seine Nase am Sonnenrande anzustoßen."

Jetzt

stupte die Gretel den Hans in die Seite: "Du, Hans, hat denn der Mond eine Nase?"



Fig. 35.

"Freilich, du Hans! Der Mond hat ja ein Gesicht,

"Zwei Millionen, schäh' ich," sagte der Marte und steckte sein Gesicht in den Vierfrug.

wird er doch auch eine Nase haben." "Und," fuhr der Hinkende fort, "eine große Nase müßte diese Mondsnase sein, wenn sie anstoßen sollte, denn sie müßte eine Länge von 45 000 Meilen haben, denn so groß ist noch der leere Raum zwischen der Mondbahn und dem Sonnenrand."

"Sinkender, höret auf!" rief der Bürgermeister. "Mein Respekt vor der Sonne wird immer größer, er hat bald keinen Platz mehr in meinem Schädel."

"Und es ist kein Wunder," setzte der Lehrer hinzu, "daß es Völker giebt, welche die Sonne anbeten, der sie ja alles zu verdanken haben."

"Und jetzt, ehe wir weiter gehen, wollen wir noch einen Blick werfen in das Haus, in welchem die Sonne mit ihren Planeten, zu denen ja auch unsere Erde gehört, in welchem unser Sonnensystem wohnt, lebt und webt, und dieses Haus ist der unendliche Welt-raum oder der Himmel, wie man ihn im gewöhnlichen Leben nennt, und wollen untersuchen, in welchem Verhältnis unsere Sonne zu ihren Kameraden, den andern Himmelskörpern, steht. Und wie werdet Ihr erstaunen, wenn ich Euch sage: diese, unsere Sonne, mit ihren Planeten, dieses unser Sonnensystem ist nur eins unter den Millionen und Millionen Sonnen, die aus dem Himmel oder vielmehr aus dem Weltraum auf uns niederstrahlen; denn jeder der zahllosen glänzenden Sterne, die Ihr erblicket, ist eine Sonne mit ihren Planeten, ist ein Sonnensystem, und das unserige ist noch lange keines von den größten."

"Was! Lauter Sonnen? Sinkender, das glaube ich

nicht, das ist eitel Gesunkler!" eiferte der Ratschreiber und stieß sein Glas fast zornig auf den Tisch.

"Gesunkler? Nun, wir wollen sehen. Nach Zählung der Astronomen können wir mit bloßem Auge nur 5800 einzelne Sterne oder Sonnen unterscheiden. Mit dem Himmelsfernrohr blicken wir aber in ein Gewimmel von Sternen, in zahllos blitzende Brillanten, in ein Meer von Goldstäubchen. Die Sternengüter haben über 300 000 von diesen Sternen beobachtet und ihre Stellung am Himmel bestimmt. Aber die Zahl der überhaupt mit Fernröhren sichtbaren Sterne wird zu 40 000 bis 50 000 Millionen geschätzt, und da in neuerer Zeit immer größere und lichtstärkere Instrumente gefertigt werden, so wird die Zahl der sichtbaren Sterne immer aufs neue vervielfacht. Und alle diese vielen Millionen Sterne, die man Fixsterne nennt, weil sie sich scheinbar nicht bewegen, sind selbstleuchtende Sonnen mit ihren Planeten und Monden, sind — Sonnensysteme. Und wahrscheinlich fliegen diese zahllosen Planeten nicht um nichts und wieder nichts um ihre Sonnen herum, und sind auch mit lebenden und denkenden Wesen bevölkert, die wahrscheinlich an ihrem Himmel auch unsere Sonne erblicken als einen kleinen, glänzenden Stern."

"Aber, um Gottes willen," jammerte die Frau Löwenwirthin und ließ vor Schrecken an ihrem Strickstrümpfe eine Masche fallen. — "aber, um Gottes willen wenn die Sterne so dicht aufeinander sitzen und untereinander herumlaufen, so müssen sie ja zusammenstoßen? Die armen Menschen!"

"Dafür ist gesorgt, Frau Martin," beruhigte der Hinkende. "Die Sterne stehen nur scheinbar so nahe beieinander, und man hat berechnet, daß die mittlere Entfernung eines Fixsterns von dem andern nicht unter vier Billionen Meilen beträgt. Raum ist genug vorhanden, und auf dem himmlischen Valle können die Planeten mit ihren Monden um ihre Sonnen herumtanzen, ohne einander auf die Hühneraugen zu treten."

"Da wir aber jetzt nicht mehr mit Millionen, sondern mit Billionen Meilen rechnen, so wollen wir doch auch untersuchen, was eigentlich eine Billion ist. Nun, Marte, Ihr seid ja heute so stumm? Wisset Ihr, was eine Billion ist?"

"Zwei Millionen, schäh' ich," sagte der Marte und steckte sein Gesicht in den Vierfrug, um seine Verlegenheit zu verbergen.

"Dummkopf," zürnte der Lehrer. "In deinem Schädel ist doch auch gar nichts aus der Schule hängen geblieben. Eine Billion ist eine Million Millionen, eine Eins mit 12 Nullen, wie du eine bist."

"Richtig," fuhr der Hinkende fort, "eine Million Millionen. Diese zwei Worte geben uns aber noch nicht die richtige Vorstellung von der Größe einer Billion, wir müssen es ganz anders anfangen. Frau Martin, bitte, Eure Halskette! Danke! Eine hübsche Kette, und prächtige Granaten!"

"'s ist ein Familienschmuck," sagte die Frau Löwenwirthin mit einem Anflug von Stolz. "Wohl schon 200 Jahre alt. Ich trage ihn auch nur bei besonderen Gelegenheiten. Zum Beispiel, wenn Ihr eine Standrede haltet." Dabei erhob sie sich ein wenig und machte einen Knicks! "Aber, was wollt Ihr mit meiner Kette machen, Hinkender?"

"Das sollt Ihr sogleich erfahren. Die Kette ist — zweimal um den Hals herum — gerade einen Meter lang. Die Granaten sind groß und schön. Wie viele Granaten sind's?"

„Mit dem Henkel dran gerade zweihundert, ich zähle sie jeden Sonntag, daß keine verloren geht, denn ich bin verantwortlich für den kostbaren Familienschatz.“

„Zweihundert! Gut! Nun wollen wir einmal sehen, wie lang die Kette sein müßte, wenn es statt zweihundert — eine Billion Granaten wären. Nun, Frau Martin, was meint Ihr?“

Frau Martin legte ihren Strickstrumpf in den Schoß und blickte gedankenvoll an die Decke: „Eine große Kette wird es geben. Gewiß so groß, daß man allen Bürgerweibern hier Halsketten davon machen könnte. Ein Duzend von ihnen hat Kröpfe und da muß man etwas zugeben. Oder ist es zu viel?“

„Lehrer, das ist etwas für Euch. Rechnet einmal, dieweil ich ein wenig ausschnaue.“

Der Lehrer zog seine Schulkreide aus der Tasche und rechnete:

200 Granaten sind 1 Meter lang, folglich haben 1 Billion Granaten eine Länge von

1 Billion dividirt durch 200 ;

1 000 000 000 000 : 200 = 5 000 000 000

oder 5000 Millionen Meter!“

„Wie viele Meilen sind das?“

„Die geographische Meile hat 7420 Meter, folglich ist die Kette 5000 Millionen dividirt durch 7420 gleich 673 854 Meilen lang.“

„Sehr gut, Herr Lehrer. Eine hübsche Kette, Frau Martin. Das wäre ein Familienschmuck! Wie Ihr wisst, hat die Erde einen Umfang von 5400 Meilen. Man könnte also die Granatkette 124 mal um die Erde herumwickeln und es bliebe noch ein Stückchen von 4254 Meilen übrig, groß genug, um alle Weiberhälse der Welt mit Granatketten zu versehen.“

„Wunderbar! wunderbar!“

„Habt Ihr nun einen Begriff von der Größe einer Billion?“

„So viel begreife ich jetzt,“ sagte der Bürgermeister ganz kleinlaut, „so viel begreife ich, daß man eine solche Größe nicht begreifen kann.“

„Und,“ fuhr der Hinkende fort, „das war nur eine Billion Granaten, erbsengroße Kügelchen. Die Astronomen rechnen aber nicht mit Granatketten, sondern mit Meilenketten, und um eine Meile zu messen, müßte man 7420 Granatketten haben wie diese hier oder $7420 \times 200 = 1 484 000$ oder fast $1\frac{1}{2}$ Millionen Granaten. Alle die Entfernungen, die wir vorher mit der Billionen-Granatkette gemessen haben, müßten wir $1\frac{1}{2}$ millionenmal nehmen, um eine Billion-Meilenkette daraus zu machen!“

„Jetzt steht auch mir der Verstand still, obgleich ich kein Steffe-Warte, sondern der Bürgermeister bin,“ sagte dieser.

Der Barbier stieß den Lehrer verständnisvoll an: „Das Stillestehen ist dem Bürgermeister sein Verstand schon lange gewohnt.“

„Nun wissen wir, was eine Billion ist und da wir den Maßstab kennen, mit dem die Astronomen die Sternweiten messen, wollen wir einen Schritt weiter gehen.“

Der Hinkende öffnete ein Fenster und deutete hinauf nach dem strahlenden Sternenhimmel:

„Da blicket einmal hinauf. Sehet Ihr den weißlichen Schimmer, der wie ein breites Band den Himmel durchzieht? Das ist die Milchstraße.“

„Du, Gretel,“ fragte der Hans, der auch einmal etwas sagen wollte, „warum heißt man's die Milchstraße? Du bist ja die Kuhmagd und verstehst dich auf die Milch.“

Die Gretel, als Sachverständige, war nicht faul mit der Antwort:

„Ja, sie werden halt droben im Himmel Milch verschüttet haben und die lauft jetzt am Himmel herum.“

Allgemeines Gelächter.

„Die Gretel hat mit der Milch nicht so ganz unrecht,“ fuhr der Hinkende fort, „nämlich die Milchstraße besteht aus einer ungeheuern Anzahl Sterne, einem Sternengewimmel, so dicht, und die einzelnen Sterne erscheinen uns wegen der ungeheuern Entfernung so winzig klein, daß man sie mit bloßem Auge gar nicht mehr unterscheiden kann. Sie sehen deshalb weißlich, milchig aus und deshalb nennt man sie Milchstraße.“

„Man könnte sie auch Sauermilchstraße heißen,“ sagte der witzige Barbier, „denn die Milch wird jedenfalls schon sauer geworden sein.“

„Peter,“ sagte der Hinkende fast unmutig, „Eure

Witze sind hier nicht mehr am Plage bei einer so ernstlichen Sache. — Und auch alle diese zahllosen Sterne der Milchstraße sind Sonnen, wie die unsrige. Man schätzt ihre Zahl auf 18 Millionen, und unter diesen 18 Millionen befindet sich auch unsere Sonne, denn, höret und staunet, auch unsere Sonne mit ihren Planeten, auch unser Sonnensystem ist ein Teil dieser Milchstraße.“

„Was? Wir gehören zu denen dort oben? Zu diesem Sternengewimmel? Da wird's einem ja schwindlig! Das ist ja unbegreiflich!“

„Ja, Bürgermeister, zu denen gehören wir. Die Sterne dort oben, die scheinbar so dicht aufeinander sitzen, sind doch so ungeheuer weit voneinander entfernt wie unsere Erde, wie wir von ihnen. Die Bewohner eines dieser Sterne sehen die Milchstraße gerade so über sich wie wir und unsere Sonne erscheint ihnen wie ein kleines glänzendes Pünktchen und ein Bürgermeister dort oben wird gerade so sagen wie Ihr: „Unbegreiflich!“

„Von der Unermesslichkeit des Weltraumes können wir armen Sterblichen uns keinen Begriff machen, denn diese Milchstraße mit ihren zahllosen Sternen, zu der wir also auch gehören, ist doch nur ein kleines Stückchen des Weltalls, eine Weltinsel unter Millionen andern, die aus den unergründlichen Tiefen des Weltalls als leuchtende Nebel zu uns herabschimmern. Mit unsern größten und schärfsten Fernrohren dringen wir bis in diese in unermeßlicher Entfernung leuchtenden Sternennebel vor und wir gewinnen die Überzeugung, daß wir das Ende der Sternwelt nicht erreicht haben, niemals erreichen werden, denn uns unmaßbar, uns unsichtbar und von uns nur geahnt, schimmert das Sternemeer bis in die Unendlichkeit fort.“

Die Löwenwirtin hatte schon lang mit Stricken aufgehört: „Hinkender, mir wird ganz unheimlich!“

„Wie gedankenlos hab' ich bis jetzt den Stern-



Du, Gretel, fragte der Hans, warum heißt man's die Milchstraße?

himmel angeglost," sagte der Ratschreiber. "Jetzt schau' ich ihn mit andern Augen an."

Der Hinkende fuhr fort: "Und wie groß sind die Entfernungen dieser unzählbaren Sonnen und Welt-systeme voneinander? Auch das möchten wir neugierigen Menschen gerne wissen, und auch darüber haben die Gelehrten uns Aufschluß gegeben. Die Entfernungen im Himmelsraume können wir ja nicht wie hier auf Erden mit Meßlatte und Kette messen, da hat man sich einen andern Maßstab nehmen müssen, den nannte man die "Sternenweite." Die Sternenweite ist aber gleich der Entfernung unserer Sonne von der ihr am nächsten liegenden Nachbarsonne, das sind beinahe 5 Billionen Meilen. Diese 5 Billionen Meilen sind für die himmlischen Geometer das Einheitsmaß, wie der Meter für unsere irdischen Feldmesser.

Um sich nur einigermaßen von der Länge einer Sternenweite, dieser himmlischen Meßlatte, einen Begriff zu machen, hat man die Schnelligkeit des Lichtes benutzt.

Man hat ganz genau berechnet — wie, kann ich Euch hier nicht erklären —, daß ein Lichtstrahl in einer Sekunde einen Weg von 42 000 Meilen zurücklegt. Um die Entfernung der Sonne von der Erde von 20 Millionen Meilen zu durchfliegen, braucht der Lichtstrahl nur 8 1/2 Minuten; um eine Sternenweite zu durchheilen, braucht aber der Lichtstrahl 3 1/2 Jahre. Eine Nanonentzettel würde für diese Spazierfahrt 4 Millionen Jahre nötig haben, und ein Blitzzug könnte die Sternenweite erst in 45 Millionen Jahren zurücklegen."

"Da thät' ich nicht mitfahren," meinte die Gretel.

"Aber das ist noch nicht alles. Auch die Sternenweite ist noch ein zu kleiner Maßstab für die fernsten uns noch sichtbaren Himmelsgegenden. Dafür hat man als Maßstab das Lichtjahr angenommen, d. h. die Entfernung, welche der Lichtstrahl in der Zeit des Jahres zu durchfliegen vermag, und das sind eine Billion 316 935 Millionen und 600 000 Meilen. Ein Astronom hat berechnet, daß der Polarstern, den Ihr alle kennt, 57 Billionen Meilen von uns entfernt ist oder 113 Lichtjahre, und ein Lichtstrahl, der von dem großen Stern im "großen Bären" auf uns losgelassen wird, braucht 24 Jahre und 6 Monate, um bis zu uns zu gelangen.

"Diese Sterne gehören aber noch zu unsern nächsten Nachbarn. Je größer ein Stern uns erscheint, desto näher ist er uns, und die entferntesten Sterne scheinen uns die kleinsten zu sein. Die kleinen, glänzenden Pünktchen, die wir noch mit bloßem Auge unterscheiden können, sind bis zu 160 Billionen Meilen von uns entfernt, die der Lichtstrahl erst in 130 Jahren zu durchfliegen vermag. Die kleinsten Lichtpünktchen, die wir noch mit unsern Instrumenten unterscheiden können, sind über 3500 Lichtjahre von uns entfernt. Ja, es ist wahrscheinlich, daß die Lichtnebel, die aus kolossalen, aber nicht mehr zu unterscheidenden Sternenhaufen bestehen, so ungeheuer weit von uns entfernt sind, daß der Lichtstrahl 9000 Jahre braucht, um zu uns zu gelangen.

"Daraus folgt der wunderbare Schluß, daß wir Sterne am Himmel erblicken, die vielleicht seit Jahrtausenden gar nicht mehr leuchten, die schon vor Jahrtausenden zu Grunde gegangen oder erkaltet und unsichtbar geworden sind, und daß neue Sterne am Himmel aufleuchten, die uns Jahrtausende unsichtbar bleiben, weil der Lichtstrahl Jahrtausende braucht, um unsere Augen zu erreichen.

„Und sind diese äußersten von der Erde aus noch bemerkbaren Sterne und Lichtnebel die Grenzen der Welt? O nein! Wir stehen nur an der Schwelle der Unendlichkeit. Und unsere stolze Erde? Ein Stäubchen in diesem unendlichen Weltraum.“

„Ein Blick in den Himmel, meine Freunde, lehrt uns bescheiden und demütig sein, und vor der Allmacht, die all dieses geschaffen, sinken wir anbetend in den Staub!“

Die Gesellschaft hatte fast andächtig zugehört und sogar der Barbier hatte das Schwätzen vergessen. Der Bürgermeister war der erste, in den wieder Leben kam. Er nahm einen kräftigen Schluck und sagte: "Ich muß eine Herzstärkung zu mir nehmen, sonst wird mir's schwach. Was ist doch ein Bürgermeister für ein kleines Ding in diesem Weltall, und ich habe bisher Wunder geglaubt, was ich für eine wichtige Person sei."

"Tröstet Euch, Bürgermeister," beruhigte der Hinkende. "Wir wollen es mit dieser allgemeinen Umschau am Himmel für jetzt genug sein lassen und uns wieder mit unserer Erde beschäftigen, auf welcher der Bürgermeister von Vießhaußen immerhin eine gewichtige Person ist."

"Gottlob," sagte die Frau Löwenwirtin, "daß wir wieder auf festem Boden sind. Da oben wird's einem ganz wirbelig. Gebt mir auch meine Granatfette wieder. So! Und nun soll's endlich an das Alter der Erde gehen?"

"Ja," erwiderte der Hinkende. "Aber ehe man vom Alter eines Menschen reden kann, muß er doch erst geboren werden. Mit der Erde wollen wir's gerade so machen, und deshalb spreche ich jetzt zuerst von der Geburt, von der Erschaffung der Erde."

Die Gesellschaft rückte erwartungsvoll zusammen, und der Hinkende fuhr fort:

"Das wird wohl niemand glauben, daß die Erde, so wie sie jetzt ist, auf einmal da gewesen sei. So eines schönen Morgens, als die Leute aufstanden, die Läden aufmachten und zum Fenster herausschaute, — plumps, da war sie, wie vom Himmel heruntergefallen, in aller ihrer Herrlichkeit. Und die Menschen fingen gleich am ersten Morgen ihre Siantierung an: die Kinder gingen in die Schule, der Bauer fuhr in den Klee, der Untmann stolzierte auf die Kanzlei, der Reichstagskandidat hielt seine erste Wahlrede, der Barbier Peter rasierte seinen ersten Mann, und der Hinkende spitzte seine Feder, um seinen allerersten Kalender zu schreiben."

"Hahaha! das ist sehr gut," lachte der Ratschreiber. "Der Peter hat schon am ersten Tage die Bauern geschunden."

"Nein, so gut ist's unserer Erde nicht geworden, sondern es ist ihr beikünftig so gegangen wie uns Menschen auch. Wir kommen auch nicht gleich als Geheimräte, Amtmänner, Bürgermeister und Kalenderschreiber auf die Welt, sondern als kleine hilflose Geschöpfe, die nichts können und wissen als essen, trinken und schreien. Wir müssen erst laufen und sprechen lernen, dann wachsen wir, gehen in die Schule oder neben die Schule, dann werden wir konfirmiert und erzehrt, und erst wenn wir erwachsen sind und ausgelernt haben, zeigt sich's, zu was wir taugen: der eine zum Minister, der andere zum Strolch; denn auch Strolche muß es geben, sonst hätten wir ja keine Advokaten, keine Schwurgerichte und keine Zuchthäuser. So ungefähr ist es mit unserer Erde, und es geht alles mit natürlichen Dingen zu. Jedenfalls aber ist unsere Erde geboren worden, und wer geboren wird, muß eine Mutter haben, und die Mutter unserer Erde ist — die Sonne!"

„O je! Die Sonne hat ein Kind!“ rief die Gretel ganz erstaunt.

„Nicht nur eines, viele Kinder und Enkel dazu. Denn die Sonne ist schon eine gar alte Mama. Aber so alt sie ist, es gab doch eine Zeit, wo sie noch gar nicht war, und natürlich ihre Kinder und Enkel auch nicht. Es gab eine Zeit, wo der ungeheure Raum, den unser Sonnensystem jetzt am Himmel einnimmt, leer war. Das heißt scheinbar leer wie dem Hansfrieder sein Acker, wenn er bereits gepflügt und eingesät ist, der Samen aber noch im Boden schlummert. So hatte auch Gottes allmächtige Hand den leeren Himmelsacker gepflügt und Samen ausgestreut, aber einen Samen, wie er den ganzen Weltraum erfüllt, und aus dem die unzählbaren Weltkörper mit allem, was drum und dran und drauf ist, herausgewachsen sind.“

„Wie sieht denn dieser Samen aus. So wie unser Rübsamen?“ fragte der Hansfrieder. „Nicht wie irgend ein Samen, den wir kennen. Dieser Urstoff, der den ganzen Weltraum ausfüllt und aus dem alle Weltkörper sich bilden, besteht aus Atomen, d. h. aus unmeßbaren, unwägbar kleinen Teilen, die so fein sind, daß sie sich in einem gasartigen, luftartigen Zustande befinden.“

„Aha,“ sagte der Bürgermeister, „daher kommt es, daß man sagt, Gott habe die Welt aus nichts erschaffen. Ich habe so etwas niemals begreifen wollen.“

„Fast aus nichts, könnte man beinahe sagen, so unendlich klein und fein ist der Stoff, aus dem die Welten entstanden sind, aus dem unsere Sonne sich aufgebaut hat. Da hat aber der liebe Gott einen Weltbaumeister angestellt, der es versteht, aus diesem Fast nichts solche Riesenbauwerke auszuführen, und dieser Baumeister heißt — die Anziehungskraft.“

„Ich habe Euch bei meiner ersten Standrede an einem Beispiele gezeigt, daß die Körper einander anziehen und sich vereinigen. So geschieht es im Himmelsraume.“

„Ein Samenterchen begegnet im Weltraume einem andern, sie ziehen sich an, sie vereinigen sich; jetzt sind sie noch einmal, so stark — ziehen weitere, schwächere Brüderchen an, und so im Laufe von Millionen Jahren bildet sich eine ungeheure Dunstugel, die sich wahrscheinlich infolge einer seitlichen Anziehung eines andern Himmelskörpers in Umdrehung versetzt. Durch diese und durch die Anziehungskraft im Innern, verdichtet sich der ungeheure Dunstball immer mehr und mehr, und im Laufe von Millionen Jahren bildet sich in seiner Mitte ein Kern.“

„Die Umdrehungen um ihre Achse werden immer rascher, und bei diesem rasenden Tanze nach einer Sphärenmusik muß man ohnedies schon in Hitze geraten, dazu noch die zunehmende Verdichtung und ungeheure Reibung, im Weltenurstoff, und der tanzende Dunstball wird glühend und leuchtend und wir begrüßen in ihm einen Fixstern, — unsere liebe Sonne.“

„Aber, Hinkender, woher wisst Ihr denn das? Ihr seid doch nicht dabei gewesen?“

„Nein, ich bin nicht dabei gewesen; es wäre mir auch übel bekommen. Niemand ist dabei gewesen und niemand weiß es. Aber der liebe Gott hat das große Buch der Natur vor uns aufgeschlagen und hat gesagt: Da habt Ihr es, leset darin, lernet daraus! Und die meisten Menschen gafften in das schöne Buch wie die Kinder in ihre Bilderbücher und hatten eine Freude an den schönen Bildern, aber gedacht haben sie dabei wenig und gelernt gar nichts. Einige Ausermählte aber, hochbegabte Männer, Philosophen, Naturforscher, Astronomen, wie Kant und Laplace, die haben in dem Buche gelesen, und haben darin eifrig studiert, und am Ende war ihr übereinstimmender Schluß: Wir haben's! So kann es sein, so wird es sein! So ist unsere Sonne, so sind sämtliche Sterne des Himmels geschaffen worden. Wenn's nicht so ist und haben wir uns geirrt, so wird's uns der liebe Gott nicht übel nehmen; mit dem Verstande, den er uns geschenkt, kommen wir eben nicht weiter. Der Hinkende hat zwar auch ein wenig in dieses Buch der Natur hineingeschaut, aber die Hauptsache hat er diesen großen Männern nach erzählt, und er meint auch: Ja, so kann's gewesen sein!“



Die meisten Menschen gafften in das schöne Buch wie die Kinder.

Der Bürgermeister erhob sein Glas und rief: „Ihr Männer, einen Ehrentrost auf das Wohl dieser braven Männer! Sie leben hoch!“



„Aufsch!“ rief die Böwewirtin und schüttelte ihr Kleid.

Die ganze Gesellschaft erhob sich und ließ die Gläser zusammenklirren. „Sie sollen leben, hoch, hoch, hoch!“

Der Barbier verbeugte sich dankend: „Im Namen meiner Kollegen... danke ich...“

„Doch er kam nicht weiter. Der Böwewirt gab ihm einen Stumper, daß der gelehrte Doktor auf seinen Stuhl zurücksaß: „Schweige still, du Narr, wenn gescheite Männer reden!“

Der Barbier nahm diese Zurechtweisung mit schweigender Verachtung hin und nachdem das Gelächter sich gelegt hatte, fuhr der Hinkende fort:

„Welche ungeheure Hitze auf der Sonne stattfindet, könnt Ihr daraus ermessen, daß das Eisen und andere Metalle in ihr nicht nur geschmolzen sind, nein, daß

sie in Dampfform die Sonne umgeben. Und jetzt will ich Euch ein Experiment machen, um Euch zu zeigen, wie sich im Innern einer sich um ihre Ase drehenden dunstigen oder flüssigen Masse ein Kern bilden muß. Gretel, eine große flache Schüssel mit Wasser und dort von des Pöwenwirtes Schreibzeug die Sandbüchse! So! Ich mische nun das Wasser mit dem Sand. Das soll nun den feurigen Gasball der Sonne vorstellen. Jetzt schwenke ich die Schüssel, daß das Wasser eine Kreisbewegung macht. Sehet, wie der schwere Sand sich von dem leichtern Wasser scheidet und in der Mitte sich zu einem Häuflein zusammenhüt? Das ist der Kern, der sich in dem Sonnendunstball bei seiner Umbrehung um die Ase bildet.

„Ich schwenke die Schüssel stärker, die Kreisbewegung des Wassers wird immer lebhafter, der Wasserrand, der hier den Sonnenrand vorstellt, steigt immer höher, und jetzt — wuppitch . . .!“

„Aufsch!“ rief die Frau Pöwenwirtin und schüttelte ihr Kleid. „Ein ganzer Schuck Wasser! Ich bin ganz naß.“

Der Hinkende lachte: „Drum ist Euch ein Planet in die Schürze gefahren. Ähnlich so ist es mit der Sonne. Oder ein anderes Bild: Der Bürgermeister fährt in seinem Bernerwägel ganz langsam durch seine schmutzige Dorfstraße . . .“

„Was, Hinkender? Durch meine schmutzige Dorfstraße? Ich . . .“

„Schmutzig, natürlich, weiß es eben erst stark geregnet hat.“

„Aha! Na, das laß ich gelten.“

„Er fährt also ganz langsam, wie es der Würde eines Bürgermeisters geziemt, und die Räder bedecken sich ganz behaglich mit Kot, ohne wieder etwas von sich zu geben. Draußen vor dem Dorfe aber giebt der Bürgermeister seinem Rappen einen Fitzer, dieser greift aus in scharfem Trabe, die Räder fliegen, und jetzt geben sie den Kotring wieder von sich, sie spritzen, daß der Bürgermeister das Spritzleder schließen muß. Wenn nun das Wagenrad die Sonne vorstellt, so sind die Spritzer lauter Planeten, und ein solcher Sonnenpritzer ist auch unsere Erde.“

„Aha! jetzt merke ich etwas!“ sagte der Ratschreiber.

Der Hinkende fuhr fort: „Diese Beispiele passen aber nicht vollständig zu dem wirklichen Vorgang und

ich habe sie nur gegeben, damit Ihr das folgende besser begreift. Der wirkliche, weltchöpferische Vorgang ist folgender: Bei der rasenden Geschwindigkeit, mit der die feuerflüssige Sonne sich um ihre Ase dreht, löst sich, wenn die Geschwindigkeit eine gewisse Grenze überschritten hat, am äußersten Rande der Sonne ein feuerflüssiger Ring ab, ähnlich wie ich es mit dem Wasser und dem Wagenrad gezeigt habe. Dieser Sonnenring fährt aber nicht in den Welttraum hinaus wie vorhin der Wasserring in die Schürze der Frau Wirtin und der Kotring auf des Bürgermeisters Spritzleder, sondern er bleibt in der Nähe der Sonne, wie ich es hier auf dem Tisch zeichne, und dreht sich mit dieser in gleicher Richtung von Westen nach Osten. Die Sonne aber wird durch Abföhlung und Verdichtung räumlich immer



Die Räder fliegen und jetzt geben sie den Kotring wieder von sich.

kleiner, dadurch der Abstand zwischen ihr und dem losgerissenen Sonnenring stets größer — größer und größer wird auch die Drehgeschwindigkeit der verdichteten Sonne, so daß der lustige Sonnenring nicht mehr nachkommen kann. „Ich mache nicht mehr mit!“ ruft er, zerreißt in Stücke, die sich infolge ihres feuerflüssigen Zustandes nach und nach in Kugeln zusammenballen und Anstalt machen, als selbständige Weltkörper in den Weltraum hinauszufliegen, um sich unter den funkelnden Sternen, die ihnen schon lange verlockend in die Augen gestochen haben, herumzutummeln. Das sind Kinder der Sonne, die im Begriffe stehen, mit Hilfe der „Centrifugalkraft“ oder Fliehkraft ihrer Mutter, davonzu- laufen. Aber ein solches unerfahrenes, undankbares Kind wäre in die Unendlichkeit hinausgefahren und schließlich elend zu Grunde gegangen, wenn nicht die Mama Sonne durch ihre Anziehungskraft, welche ich ihre Mutterliebe genannt habe, ihrem unvorsichtigen Sprößling ein „Halt!“ zugerufen hätte.



„Hat die Sonne nur dies einzige Kind, oder hat unsere Erde noch Geschwister?“

„Und wie ich Euch im 78er Kalender gezeigt habe, — das unternehmungslustige Kind ist brav und folgsam geworden, es

fliegt um seine Mutter Sonne herum und wie diese dreht es sich um seine Ase von Westen nach Osten. Und die Sonne hat stets ein Auge auf ihr Kind und dieses wird von seiner heißblütigen Mutter erwärmt — es müßte sonst in dem kalten Weltraume erfrieren —

es wird ernährt und erzogen. Und dieses Kind nennt man . . . ?

„Einen Planeten!“ rief der Gemeinderat.
„Nichtig! Und ein solcher Planet ist auch unsere Erde. Bei der Geburt unserer Erde war die Fliehkraft Geburtshelferin und hat Hebammendienste geleistet.“

Frau Martin lachte: „Was man nicht alles erfahren kann! Eine himmlische Hebamme!“

„Das habt Ihr gut gemacht, Hinkender!“ sagte der Bürgermeister. „So kann es auch unsreiner begreifen und man braucht deswegen kein Gelehrter zu sein.“

„Aber was ich sagen wollte,“ fragte der Hansfrieder, „hat die Sonne nur dies einzige Kind, oder hat unsere Erde noch Geschwister?“

„Freilich, noch viele, viele, und die Fliehkraft war eine vielbeschäftigte Hebamme. Da ist der Sonne ältester Sohn, Neptun heißt er, ein strammer Junge, 8400 Meilen dick. Dann kommt ihr zweitgeborener, der Uranus, auch ein fester Bursche, mit 7500 Meilen Durchmesser. Ihr drittes Kind heißt Saturn, es hat zwar einen Bubennamen, ist aber ein Frauenzimmer, denn es ist bereits wieder

guter Hoffnung, misst 16 300 Meilen um die Taille und hat einen feurigen Gürtel um sich herum. Vielleicht in ein paar Millionen Jahren wird sie ihrer Mutter Sonne einen Enkel schenken. Jupiter ist ihr dritter Sohn, noch torpulent als seine Schwester, 20 000 Meilen stark, und muß der guten Sonne starke Geburtsschmerzen verursacht haben. Wenn der Dr. Schwening er einst in den Himmel kommt, an dem könnte er ein Meisterstück machen. Dann folgen der Mars mit 890 Meilen, unsere Erde mit 1720 Meilen, die Venus mit 1700 Meilen, und endlich ihr kleinster Sohn, Merkur, ein schwächliches Kind von nur 670 Meilen Durchmesser.“

„Herr Gott,“ rief Frau Martin, „das ist eine starke Familie! Die großen Vengel werden ihrer Mutter was zu schaffen machen. Kein Wunder, daß die Sonne Flecken hat.“

„Keine Sorge, Frau Martin, sie weiß ihre Familie in Ordnung zu halten. Sie hat das Zeug dazu, es möchte ihr sonst übel gehen, — denn außer diesen acht großen Planeten wird sie noch von circa 145 kleinen Planeten umschwärmt, Kleinzeug, das die Astronomen die Planetoiden nennen. Der größte von den Kleinen, die Vesta, hat nur 60 Meilen im Durchmesser, und der kleinste, Hygiea, sogar nur 3 Meilen. Manche Gelehrten behaupten, dieses Kleinzeug sei keine Nachkommenschaft der Sonne, sondern es befinde aus Bruchstücken anderer zertrümmelter Weltkörper, die in den Bereich der Sonne geschleudert worden seien, und die Sonne habe die Findelkinder mitleidig unter ihre Obhut genommen. Die Sonne aber sagt: „Was? Findelkinder? Fiele mir ein, auch noch 145 Findelkinder aufzulesen. Es sind meine eigenen Kinder, ich, die Mutter, muß es doch wissen!“

„Ja, bekommen denn bei einer so großen Familie die vielen Geschwister keine Häudel miteinander und stoßen bei ihrem Tanze um die Sonne aufeinander?“

„Auch dafür hat die Mama Sonne gesorgt und hat ihre Kinder in eine respectable Entfernung von sich und unter sich gehalten. Die Entfernung der Sonne vom Neptun beträgt 620 Millionen Meilen

„ Uranus	„ 400	„	„
„ Saturn	„ 200	„	„
„ Jupiter	„ 108	„	„
„ Mars	„ 32	„	„
vor unserer Erde	„ 20	„	„
„ der Venus	„ 15	„	„
und vom Merkur	„ 8	„	„

Die Entfernung des Kleinzeuges ist zu 45 bis 70 Millionen Meilen berechnet worden. Da müssen sie wohl Frieden untereinander halten. —

„Angenommen, die Sonne könne es nicht mehr ansehen, wie auf unserer Erde gehaust wird, wie die Schwarzen und die Roten in unnatürlicher Brüderschaft, wie toll um sich schlagend, in das Glück und den Frieden der Völker hineintaumeln, wie Schwarz und Rot zu einer schmutzigen Brühe sich mischt, die alle gefunden Zustände zu verpesten sucht, — z. B. wie die Vertreter, oder vielmehr die Verdreher der reinen Liebes-

lehre Christi das Lehrer Reichswaisenhaus, dieses Wert der reinsten Menschenliebe mit gleichnerischem, zelosischem Wüten zu verleumden und zu verderben suchen — das Waisenhaus, ein Piebling der Sonne, auf das sie ihre reinsten und glänzendsten Strahlen niederfendet —, wenn die Sonne in gerechter Entrüstung ihre Batterien gegen diese Bande spielen ließe, so hätte die saubere Gesellschaft noch elf Jahre Zeit, zu wühlen, zu verleumden und zu betrügen, bis die erste Sonnenbombe in ihrer Mitte platze und sie zum Heile der Menschheit versprengte. Wollte aber die Sonne mit dem Neptun eine ähnliche Züchtigung vornehmen, so hätte die Kanonenkugel 350 Jahre Zeit, um ihr Ziel zu



„Peter,“ hat er gesagt, „Wie schade, daß du nicht Chemie studierst.“

erreichen.“

„Bravo!“ rief der Bürgermeister. „Nur schade, daß auf der Sonne keine Kanoniere sind. Unsern Schwarzen und Roten aber möchte ich den Neptun als Tummelplatz gönnen, dort wären sie in Numero sicher, — wir aber auch. — Jetzt will ich aber noch etwas wissen, Hinkender. Unsere Erde, weil sie ein Kind der Sonne ist, besteht sie aus den gleichen Stoffen wie diese?“

„Natürlich. Sie gleicht der Sonne wie ein Kind seiner Mutter!“

„Wie hat man aber das untersuchen können. Wer hat schon ein Stückchen Sonne in den Händen gehabt?“

„Nein, mit einem Stück Sonne hat sich noch niemand die Finger verbrannt. Aber zwei hochgelehrte und hochgeehrte Männer in Heidelberg haben vor 25 Jahren ein Verfahren erfunden, durch welches man hier, von der Erde aus, bei jedem Himmelskörper erforschen kann, aus welchen Stoffen er besteht. Nun, Peter, Ihr habt ja in Heidelberg studiert . . .“

„Rasiert,“ verbesserte der Ratschreiber.

„Ja, auch rasiert,“ eiferte der Barbier, „die ganze Fakultät hab' ich rasiert und während dem Einrasen haben wir immer gelehrte Gespräche geführt. Die

beiden berühmten Männer hab' ich auch unter dem Messer gehabt, sie waren meine besten Freunde. Der eine hieß Du . . . Bum . . ."

"Bumfen," fiel der Hinfende ein.

"Richtig, Bumfen, Geheimer Rat. Der Bumfen hat oft zu mir gesagt: Peter, hat er gesagt, wie schade, daß du nicht Chemie studierst, du könntest den Stein der Weisen entdecken. Und der andere, Gottesacker hat er geheißen . . ."

"Nicht Gottesacker — Kirchhoff."

"Na, Kirchhof oder Gottesacker ist einerlei. Peter, hat der Kirchhof zu mir gesagt, an dir ist ein Mathematiker verloren gegangen, die Quadratur des Kreises wäre für dich eine Kleinigkeit gewesen."

Die Großthueren des Barbiers erregten allgemeine Heiterkeit.

Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, fuhr der Hinfende fort: "Und durch welches Mittel haben diese beiden Gelehrten die Himmelskörper erforscht? Nun, Peter?"

"Durch . . . durch Spekt . . . Spektral . . ." stotterte dieser.

"Spektral . . . richtig, und weiter?"

"Das andere weiß ich nicht mehr. Man kann auch nicht alles behalten."

"Nun, ich will Euch auf die Spur helfen. Wie heißt dem Bürgermeister seine Schwiegertochter?"

"Anna Piesel. Richtig, jetzt hab' ich's, Spektralanalyse heißt's!"

"Bravo!" lachte der Hinfende, "durch die Spektralanalyse. Spektrum heißt auf deutsch ein Farbenbild mit Regenbogenfarben, und Analyse heißt Untersuchung, Zerlegung. Nicht durch Bürgermeisters Anna-Piese, sondern durch die chemische Analyse der Lichtstrahlen der Himmelskörper haben die beiden Gelehrten nachgewiesen, daß in der Sonne alle Stoffe enthalten sind, aus denen auch unsere Erde besteht: Eisen, Kupfer, Zink, Natrium, das im Kochsalz vorkommt, Calcium, das im Kalk enthalten ist, Wasserstoff und Sauerstoff, aus denen das Wasser besteht. Alles in der Sonne wie bei uns, nur kann man aus dem Sonnenlicht keine Eisenbahnen machen und aus dem Sonnenkupfer keine Pennige prägen, denn der ungeheuern Hitze wegen ist in der Sonne noch heute alles in Gasform aufgelöst. Drum sieht man mit unsern Fernrohren dort auch alles brodeln, kochen und zischen; dunkle Sonnenflecken entstehen, Faceln und Flammen schießen empor und vergehen in stetem schnellem Wechsel."

"Das Verfahren der Spektralanalyse kann ich Euch hier nicht näher erklären; um es zu verstehen, muß man ein Gelehrter sein. Und nun von der heißen Sonne wieder herunter auf unsere Erde."

"Der Tag, an welchem die Erde der Sonne davon-gelaufen, ist der Geburtstag der Erde. An diesem Tage wurde die Erde im himmlischen Standesamte als geboren eingetragen, von diesem Tage an lebt sie."

"Also geschwinde," rief die Frau Martin eifrig, "wann war dieser Tag? Wie viel Jahre vor Christi Geburt? Dann wissen wir ja, wie alt sie ist?"

"Nur Gebuld, liebe Frau, es gab damals noch keinen Kalender, in den man am Geburtstag der Erde hätte einen roten Strich machen können. Doch davon später. Die Erde war in ihrer ersten Kindheit gerade so ein feuriger Dunitball wie die Sonne, und nach dem Beispiele ihrer Mutter, schleuderte sie bei ihrer raschen Umdrehung um ihre Achse, ebenfalls ein Stück von sich in den Weltraum — den Mond. Der Mond ist

also ein Sohn der Erde und die Sonne ist seine Großmutter! Um aber ihren Sohn stets unter den Augen zu haben, hält die Erde den Mond durch ihre mütterliche Anziehungskraft auf eine Entfernung von 51800 Meilen fest und zwingt ihn, stets um sie herumzulaufen, gerade so, wie es die Sonne mit der Erde macht."

"Eine fürnehme Verwandtschaft," meinte der Rat-schreiber. "Da sind wir Menschen ja auch mit der Sonne verwandt, da wir Kinder der Erde sind?"

"Freilich, auch sie ist sozusagen unsere Großmutter!"

"Wie komisch!" lachte Frau Martin. "Da möchte ich denn doch die liebe Großmutter bitten, daß sie uns bei der nächsten Ernte nicht so fürchterlich auf den Kopf brennt."

"Der uns gar mit einem Sonnenstich umbringt," witzelte der Barbier.

"Dabei aber wollen wir nicht vergessen, welche Wohlthaten wir unserm Großmütterlein verdanken," sagte der Lehrer. "Obne ihre Liebe müßten wir ja elend zu Grunde gehen!"

Nach dieser geistreichen Zwischenverhandlung fuhr der Hinfende fort:

"Wie die Erde aus einer ursprünglichen ungeheuern feurigen Gasugel, deren Durchmesser man gar nicht schätzen kann, im Verlauf ungeheurer Zeitabschnitte sich durch Abkühlung, Zusammenziehung und Ausschneiden ihrer Stoffe bis zu ihrer gegenwärtigen Kugelgestalt, die bekanntlich nur noch einen Durchmesser von 1720 Meilen hat, verwandelt hat; wie nach und nach im Verlauf von Jahrtausenden die Gasform in eine feuerflüssige sich verleinert hat; wie in diesem Feuermeer durch die Einwirkung des eisigkalten Welt-raumes Schlacken sich gebildet haben, die nach und nach zu einer festen Erdrinde zusammenbackten; wie unter ungeheuren Revolutionen und Stürmen, von denen wir uns keinen Begriff machen können, — die Berge und Meere entstanden sind: alles das ist ein so ungeheurer Stoff, daß ich ihn für eine besondere Standrede zurücklegen muß, wir könnten sonst heute nicht mehr erfahren, wie alt eigentlich die Erde ist."

"Ich möchte es heute noch wissen," sagte die Frau Löwenvirtin. "Ich möchte nicht noch einmal 8 Jahre warten. Ich könnte nicht schlafen, wenn ich's nicht heute noch erfähre."

"Beruhigt Euch, Frau Martin, Ihr werdet es heute noch erfahren. Etwas über den gegenwärtigen Zustand der Erde muß ich aber doch noch erklären. Es wird mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen, daß das Innere unserer Erde sich heute noch in einem feuerflüssigen Zustande befindet, und daß die feste Erdrinde, welche dieses Feuermeer umgiebt, auf der wir leben, auf der wir unsere Früchte pflanzen, unsere Häuser bauen und in welche wir unsere Bergwerke hineinbohren, — nicht dicker ist als im Verhältnis eine Eierchale zu dem flüssigen Ei!"

"Um Gottes willen, so dünn! Sie wird doch fest sein und nicht zusammenbrechen?"

"Da wird's einem ja ganz unheimlich!" warf der Bürgermeister ein. "Da sitzen wir so ganz gemächlich beisammen und denken nicht daran, daß dicht unter uns die Hölle brodeln! Hat man denn auch Beweise dafür, Hinfender?"

"Schlagende Beweise. Da hat man erstens durch Messung gefunden, daß, je tiefer man in die Erde eindringt, desto mehr die Hitze zunimmt. Auf je 30 Meter Tiefe nimmt die Wärme um einen Grad zu, so daß bei einer Tiefe von 6 Meilen — und so dicht ungefähr ist die feste Erdrinde — eine Hitze von

1500 Grad herrschen müßte, und bei solch einer Hitze müßten fast alle Metalle und festen Stoffe geschmolzen, müßten flüssig sein."

"Holla! Hinfender!" rief triumphierend der Barbier, "jetzt hab' ich Euch aber auf einer Unwahrheit erwischt. Da müßt es ja in unserm Keller warm sein und nicht kühl, und das Lied: „Im kühlen Keller sitze ich auf einem Faß voll Neben,“ wäre gelogen und unser Wein müßt aller zu Grunde gehen."

"Fah! Unsere Keller, die nur wenige Meter tief, und gegen die äußere Wärme abgeschlossen sind. Aber versucht es einmal, Peter, und steigt in eines unserer tiefsten Bergwerke hinunter, und es soll mich Wunder nehmen, wenn Ihr nicht schleunigst Eure Jacke auszieht und nach Luft schnappt vor Hitze. Und unsere heißen Quellen, die an unzähligen Orten aus der Erde sprudeln und die zum Teil so heiß sind, daß man Eier darin kochen oder ein Eislein brühen könnte? Wo heißes Wasser ist, da muß auch Feuer sein, das weiß sogar die Grotte dort. Und die vielen feuer-speienden Berge, die geschmolzenes, flüssiges Gestein auswerfen? Das sind die Sicherheitsventile wie bei einem Dampfkessel, und wenn's im Innern der Erde zu arg rumort und will die dünne Decke sprengen, dann macht sich's Luft durch solche Vulkan-Sicherheitsventile."

"Kurz, es kann fast mit Sicherheit angenommen werden, daß das Innere der Erde flüssig ist, und daß wir nur durch eine verhältnismäßig dünne, feste Rinde von dem Feuerpfuhl entfernt sind."

"Da traut man sich ja kaum mehr, fest aufzutreten, aus Furcht, sich die Füße zu verbrennen!"

"Hat keine Gefahr, Frau Martin. Eine 6 Meilen dicke Erdrinde ist ein sicherer Ofenschirm, und zudem wird er von Jahrtausend zu Jahrtausend durch Abkühlung noch fester, und die Gefahr, daß der Erde Dampfkessel einmal platzen und uns in den Weltraum schleudern könnte, wird immer geringer. Doch davon mehr in meiner nächsten Standrede, jetzt wollen wir endlich zum Schlusse im Himmelsstandbuch nachsehen, wie alt unsere Erde ist."

"Na, endlich!"

"Ich weiß, wie alt sie ist," rief der Steffe-Marie vom Kakentische. "Es steht ja im Kalender! So um die 6000 Jahre herum." Hans und Gretel nickten verständnisvoll.

"In meinem Kalender steht es schon lange nicht mehr," erwiderte der Hinfende. "Und ich schäme mich heute noch, daß der Unsinn jemals drinnen gestanden ist."

"Die Erde selbst ist ein Buch, in dem wir lesen können, welche ungeheure Zeitperioden erforderlich waren, bis die glühende Gastugel das geworden ist, was wir heute unsere Erde nennen. Da ist z. B. der berühmte Niagara-Fall in Nordamerika. Jahrelange Beobachtungen haben nachgewiesen, daß der ungeheure Wasserfall jedes Jahr von der Felsenschwelle, über die er hinabstürzt, einen Fuß abwascht. So hat er bereits

eine beinahe 2 Meilen lange Felsenschlucht ausgefressen, und dazu also 35000 Jahre nötig gehabt. Ein anderes Beispiel: die Guanoinfeln bei Peru!"

"Wo der neumodische Mist herkommt?"

"Ja, der Guano! Und der Guano besteht aus . . .

Nun Peter?"

Peter lachte: "Man wende sich an den Schaffner!"

"Gut gegeben. Besteht aus Vogelmist. Und auf den Aborten dieser Inseln — auf der Eisenbahn nennt man sie lieux d'aisance „für Herren“ — „für Damen“ — sitzen unermessliche Scharen dieser braven Vögel und liefern den Peruanern ein Material, das kostbarer ist als ihr Gold und ihr Silber und ihnen auch mehr einträgt."

"Haben doch Peru und Chile einen grimmigen Krieg geführt und sich die Hälse gebrochen über diesen Vogelmist," bemerkte der Bürgermeister, der ein eifriger Zeitungsleser ist.

"Und unsern Viktor Scheffel . . ."

"Von Scheffel," berichtete der Barbier.

" . . . unsern von Scheffel haben diese Vögel zu seinem hübschen Guanolied begeistert," und der Lehrer declamierte:

"Sie sitzen in frommer
Beschauung,

"Kein einziger versäumt
seine Pflicht,

"Segnet ist ihre Ver-
dauung

"Und flüssig als wie ein
Gedicht!"

"Bravo! Herr Lehrer!

Und," fuhr der Hinfende fort, "da auf den Guanoinfeln das „geruchlose Abfuhr-System" noch nicht eingeführt ist, so haben im Laufe der Zeiten sich die Guanolager zu wahren Bergen, bis zu 30 Meter oder 100 Fuß Höhe aufgetürmt, so daß sie bergmännisch ausgebeutet werden müßten. Nun hat der be-

rühmte Naturforscher Alexander von Humboldt nach sorgfältiger Beobachtung dargethan, daß die Vögel bei gewissenhaftester Arbeit durch ihren Dünger in 300 Jahren erst eine Guanoschicht von einem Centimeter zustande bringen können, macht für einen Meter 30000 Jahre und für 30 Meter 900000 Jahre!"

"Donnerwetter! Das ist eine lange Sitzung!"

"Vor 900000 Jahren hat es also schon Vögel gegeben! Wie unermesslich muß also der Zeitraum sein von dem Geburtstage der Erde an bis zu dem Zeitpunkt, wo der erste Vogel sein wohlthätiges Werk beginnen konnte."

"Allein zur Bildung der Steinkohlenformation waren mehr als eine Million Jahre erforderlich. Andere Gelehrte haben ausgerechnet, daß 2000 Millionen Jahre verfloßen sein müssen, seit zum erstenmal eine erhärtete Kruste den glühenden Erdball umschloß."

"Und wenn auch heute unser kleiner Menschenverstand sich gestehen muß, daß es unmöglich ist, den Zeitpunkt auch nur annähernd zu bestimmen, da unsere Erde sich als Planet von seiner Mutter Sonne ablöste, so können wir doch, auf eine ganze Reihe von Beobachtungen und Thatfachen gestützt, annehmen, daß



"Sie sitzen in frommer Beschauung."

Zeiträume von fast grenzenloser Dauer, daß viele Milliarden Jahre erforderlich waren, um die gewaltigen Veränderungen, die unser Planet erlitten, zu bewirken. Und damit, Frau Löwenwirtin, ist nun Ihr Wunsch erfüllt. Sie kennen nun ganz genau das Alter unserer Erde — viele Milliarden von Jahren!

„Herr Gott, das ist ein altes Frauenzimmer!“ sagte der Ratschreiber.

„Und noch so lebenslustig und alert!“ fügte der Barbier hinzu.

Die Frau Löwenwirtin machte ein etwas unzufriedenes Gesicht: „Nun ja, wunderbar ist es! Aber das, Sinkender, hättet Ihr uns schon vor 8 Jahren sagen können. Jetzt wissen wir zwar, daß sie eine sehr alte Person ist, ihr eigentliches Alter können wir aber noch immer nicht erfahren.“

„Und werden's auch niemals erfahren. Sie ist halt ein Frauenzimmer und keine Ausnahme von der Regel,“ lachte der Barbier.

Ohne sich durch diesen abgedroschenen Wit aus der Fassung bringen zu lassen, fuhr Frau Martin fort: „Jetzt noch eins, Sinkender. Eure gelehrten Herren wissen ja alles, — wissen sie nicht auch, wie alt die Erde überhaupt noch werden kann? Man munkelt ja alle paar Jahre von einem Weltuntergang, und da möchte man doch auch vorher sein Haus bestellen.“

„Hat keine Eile, Frau Martin,“ beruhigte der Sinkende. „Der „Weltuntergang“, den die Pfaffen von Zeit zu Zeit zum besten geben, ist eines ihrer harmlosen Kunststückchen, um die ängstlich gemachten Schafe in ihren Stall zu treiben und fromme Vermächtnisse zu erschwatzen. Der Weltuntergang mußte jedesmal wegen eingetretener Hindernisse verschoben werden. Die Erde ist, trotz ihrer stürmischen Jugend, eine langlebige Person und befindet sich jetzt in ihrem schönsten Alter. Freilich, sterben muß sie einmal, wie alles Irdische. Aber sie ist mitsamt ihren Geschwistern, den andern Planeten, eine zärtliche Tochter, und die Geschwister haben untereinander ausgemacht, sie wollen den Tod ihrer lieben Mutter, der Sonne, nicht überleben, und früher als sie erkalten. Wenn einst die Sonne kein Licht und keine Wärme mehr spenden kann, so ist auch für ihre Kinder, die Planeten, ihr letztes Stündlein gekommen, alles Leben auf ihnen erstickt, und als finstere, nutzlose Schlacken werden sie in Ruhestand versetzt. In dem himmlischen Etat bildet der Pensionsfonds für solche abgedankten Sonnensysteme eine hübsche Summe!“

„Was Ihr einen erschrecken könnt, Sinkender. Wird denn die Sonne auch einmal aufhören zu scheinen? Ja, ja, seit ein paar Tagen kommt sie mir auch so — so bleichsüchtig vor.“

„Auch sie wird einstens auslöschen wie ein Ofen, dem das Brennmaterial ausgegangen ist. Doch davon später. Ich habe noch 17 Millionen Jahre Zeit, Euch darüber eine Standrede zu halten, denn so lange hat die Sonne den Naturforschern versprochen, uns noch scheinen zu wollen.“

„Na dann,“ sagte Frau Martin und wickelte beruhigt ihren Stricktrumpf zusammen. „Gretel, mit unserer großen Wäsche eilt es nicht, die können wir die nächste Woche machen!“

Der Sinkende erhob sich: „Jetzt, Ihr Männer, noch ein Glas zum Abschied. Ich bin fertig und danke Euch, daß Ihr so lange ausgehalten habt.“

Die Gläser klangen zusammen.

„Wir haben zu danken,“ sagte der Bürgermeister und schüttelte dem Sinkenden herzlich die Hand, „ich

bin jetzt um eine gute Portion gescheiter als vor einer Stunde. Ich freue mich schon aufs nächste Jahr.“

„Wir alle, wir alle freuen uns! Ihr kommt doch wieder?“

„Nun ja, ich verspreche es! Ich kann Euch noch manches Lehrreiche erzählen vom Himmel und von der Erde!“

Der Hans nahm die Gretel am Arme.

„Du, Gretel, komm! Mir ist ganz dumm im Kopfe!“

„Hans, ich gehe auch mit,“ sagte der Steffe-Marke, und die Insassen des Ratsentisches drückten sich schleunig zur Thür hinaus.

Der Löwenwirt, der sich einen Augenblick entfernt hatte, trat wieder in die Stube: „Sinkender, es ist eingespant. Ich hab' Euch eine Flasche Wein und eine Leberwurt ins Chaisenkästchen gethan. 's ist eine kühle Nacht und es ist weit bis Jahr!“

Sie begleiteten alle den Sinkenden hinaus bis ans Bernerwägel, auf dessen Vord der Hans bereits Platz genommen hatte.

Es war ihm da droben jedenfalls behaglicher als in der warmen Stube bei der Vorlesung.

„Gute Nacht, Sinkender! Glückliche Reise!“

„Gute Nacht, Ihr Freunde!“

Der Hans schwang die Peitsche und fort ging's durch die sternenhelle Nacht Jahr zu!

Späte Beichte.

Von Wilhelm Fischer.

Vor Jahren wohnte bei meinem Heimatdorfe in einer einsamen, haufälligen Hütte ein armes Ehepaar mit einem einzigen, erwachsenen Sohn. Die Leute standen nicht im besten Ruf. Beide Männer waren Tagelöhner, faul, unzuverlässig, dem Trunke ergeben und, wofern sie nicht sehr verleumdet wurden, Langfinger. Für die erträglichste galt noch die Mutter, welche die kleine Haushaltung führte und das Stückchen Land als Garten und Feld bebaute. So lange sie lebte, hielt sie das Ganze notdürftig zusammen; nach ihrem Tode aber brach mit der Unordnung Mangel und Zwietracht aus. Nur in guter Laune teilte der junge starke Schlingel seinen Mehrverdienst mit dem Alten, wo sie dann in Eintracht das Geld bis auf den letzten Heller vertranken; öfters weigerte er sich oder brachte nichts heim als eine leere Tasche und einen vollen Kopf. Der Alte rächte sich durch Schimpfen und Drohungen: er wolle den Faulenzer und Vielkras aus dem Hause jagen, den Lappen Land verkaufen und verkaufen; leider gehörte derselbe ihm nur mehr zum kleinsten Teil. Von Worten kam's zu Schlägen und der Streit ward nachgerade so arg, daß der Junge, wenn sein Vater daheim war, oft wochenlang nicht unter sein Dach trat, sondern anderwärts einen Unterschlupf suchte. Der Alte trieb's immer toller, arbeitete wenig und trank desto mehr, und eines frühen Morgens fand ein Bauer, der sich nach Arbeitern umsah, ihn hinter der Thür der alten Hütte erhängt und schon kalt und starr. Sein schreckliches Ende nahm keinen Menschen besonders wunder. „So mußte es kommen mit dem alten Sauhbald!“ hieß es. Er wurde ab-geschnitten, angegafft und begraben.

Nun rückte der Sohn in das Erbe ein und es schien eine Zeitlang, als ob er ernster geworden sei und sich bessern wolle. Er schaffte gehörig, trank mäßig, be-

zahlte einige Schulden ab und kaufte ein paar Stücke Hausat, denn er gedachte bald eine junge Frau heimzuführen. Doch das Mädchen, oder vielmehr die verständigen Eltern desselben gaben dem überberichtigten Freiersmann einen Korb. Da ward er schlimmer als zuvor. Er arbeitete nur, wenn die Not ihn dazu trieb, lumpete dagegen tagelang; alles, was er auf- und bringen konnte, ward durch die Gurgel gejagt.

Seine Riesennatur hielt trotz aller Piederlichkeit noch ein paar Jahre stand; dann aber brach er zusammen und nach dem Delirium trat eine solche Schwäche ein, daß der Arzt ihn für verloren gab. Einige mitleidige Seelen teilten sich in seine Pflege. Jetzt war er still und zahm genug. Er plagte und jammerte nicht. Gegen den Pastor, der ihn mehrmals besuchte, benahm er sich wenigstens anständig. Man bedauerte ihn, man vergaß fast sein wüstes Treiben, man lobte ihn beinahe. Denn so geht's in der Welt. Je tugendhafter einer lebt, desto eifriger spürt man seinen Fehlern nach, wie man sogar an der Sonne Flecken entdeckt hat. Das macht der Neid. Und umgekehrt, es braucht einer nur in einem Hauptpunkt recht schwach und schlecht, z. B. ein Säufer, ein Verschwender zu sein, und es wird sicherlich heißen: „Schad' um den Menschen, 's ist sonst ein so guter Kerl!“ — Ich wollt', ich könnt' dies Mitleid nennen; zum Teil ist es etwas der Art, aber im Grund steckt leider das pharisäische Gefühl dahinter: „Da bin ich doch ein ganz anderer, besserer Mensch!“ —

Doch zurück zu unserm Kranken. Er blieb still und geduldig bis zum letzten Atemzuge. Wie's Brauch ist bei geringen Leuten, besaßte man sich mit der Beforgung der Leiche, und die alten Frauen, deren Geschäft es war, und die vorher eine kleine Herzstärkung zu sich genommen hatten, waren nicht allzu betrübt dabei. Aber auf einmal verstümmte ihr Geschwäg und ihr Haar sträubte sich; der Totgegläubte richtete sich plötzlich empor, riß die Augen auf, starrte wild in die flackernde Kerze und rief mit leiser Stimme: „O, ich hab' meinen Vater aufgehängt!“ Dann sank er zurück auf das elende Bett und wachte nimmer wieder auf. Auch andere Menschen als die alten Weiber entsetzten sich, als sie die graufige Kunde vernahmen.

„Werk' wohl, ich meine und sage nicht, daß der Vatermörder schon wirklich tot gewesen und seine arme Seele vom strengen Richter aus der Ewigkeit noch einmal für einen Augenblick in den verlassenen Leib zurückgefunden worden sei, um ihre große Schuld zu bekennen. Ich erkläre mir das schreckliche Ereignis folgendermaßen. Der unselige Mensch hatte seine Zunge sorgfältig gehütet und auch auf dem Krankenbette sein Geheimnis ängstlich bewahrt. Um so mehr drückte es ihn Tag und Nacht. Ein reiniges Bekenntnis konnte ihn er-

leichtern, das fühlte er wohl. Vielleicht schwebte es ihm mehrmals auf der Zunge, z. B. als die gutherzigen Frauen ihn mit unbedientem Mitleid pflegten, oder als der Geistliche ihn vermahnende und tröstete, aber hart und trotzig drängte er es stets wieder zurück. Und wie uns beim Entschlummern ein quälender Gedanke plötzlich wieder vollkommen wach machen kann, so peinigete ihn das Geheimnis noch in der beginnenden Betäubung des letzten Schlafs und ließ ihn nicht zur vollen Ruhe kommen; er kämpfte und widerstrebte, er hielt an sich und suchte sein Gewissen zu dämpfen, lange und erbittert ward gerungen, nur durch schwache Fäden hing die arme Seele noch mit dem ertaltenden Leibe zusammen, sie schwebte gleichsam schon über ihm, aber wie sie sich vollends losreißen wollte, hielt das bleis schwere Bewußtsein der unentdeckten Freveltthat sie zurück und siegte endlich: mit letzter Kraft



„O, ich hab' meinen Vater aufgehängt.“

setzte sie Brust und Aug', Zunge und Lippe noch einmal zur späten Beichte in Bewegung und ließ dann, endlich befreit, die morsiche Hülle zurück, um hinüber zu gehen ins große Reich der dunklen Ewigkeit. Der dem Schächer am Kreuz im letzten Augenblick verzeihen konnte, mög' auch ihr gnädig gewesen sein. Ihr Eltern, die ihr dies leset, reizet eure Kinder nicht zum Jorn, sondern ziehet sie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Und ihr Kinder denket des Wortes: „Ein Auge, das den Vater verpödet, und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach anschnacken und die jungen Adler fressen! Ehret Vater und Mutter, auf daß es euch wohlgehe und ihr lange lebet auf Erden!“

Die Hasen des Herrn von Krafftheim.

Von

Wilhelm Meyer-Markau.

Baron von Krafftheim auf Krafftheimerort saß vor seinem Schreibtische, in tiefes Sinnen er gefunden zu haben, was er gesucht, und mit einem: „Ich hab's! Damos!“ tauchte er die Feder in das Tintenfaß und bedeckte einen Briefbogen mit Schriftzügen, die sich mehr durch ihre aristokratische Haltung als durch Schönheit auszeichneten. „Was werden die Kerle sich geehrt fühlen,“ murmelte er, indem er den Brief schloß und mit der Adresse verfab: Herrn Inspektor Spengler in Bording!

cito! cito!

„Heinrich!“ —

„Gnädiger Herr?“ —

„Krafft diesen Brief zurr Post! Hochwichtig! Sehr pressant!“

Der Herr Inspektor in Bording las den Brief mit maßlosem Erstaunen: „Bombenelement, ist der Gnädige

gar vollends übergeschnappt!? Das ist ja die reine Narrheit! Da muß ich meine Frau beraten!"

Der Herr Inspektor rannte in die Küche, wo seine Frau soeben mit dem Kochlöffel hantierte: „Marie, ein Brief vom Gnädigen! Da, lies einmal, aber laut, damit ich den Unsinn noch einmal höre!“

Frau Marie las:

„Lieber Spengler!

Famose Idee bekommen. Zu meinem Geburtstage ein Dutzend Hosen verschenken an hiesigen Inspektor, beide Verwalter, Pfarrer und vier Lehrer am Ort und andere. Adressen unten, an die je ein Luder zu senden. Aber keine Ware aussuchen. Hier von dem Zeug nicht viel zu haben. Erwarte prompte Ausführung!

Baron Krafft von Krafftheim
auf Krafftheimerort.“

Frau Marie brach in ein lustiges Lachen aus: „Hosen! Wie komisch! Der Herr Pfarrer wird eine Freude haben! Ha, ha, ha!“

„Und die Hosen sind auch noch unterstrichen. Unterstrichene Hosen! Da ist kein Zweifel, dem Gnädigen ist ein Ziegel gerutscht. Aber wie er nur dazu kommt, seine Narrheit an mir auszulassen anstatt an einem Kleiderhändler?“

„Da steht's ja,“ lachte die Frau, „von dem Zeug sei dort nicht viel zu haben!“

„Unsinn!“ brummte der Gemahl, „als ob die Hosen dort am Rhein bei dem letzten Hochwasser alle fortgeschwemmt worden wären. Möcht' wissen, ob man in Duisburg und Düsseldorf keine Hosen bekommen kann. Donnervetter, sie laufen dort doch nicht ohne Hosen herum?“

„Ereifere dich nur nicht,“ tröstete die Frau, „was geht's dich an? Wenn der Herr befiehlt, so gehorcht der Knecht! Und jetzt lasse mich in Ruhe, der Kuchenteig geht mir sonst zu Grunde.“

„Fast recht, Marie, bist eine geschickte Frau. Christian soll sofort einpacken, will nach Magdeburg fahren und dem „Woll-Ernst“ das Dutzend ablaufen.“

„Doch 's Maß, wie steht's ums Maß!? Kein Zettel dabei: nichts, rein gar nichts zu finden! Nur die Adressen da: Inspektor Gutmann, Verwalter Volmann und Borgarz, Pastor Grab, Lehrer Sprücker, Cousin, Fladow, Werbes und noch so 'ne ganze Reihe von Namen. Was weiß ich, was die Kerls für Beine haben! Was da machen! Des Gnädigen Geburtstag ist den 27. und heut ist schon 24ter. Da eilt's, bleibt nichts weiter übrig als telegraphieren.“

„Christjan, Christ ja a a n!“ so rief der Herr Inspektor Spengler jetzt, das Fenster öffnend, in den Hof hinein.

„Herr Entspekter, watt soll id!“ erscholl es aus dem Dohsentalle zurück und gleich darauf stand Christian, der Gutskutscher, vor dem Inspektor. Dieser zog die Bleifeder von seinem Notizbuche, schrieb darin auf ein leeres Blatt unter seines Herrn Adresse:

„Der gnädige Herr vergaßen das Maß.“

Spengler, Ökonomie-Inspektor.“

Dann riß er das Blatt aus dem Buche, faltete es zusammen, gab's an Christian mit dem Befehle, es sofort nach Kuseburg aufs Telegraphenamt zu tragen. Nach einer Stunde schon lief die Antwort vom Gnädigen ein, die aber recht ungnädig klang:

„Schodschwerenot! Dummes Gefrage. Pastorenmaß. Größten von allen. Weiß jeder Esel. Baron v. Krafftheim.“

„Selber Esel!“ knurrte der Herr Inspektor grimmig. „Hosen nach Pastorenmaß, das verstehe ein anderer; ich nicht!“



„Selber Esel!“ knurrte der Herr Inspektor grimmig.

Es blieb ihm also weiter nichts übrig als ohne Maß einzukaufen. Er fuhr nach Magdeburg und suchte beim „Woll-Ernst“ ein Dutzend der besten „Unausprechlichen“ aus, die auf möglichst weiten Leibes-Umfang ihrer zukünftigen Herren Besitzer berechnet waren. Sodann ließ er dieselben alle einzeln einpacken, legte jedesmal einen Brief dazu des Inhalts, auf des gnädigen Herrn Barons Anweisung geschehe die Zusendung, und schrieb dann nach Gutdünken die angegebenen Adressen auf die 12 Pakete. Christian mußte diese darauf zur Post tragen.

Das Dutzend Hosenpakete ging nach dem Rhein ab.

„Der Schulunterricht beginnt 10 Minuten vor dem Schulanfang“ — so soll's irgendwo in einer Schulordnung

stehen. Krafftheimerort besitzt nun allerdings dieses Muster von Schulordnung nicht; aber doch waren die dortigen Lehrer auch immer mindestens 10 Minuten vor Schulanfang auf dem Schulhose. Und da unter ihnen stets das beste Einvernehmen herrschte, so spazierten sie bis zum Glockenschlage zwischen der spielenden Kinderschar auf und ab.

Wo zwei oder drei Lehrer versammelt sind, da ist Pestalozzi immer mitten unter ihnen. Die Herren Lehrer in Krafftheimerort besprachen bei ihren „vorschulpflichtigen“ Spaziergängen denn in der Regel auch „schwierigere Disciplinarfälle“ und sonstige Schulangelegenheiten. Auch zogen sie wohl den „Robinson“, die „Bibel“, oder die „Geschichtsbilder“ in den Kreis ihrer Betrachtungen. Sie arbeiteten nämlich nebenbei mit an dem Aufschwunge des „pädagogischen“ Büchermarktes.

Heute aber wurde nichts von alledem unter den Lehrern Krafftheimerorts verhandelt. Es wurde heute überhaupt nichts, rein gar nichts unter ihnen verhandelt, trotzdem sie nicht bloß zu zweien oder dreien, sondern bereits zu viereen versammelt waren. Alle aber machten ernste, schweigende Gesichter.

„Morgen, Kollegen!“ hatte eben Herr Fladow als der zuletzt Hinzugekommene die übrigen Herren begrüßt. Nun schritt auch er schweigend neben den andern hin.

Was die Herren nur vorhaben mögen? Gestern abend war Skatabend bei Borchert; sollte da vielleicht —

„Die Kollegen wollen es nicht übel nehmen, wenn ich in ihrer Gegenwart wieder einmal meine Galle verspreize!“ brach Herr Fladow endlich das Schweigen.

„Herr Kollege,“ warf Herr Merhes ein, „ich möchte Sie aber im voraus eruchen, dabei sich maßvoller als nenlich über die Wahlverfügung auszudrücken. Die Behörde —“

„Seien Sie unbesorgt, Herr Merhes,“ unterbrach ihn Herr Fladow, „nicht die Behörde als solche, sondern der Schulpatron ist's, der Herr Baron von Krafftheim, gegen den ich einen Arger habe wie kaum gegen alle Preskapläne zusammengezählt.“

Die drei zuhörenden Herren hoben den Kopf ein wenig und sahen etwas aufmerksamer auf Kollege Fladow.

„Ja, dieser — dieser — dieser, — nun, ich will nicht ausfallend werden; aber will mich dieser Mensch gar verhöhnen! Neulich als er in meine Wohnung kommt, um deren baulichen Zustand zu besichtigen, verklimpere ich mir gerade meine Grillen am Klavier und singe dazu das Schöffelsche „Letzte Hofe, die mich schmückte, fahre wohl, dein Amt ist aus —“. Nun ist der jaubere Baron so ausverschämt, mir durch seinen Vordorfer Inspektor von Sachen her ein Packet schicken zu lassen mit einer — Hofe darin.“

„Wa — was, eine Hofe darin?“ fragten Herrn Fladows drei Kollegen wie aus einem Munde und alle drei bekamen auffallend rote Gesichter; „wirklich auch eine Hofe?“

„Ja, ja, freilich eine Hofe vulgo „Bux“ im Krafftheimerort Deutsch. Aber nicht ungestraft lasse ich mich verhöhnen, auch von einem Baron nicht, und wenn er selbst mein Schulpatron ist!“

„Ich habe ja auch eine bekommen!“ kam es stammeln von Herrn Sprüfers Lippen.

„Und ich auch!“ bekannte schüchtern Herr Cousin. „Und natürlich auch ich!“ beichtete nun auch Herr Merhes.

„Also uns alle hat er foppen wollen. Er meint wohl, weil er Baron sei und wir nur Lehrer sind, dürfe er sich dergleichen dumme Späße mit uns erlauben!“

„Ja, einen Rehziemer, eine Hirschfeule, ein paar Rebhühner, einen Hasen, eine Ente und so etwas, das habe ich immer ganz gerne von ihm angenommen. Das alles hat er im Ueberfluß, und unsereins verdient's rechtlich ab an den dummen Kindern seiner Tagelöhner. Und's Schenken mache ihm selber Freude, habe ich bis heute stets gemeint; aber Hofen, nein, dergleichen Sachen schenkt man Dienßboten!“

„Und dem heute gratulieren?! Fällt wenigstens mir nicht ein!“

„Mir auch nicht!“

„Mir schon längst nicht!“

„Ich denke, keinem von uns!“

„Wer weiß, was die vier noch alles zusammengewettert haben würden über ihren Herrn Patron, wenn die Schulglocke dem nicht ein Ende geläutet hätte.“

In der „großen“ Pause um 10 Uhr erschien der Herr Vofalschulinspektor und Pfarrer Grab auf dem Krafftheimerorter Schulhose. Auch er schaute verdrießlich drein, fast noch verdrießlicher als „seine“ vier Lehrer.

„Meine Herren,“ begann er, „ich sagte allerdings nach der gestrigen Konferenz, daß ich wie alljährlich mit Ihnen gemeinsam aufs Schloß gehen wolle, um dem Herrn Patron zu seinem heutigen Geburtstage zu gratulieren. Allein gewisse Vorkommnisse verbieten es mir, mich Ihnen anzuschließen. Ich werde also nicht hingehen.“

„Wir gehen auch nicht hin,“ entgegnete Herr Fladow. Der Herr Pfarrer glaubte nicht recht zu hören. War's denn wirklich der ewige Widerpruchsgeist Fladow, der seinem Vorgesetzten diesmal sofort beistimmte?

„Nein, gewiß nicht, wir gehen nicht hin, gingen auch nicht hin, wenn Sie gehen würden!“ platzte Herr Fladow heraus.

Der Herr Pfarrer runzelte die Stirn etwas.

„Meine Herren, ich will Sie keineswegs zurückhalten von dem Gange, deshalb kam ich nicht zu Ihnen.“

„Wer uns in so nichtswürdiger Weise verhöhnt, wie der Baron es gethan, dem werde ich für meine Person nie wieder zu seinem Geburtstage Glück wünschen, nie!“ —

„Ja, Herr Pfarrer, der Herr Fladow spricht uns allen aus der Seele. Denken Sie sich nur, der Herr Baron hat uns jedem eine Hofe zusenden lassen.“

„Was, also auch Ihnen?“ rief der Herr Pfarrer und hob die Hand. „Mir hat er ebenfalls eine schicken lassen und noch dazu eine impertinent helle! blau und weiß kariert, wie einen Hanswurst,“ fügte der geistliche Herr mit sittlicher Entrüstung hinzu.

„Empörend!“ riefen die vier Lehrer ebenfalls entrüstet. Hin und her überlegten's die fünf, was zu thun sei, den Schimpf zurückzuweisen. Darin waren sie sich in erster Linie einig: zum Gratulieren ging von ihnen kein einziger. Und noch in einem Punkte waren sie alle einig, trotzdem der Vorschlag hierzu von Herrn Fladow ausging.

's war eine Lust, wie Kirche und Schule in Krafftheimerort diesmal Hand in Hand gingen!

Der Herr Baron fingen allgemach an, recht übler Laune zu werden. Seit einer Stunde schon war Herr von Krafftheim im Zimmer auf und ab geschritten. Nach jedem Rundgange trat er ans Fenster und sah zwischen die Linden am Fahrweg zum Schloßberg hinab. Er schien jemand zu erwarten, und je länger er vergeblich wartete, desto ungehaltener wurde er auch. „Scheinen noch immer nicht kommen zu wollen,“ murmelte er vor sich hin.

Und wieder machte er ein paar Rundgänge, um dann wieder vergeblich auf den Schloßweg hinauszuschauen.

„Auf Ehr' merkwürdig, sehr merkwürdig das! Hat' mich grad' d'rauf gestreut, mit denen ein paarr Flaschen auszustechen. — Verbitte mir zu diesem Tage innerr' jedweden Besuch von meinesgleichen. Sagen d'r rum, sei wunderrlich. Weiß's besserr. Hab' die Leutchen nun einmal gerrn, den Pfarrer sowohl wie die vierr' Lehrerr. Berrnünftige Menschen das, und dann nicht so geschneigelt und gebiegelt. Kracht und schlecht, ohne Firrniss. Man weiß innerr, woran man bei ihnen ist. Namentlich derer Fladow. Prachtfer! Kann noch grob werden. Läßt sich nie hân-

seln. Aber versteht doch Spaß. Und ein Gefälle! Grud' wie die Mühle unten im Dorrf. Trotsdem nie besoffen, nie! Famoserr Kerrl! Auf Ehr'!"

Der Herr Baron unterbrachen das Selbstgespräch und sahen wieder den Schloßweg hinab.

„Kommt da nicht schon wieder derr Postbote? Und von oben bis unten mit Packeten bepackt wie ein Müllerresel! Wissen, daß ich mir nichts d'raus mache aus den Geschenken, und da nun wahrscheinlich doch wieder! Wär' mir lieberr, die Kerle kämen!"

Inzwischen war der Postbote im Schloße angekommen. Der Bediente meldete, es seien elf Packete eingelaufen.

„Himmelndonnerwetterbombenelement! elf Stück?"

„Jawohl, elf, und, merkwürdig! alle von derselben Größe und alle, wie der Postbote sagt, hier am Orte zur Post gegeben!"

„Schockschwerenot, Kerrl, err faßelt! Unmöglich, rrein unmöglich! Will gleich ins Vorzimmer kommen. Soll sie öffnen. Sierr, dem Postboten den Thalerr! Kerrl soll wissen, daß derr Barron Geburtstaa hat.“

Der Baron und sein Diener standen jezt im Vorzimmer. Johann zerschnitt den Bindfaden des ersten Packets, entfaltete das Packpapier und zum Vorschein kam — ein Paar Hosen. Dabei lag eine Visitenkarte:

Johannes Grab,
Pfarrer.

Kraftheimerort.

„Dommer und Dorria! Sieh mal auf die Adresse. Packet gewiß an jemand anders adressiert als an mich!"

Die Adresse stimmte.

„Dann hat derr Pfarrerr gewiß zwei Packete zu gleicherr Zeit abgeschickt und aus Versehen die Adressen verwechselt. So ist denn eine Liebesgabe an die verkehrte Person gekommen! — Öffne also das zweite!"

Wieder zerschnitt Johann den Bindfaden, wieder entfaltete er die Umhüllung und wieder schälte sich eine Hose heraus. Dabei wieder eine Visitenkarte:

Adolf Fladow,
Lehrer.

Kraftheimerort.

„Na, nu, siecht garr derr mit dem Pfaffen unterr einerr Deckel! Das wird gut, wahrhaftig gut! Versteht' das, werr's verstehen kann! Pfarrerr und Lehrerr schenken dem Barron, ihrem Patron, Hosen. Prvchtig, famos! Auf Ehr'!"

Das dritte Paket kam an die Reihe. Derselbe Inhalt. Visitenkarte:

August Cousin,
Lehrer.

Kraftheimerort.

Und sofort. Alle elf Packete enthielten Hosen und bei jeder lag eine Visitenkarte, offenbar die des Absenders.

Selbst die beiden Verwalter des Barons fehlten nicht mit der „Liebesgabe“ einer Hose und mit ihrer Karte.

„Komplott, infames Komplott! Zu weit eingelassen mit den Leuten. Versteht' Spaß; aber was zu weit geht, das geht zu weit. Wollen mich, den Barron, hängen! werd' mich rächen, bitter rächen!“ brauste der Baron auf, nachdem das erste Paket geöffnet war.

Da klopfte es an die Thür. Hereintrat Herr Otonomie-Inspektor Gutmann, unter dem Arm ein offenes Paket.

„Gut, daß Sie kommen, Gutmann, sehr gut. Wollte Sie eben rufen lassen! Denken Sie sich nur, elf Packete bekommen, in jedem eine Hose. Absender: Pastor und alle Lehrerr am Ort, selbst beide Verwalter und weiß derr Teufel werr noch alle! Wollen mich foppen, die Kerle! Zunächst beide Verwalter aus Stellung entlassen, aber sofort, noch in dieser Stunde! Und dem Pfaffen und den Schulmeistern werde saugroße Briefe schreiben. Den übrigen soll ebenfalls derr Satan in den Magen fahren! Dem Barron zum Geburtstaa Hosen schenken! Ha, ha, hal Hosen! Hosen!“

Herr Inspektor Gutmann stand wie auf glühenden Kohlen. Er wollte ja ebenfalls seine empfangene Hose zurückgeben. Und nun der Baron in dieser But! Allein er war es seiner Mannesehre, seiner Inspektorenwürde schuldig, zu reden, wie es ihm ums Herz war.

„Herr Baron,“ begann er freimütig, „Sie mögen es nun übel aufnehmen oder nicht, auch ich mache es wie die elf Herren. Durch die Post senden, das konnte und wollte ich nicht, dazu waren Sie mir stets ein zu gütiger Herr. Darum bringe ich die mir zuge dachte Hose persönlich.“

Sprachlos starrte der Baron zunächst seinen Inspektor an.

„Johann! Johann!“ rief er endlich. Johann, der das Zimmer bei der „Scene“ still verlassen hatte, stürzte herein.

„Sag mal, Johann, ist derr Herr Inspektor verrückt, oder bin ich verrückt?“

„Soviel ich davon verstehe, keiner von beiden — oder alle beide,“ entfuhr es Johann.

Johann hatte seinen Herrn oft durch einen noch derbern „Witz“ augenblicklich verjöhnt. Der Herr Baron liebte schlagfertige Antworten. Aber heute, da war alles dergleichen bei ihm schlecht angebracht.

„Was, noch Witze machen! Forrt, mir aus den Augen, aus dem Hause forrt! Also auch selbst derr Johann! Alles sich gegen mich verschworen! Von Ihnen, Gutmann, das am letzten erwartet! Verständigerr Mann sonst immerr und nun sich auf solche Streiche einlassen!“

„Herr Baron, ich sagte Ihnen schon, daß ich mir unmöglich von Ihnen eine Hose schenken lassen kann.“

„Was, ich Ihnen? Nein, Sie ja doch mir!“

„Nein, Sie mir, Herr Baron!“



Er trat ans Fenster und sah zwischen die Linden am Fahrweg zum Schloßberg hinab.

„Aber, Mensch, er hat doch die Hofe da für mich in derr Hand!“

„Jawohl, aber dieselbe, die Sie mir durch meinen Kollegen Spengler aus Bording haben schicken lassen.“

„Was, Spengler Ihnen die Hofe geschickt?“
„Jawohl, Herr Baron, und in Ihrem Auftrage. Hier seinen Brief.“

„Göttlich, göttlich! Famos, wirklich famos! Bestellte bei ihm 12 Hofen für Sie, die Berrwalter, Pastor — ja, woran denk' ich denn nun erst! — sind sie ja alle: elf, die Packete sandten und Sie derr Zwölfte, die die Hofen bekommen sollten! Hat sich derr Kerrl den Spaß erlaubt! Fragte nach Maaf. Sollte vielleicht? Antwortete noch: Pastorenmaaf. Wissen ja, Hutmann, daß große Hofen „Pastorenhafen“ heißen, weil Pastoren geschenkte Hofen niemals groß genug erhalten können. — Johann! Johann!“

Der Herr Baron schien vergessen zu haben, daß er den Johann eben aus dem Hause gejagt. Aber Johann war auch noch nicht hinaus.

„Herr Baron!“
Und vor dem Baron stand Johann, die Augen voll Wasser. So Knall und Fall aus dem Dienst, das hatte die treue Seele „übernommen“.

„Na, na, stenn' nurr nicht! Laß gut sein. Alles in Ordnung!“
„Dank, tausend Dank, Herr Bar...“

„Halt's Maul, Kerrl! Schon gut! Liebe keine Rührrei! Zum Telegraphenamt gehen!“

Der Herr Baron schrieb einen Zettel:
„Inspektor Spengler, Bording, (Nuseburg). Warum Hofen geschickt statt Hofen? Baron Krafftheim.“

„Hierr, Johann, sofort, und Krüdantwort bezahlen.“ Kaum mehr als eine Stunde war vergangen, da lief schon Antwort ein.

„Herrn Baron Krafftheim, Krafftheimerort.“

Herr Baron schreiben nicht Hofen, sondern ganz deutlich Hofen. Des Herrn Barons Brief folgt mit nächster Post zurück. Leider nicht darauf gekommen, daß der Herr Baron Hofen meinten. Bitte um Entschuldigung!

Spengler,
Ökonomie-Inspektor.“

„Ha, ha, ha! Also ich das Unheil angerrichtet! Sehr gut! Wirklich sehr gut! Famoserr Spaß! Göttlich, auf Ehr!“

Der Baron wollte sich ausschütten vor Lachen.
„Johann, laß anspannen!“ befahl er.

Der Herr Baron fuhr persönlich zu jedem einzelnen der Herren und klärte ihn über den „famosen

Spaß“ auf. Selbstverständlich knüpfte sich daran die Einladung für den folgenden Abend, diesmal auch bei den Herren, die sonst nicht wie Pastor, Lehrer und Inspektor des Herrn Barons Geburtstag auf dem Schlosse feierten.

Am folgenden Abend aber, da ist's beim „Barron“ lustig hergegangen. Am meisten trug zur Erhöhung der Feststimmung des Herrn Barons Brief an den Inspektor Spengler bei, der mit der Nachmittagspost wieder eingelaufen war. Ganz deutlich stand darin „Hofen“ an Stelle von „Hafen“.

Herr Gladow hat es auf sich genommen, den Trinkspruch auf den Schlußbogen des geschriebenen kleinen a auszubringen. Der Refrain seiner lustigen Rede aber war: „Schreibe deutlich und lies jeden deiner Briefe vor dem Absenden noch einmal durch!“

Herr Baron Krafftheim auf Krafftheimerort hat das von da an denn auch immer gethan, zu allererst schon am andern Morgen, als er an seinen Weiniieferanten schrieb, dieser solle ihm bald sein Weinielager wieder ergänzen, da dasselbe jüngst sehr gelitten habe. —



Alle elf Packete enthielten Hofen und bei jeder lag eine Visitenkarte.

Zum wilden Mann!

Vor vierzig Jahren etwa — die Eisenbahnen waren damals noch eine Seltenheit in Deutschland und der Napoleon hat noch nicht gewußt, daß er französischer Kaiser werden wird und die Franzosen auch nicht — vor vierzig Jahren also fuhr zwischen Freiburg und Alt-Breisach ein Omnibus, täglich einmal hin und einmal her, und weil der Omnibus es ganz besonders auf die wilden Männer

gepackt hatte, nämlich auf den „Wilden Mann“ in Freiburg und auf den „Wilden Mann“ in Breisach, so hatten sie auf den Kasten mit großen goldenen Buchstaben

Au sauvage

geschrieben.
Au sauvage aber ist französisch und heißt auf deutsch „Oh Sohwasch“ oder „Zum wilden Mann“.

Auf deutsch hätte sich's nicht so gut ausgenommen und der sauvage mußte dem alten Kumpelkasten noch einen vornehmen Anstrich geben. Er war bereits auf den Aussterbe-Stat gesetzt, denn die Eisenbahn spulte bereits im Lande und die Omnibusse fühlten instinktmäßig, daß ihre Tage gezählt seien.

Unser sauvage-Omnibus hatte nun unter andern Eigenschaften auch die, daß, wenn einer die Kurasche hatte, die ganze Fahrt zwischen Breisach und Freiburg in einer Tour zu machen, ohne die Seekrankheit oder

Gliederweh oder ein Loch in den Kopf zu bekommen, so konnte er gewiß sein, daß er eine gute Konstitution, sozusagen eine hagenbüchene Gesundheit habe. Es hat's aber wunderfelten einer ausgehalten und wer mit dem Omnibus gefahren ist, ist meistens nebenher gelaufen — es ging schneller und besser, und den alten Postgänken war's auch recht.

Drum, wenn der Herr Posthalter in Münzingen Butter auf den Markt nach Freiburg schicken wollte, so füllte er ein Fäßlein mit Rahm, warf es oben auf den Omnibus, den er als Buttermaschine benutzte, und bis das Fuhrwerk nach Freiburg kam, war das Fäßlein gefüllt mit der schönsten Butter, die darum stets die frischeste auf dem ganzen Markte war.

Einmal aber ist Steffen-Marie von Breisach nach Freiburg in diesem nämlichen Omnibus mitgefahren, und weil er einen bösen Fuß hatte, so konnte er nicht nebenher laufen wie die andern Reisenden, sondern mußte nolens volens drin sitzen bleiben. Dießmal nolens.

In Hochstetten dachte er: „Es ist halt ein Schicksal! Ich will's ertragen um meiner Sünden willen.“ In Rimsingen fing er an zu fluchen: „Boß Krautsalat und Bohnenstroh!“ und wollte das Kastruch unterschleichen, hatte aber keines und setzte sich auf seine Belzappe. In Münzingen wollte er gerade „Bürgerhilfe und Mordio!“ schreiben, als das Fuhrwerk glücklicherweise vor der „Post“ stillehielt.

Der Steffen-Marie kletterte ächzend aus dem Markterkasten heraus, hinkte in die Gaststube und ließ sich einen Schoppen Roten und ein Bündel Heu geben; — den Roten für den Wagen, denn in dem war alles drunter und drüber, das Frühstück oben und das Mittagessen unten, und das Heu für den Omnibus zur Schonung eines andern Körperteiles.

Nach einer Viertelstunde ging es wieder weiter, — der Posthalter hatte auf der Treppe, wie er zu thun pflegte, dem Omnibus seine Verbeugung gemacht: „Angenehme Reise.“ — Hopp! hopp! der Omnibus mit dem Steffen-Marie voraus, die andern Passagiere hintendrein.

Das Heu hielt aus bis Thiengen, in Thiengen aber war der Steffen-Marie mit dem Heu im ganzen Wagen zerstreut. In St. Jörgen fuhr er mit dem Kopfe durch ein Glasfenster, auch nolens, und über das Freiburger Pflaster am Fischbrunnen vorbei durch die Salzgasse ächzte er: „Jetzt ist Matthäi am letzten! Wenn nur ein Notar da wäre!“

Jetzt hielt der Wagen am „wilden Mann“. „Gottlob!“ seufzte der Passagier und kroch aus dem Wagen heraus. Wie er aber auf dem Pflaster stand und sich dehnte und streckte und Arme und Beine probierte, ob keines aus dem Scharnier gegangen — sie waren alle noch ganz — da fielen ihm die Goldbuchstaben des Omnibus in die Augen.

„Das nimmt mich doch Wunder, was der Malefiz-

fasten für einen Namen hat,“ dachte er und fing zu buchstabieren an: „A—u—Au! So ja „Au!“ das paßt. S—a—u—Sau! Auch das ist nicht schlecht: B—a—wa—Sawwa—g—e—ge—Sawwage!“

„Boß Krautsalat und Bohnenstroh!“ rief jetzt der Steffen-Marie und klatschte mit beiden Händen auf seine Lederhosen: „Au! Sawwage! Na, ehrlich sind sie doch und haben dem Karren den richtigen Namen gegeben! Au! Sawwage! Ha, ha, ha! hä! ich's nur in Dreifach schon buchstabiert, die hätten mich nicht hineingekriegt!“

„He, guter Freund!“ rief der Postillon — „s Fahr-geld macht einen Gulden und die Scheib“ kostet 48 Kreuzer. Das Trinkgeld nach Belieben!“ „Auch noch Trinkgeld? Und wer zahlt mir mein Schmerzgeld?“ brummte der Marie und zog seinen Lederbeutel. „Der Sawwage soll mir aber gebenten!“

Der erste Stand.

„Gottlob! endlich hab' ich ihn,“ sagte der Herr Kanzleirat und spritzte seine Feder aus. Seit 8 Tagen machte er Jagd auf ihn, er folgte seiner Fährte — ein Jäger würde sagen „die Nase auf dem Boden“ — von Blatt zu Blatt, von Buch zu Buch; zehnmal verlor er seine Spur und zehnmal fand er sie wieder. Endlich heute erwischte er ihn auf der 376. Seite des 12. Bandes und gab ihm, mit dem Hochgefühl, mit dem ein Jäger einem Zehnder das Blei aufs Blatt setzt, mit seinem Blei den Genickschlag. Sein Wildbret war sogar ein Zwanzigender, zwanzig Pfennig, um welche die in die Staatskasse eingelaufene Kapitalrentensteuer der Residenz von 4367583 Mk. 10 Pf. mit der Rechnung nicht klappte. Zwanzig Pfennig Differenz! Unerhört! Das ganze Revisionspersonal war in Auf-ruhr.

Ihm war der glückliche Fang gelungen.

„Hat mir warm gemacht,“ sagte der Herr Kanzleirat und

wischte sich die Stirne.

„Doch,“ setzte er mit einem Blick auf sein linkes Knopfloch hinzu, „das Ministerium wird mit mir zufrieden sein. Wäre eigentlich schon lange an der Reihe.“ Er trat an das offene Fenster, um seinen erhitzten Kopf in der köstlichen Abendluft zu kühlen. „Guten Abend, Herr Kanzleirat!“ grüßte der Herr Kommerzienrat von der Straße herauf.

„Herrliches Wetter! Wollen wir nicht einen Spaziergang machen?“

„Mit Vergnügen; komme gleich!“ Im Sallenwäldchen, bei der großen Fontaine, trafen die beiden Freunde den Hauptmann, den Professor und den Medizinalrat, die in lebhaftem Gespräch begriffen waren.

„Guten Abend, meine Herren! Was debattieren Sie so eifrig? Wahlangelegenheiten?“ Der Hauptmann lachte: „Wir streiten uns eigentlich um's Kaisers Bart. Wir können uns nicht einigen, welches der erste Stand



„Das nimmt mich doch Wunder, was der Malefizkasten für einen Namen hat.“

ist. Lächerlich! Der Soldatenstand ist der erste Stand. Was wäre jetzt mit Euch allen, wenn wir die Franzosen nicht gekloppt hätten?"

"Alle Hochachtung," eiferte der Professor. "Übrigens, wir — wir waren auch mit dabei. Wir Lehrer bilden das Volk, und folglich auch die Soldaten. Bismarck hat ja gesagt: die Schulmeister haben die Schlachten gewinnen helfen. Wir Lehrer sind der erste Stand!"

Der Herr Medizinalrat sagte: "Ihr Soldaten, ihr bringet die Menschen um, wir Ärzte erhalten sie am Leben. Die Wunden, die Ihr schlaget, wir heilen sie. Wir Ärzte sind der erste Stand!"

"Dah!" rief der Herr Kommerzienrat. "Was wäre die Welt ohne Handel und Wandel? Wir sind es, welche die Völker glücklich machen. Der Handelsstand ist der erste Stand."

Auch der Herr Kanzleirat legte eine Lanze ein für die Beamten: "Die Beamten sind die Räder und der Perpendikel, welche die Staatsmaschine im Gange erhalten! Ohne uns bliebe die ganze Geschichte stecken. Wir Beamte sind der erste Stand!"

Der Redekampf wogte hin und her, jeder kämpfte für die Ehre seines Standes. Hob der Kommerzienrat den Kaufmannsstand bis in die Wolken, so setzte der Professor den Lehrerstand noch um ein Stodwerk höher, und der Hauptmann verstieg sich sogar bis in die Sterne.

Ein Bäuerlein, das auf der nahen Bank saß, hatte sein Kinn auf den Knotenstock gestützt, dem grünigen Streite schmunzelnd zugehört.

Der Professor bemerkte den Zuhörer, und, um sich ein Späßlein zu machen, trat er auf das Bäuerlein zu, drückte seine blaue Brille fester hinter die Ohren und fragte mit schalkhaftem Lächeln: "Nun, guter Freund, was haltet denn Ihr davon? Welcher Stand ist wohl der erste im Lande?"

Die Herren lachten und waren begierig, wie der Bauer sich auf der Verlegenheit ziehen werde. Der aber war keineswegs verlegen. "Dah' jetzt keine Zeit zum Schnaken," erwiderte er kurz und erhob sich.

"Na, preßiert's denn so?"

"Ha," sagte der „gute Freund“ und schaute sich dabei im Fortgehen recht wohlwollend und herablassend nach den Herren um. „Ha, ich möcht' halt heim, meine Dachsen und Kühe versorgen. Wenn's aber die Herren durchaus wissen wollen, — wie kann einer darüber noch streiten und das könnten die gelehrten Herrn doch selber wissen: Der erste Stand in der ganzen Welt ist halt der — Viehstand. Guten Abend, Ihr Herren!"

"Guten Abend!" sagte der Professor und blickte ganz verdußt dem Bäuerlein nach.

"Ist Ihnen vielleicht eine Prise gefällig?" fragte lachend der Herr Medizinalrat.

"Danke," erwiderte der Professor, „hab' für heute genug geschnupft."

Denksprüche.

In des Gebildeten Haus findet die Sitte statt,
Daß immer die Dame den Vorrang hat.

Ein festes „Du mußt!“ war von jeher die Bedingung für eine gesunde Eristenz; wehe dem Menschen, wenn das „Ich will!“ seine einzige Regel wird.

Nicht einer unter Hunderten hienieden
Ist unbedingt mit seinem Loß zufrieden.



Gnade den Gänsen.

Der Mensch ist ein grautes Geschöpf, wenn es gilt, seinen Gaumen zu kitzeln, und die Köche und die sonst so zart besaiteten Köchinnen spielen dabei die Henkersknechte. Einen Kal lebendig mit dem Kopfe an die Küchentüre nageln und dem in Todesqualen sich krümmenden armen Tiere lebendig die Haut abziehen, — die Krebse in

kaltes Wasser werfen und sie langsam zu Tode kochen, weil sie dabei vor Vergnügen erröten und hübsch rot werden, — den Forellen lebend den Bauch aufschneiden, und sie in das kochende Wasser werfen, um ihnen eine schöne blaue Farbe zu geben, — dem armen Kapaun den Kragen nur halb abschneiden und ihn in der Küche sich toislaternen lassen, weil das Fleisch dann zarter werden soll, — das sind Heldenthaten, die man heute noch in mancher Küche bewundern kann. Das mag auch der Grund sein, warum eine zartfühlende Hausfrau so selten die Küche betritt; bei ihren stillvollen Nerven könnte sie so etwas nicht mit ansehen. Und der Herr Gemahl? Vielleicht ist er ein Mitglied des Tierchutzvereins; aber er freut sich, wenn die Krebse so recht krebserot, die Forellen schön blau und die Kapapunen mit zartem weißem Fleisch auf den Tisch kommen. In seiner Gedankenlosigkeit fällt ihm nicht ein, welchen Qualen er diesen Augen- und Gaumenkitzel verdankt, und zu seiner Frau kann er sagen: „Liebe Emilie, unfre Kathrine ist doch eine famosse Köchin. Ich meine, man sollte ihr den Lohn erhöhen!“

Und die Gänse!? die dummen Gänse!

Wenn sie geahnt hätten, wie ihnen ihre Heldenthat gelohnt wird, sie hätten es bleiben lassen, durch ihr tapferes Geschnatter das Kapitol zu retten.

In einem alten, aus einer spanischen Klosterbibliothek stammenden Kochbuche, habe ich gelesen:

Rezept, wie man eine Gans braten kann, daß sie noch lebendig auf die Tafel kommt.

„Die säuberlich geruppte, lebendige Gans wird auf den Herd gesetzt und mit Draht befestigt, auf daß sie nicht davonlaufe. Vor ihren Schnabel setzt man eine Schüssel mit eiskaltem Wasser, und um sie herum macht man ein Kohlenfeuer. Der guten Gans wird es bald zu warm, und saufet von dem kalten Wasser, und wenn die Kohlen ihr immer näher gerückt werden, sauft sie immer eifriger, und wenn sie außen schon bratet, ist sie innen noch frisch durch das eisige Wasser. Wenn sie nun auf die Tafel gesetzt wird, und sie schreit noch, wenn der erste Waffenschnitt heruntergeschnitten wird, dann ist heller Jubel und der Pater Küchenmeister erhält großes Lob.“

Die guten Mönche! Seitdem es ihnen nicht mehr

erlaubt war, lebendige Keger und Hexen zu rösten, mußten sie sich mit lebendig gebratenen Gänsen begnügen.

Heutzutage sind die Gänse nicht mehr so übel dran. Zwar gebraten werden sie auch heute noch, aber man schneidet ihnen vorher die Hälse ab. Das heißt, gebraten und gegessen durften sie erst werden nach der Sündflut. Vor der Sündflut waren alle Menschen nach dem Gebote der Bibel „Vegetarianer“, denn nach Kap. 1 Vers 29 und 30 durften sie nur „allerlei Kraut“ und Obst essen und erst nach der Sündflut, Kap. 9 V. 3, wurde ihnen Fleischspeise erlaubt und erst von hier an datiert sich die erste gebratene Gans mit Sauerkraut. Vordem, ein paar tausend Jahre lang, hatten die Gänse ein Herrenleben und da war gut Gans sein. Aber schon mit der Arche Noah hatte die Herrlichkeit ein Ende, die Gans lernte erstmals die Schrecken eines Gänsestalls kennen und eine Ahnung überkam sie von ihrem künftigen traurigen Lose. Daß die Menschen, nachdem sie ein paar tausend Jahre lang nur „allerlei Kraut“ essen durften, sich nach so langen Entbehrungen mit Leidenschaft auf den Gänsebraten warfen, ist natürlich. Eine fromme Gans kann auch nichts dagegen haben, denn sie weiß, daß Noah, als er aus der Arche kam, für sich und das ganze Menschengeschlecht die Erlaubnis oder das Gebot erhielt: „Alles, was sich reget und lebet, das sei eure Speise.“ Auch über das Gerümpelwerden beklagen sich die Gänse nicht, denn ungerupft kommt niemand durchs Leben und eine Gans macht keine Ausnahme, obschon — 4 mal im Jahr ist etwas viel.

Der berechnigte Gänsejammer fing erst an, als die menschlichen Feinschmecker die Entdeckung machten, daß die Gänse, außer andern guten Eigenschaften, auch im Besitze von Lebern seien, aus denen man die delikaten Gänseleberpasteten machen kann.

Arme Gänse, wie glücklich und zufrieden würdet ihr sein, wenn ihr keine Lebern hättet. Wasser und Freiheit sind die Elemente der Gans und nur ihre Leber ist schuld, daß ihr zwar das Wasser gelassen, die Freiheit aber genommen wird. Sie wird wie ein Verbrecher zur Einzelhaft verurteilt, in ein enges, schmutziges, übelriechendes Zellengefängnis — Gänsestall — gesteckt und — gemudelt oder gestoppt, wie man's nennt. Jede Hausfrau und jede Köchin kennt dieses Müdeln der Gänse, denkt aber nicht daran, welcher grausamen Tierquälerei sie sich schuldig macht. Die arme Gans wird nicht nur gemudelt, um fett zu werden — dies kann auf menschlichere Weise erzielt werden, — nein, sie wird gemudelt und gestoppt, um sie künstlich leberkrank zu machen, und wenn die kranke Leber so groß geworden ist, daß die Patientin daran zu ersticken droht, dann erst wird ihren Leiden durch „Kopfab“ ein

Ende gemacht. Eine noch „vorzüglichere“ Methode, möglichst bald zu einer möglichst großen kranken Gänseleber zu kommen, ist folgende Schinderarbeit:

„Man wickelt die Gans fest in ein Tuch ein, sodasß nur Kopf und Hals einerseits und der „Südpol“ andererseits frei bleiben, zur Regelung des „Einnahme- und Ausgabe-Budgets“. Hierauf hängt man mit einem breiten Gurt die Delinquentin an einem finstern Orte so in der Schwebe auf, daß die Füße den Boden nicht berühren können, verbindet ihr die Augen und verstopft ihr die Ohren mit Wachs, daß sie nicht sehen und hören kann. So wird sie durch nichts gestört und schon aus Langerweile bemüht sie sich, möglichst bald fett zu werden. Bei dieser liebevollen Behandlung ist schon nach 2 bis 3 Wochen aus der Martergans eine Martinsgans geworden und erfreut sich einer Leber bis zu 4 Pfund an Gewicht.

Eine kranke Kalbsleber zu verspeisen — psui, wie ekelhaft! Ist auch polizeilich verboten. Aber eine kranke Gänseleber — eine Delikatess!



Heutzutage sind die Gänse nicht mehr so übel dran.

Die grausame Schinderei aber sollte polizeilich verboten werden. Mästet und bratet die Gänse, — es ist nun einmal ihre Bestimmung — aber ohne Grausamkeit, und gönnt dem nützlichen Tiere ein gänsewürdiges Dasein. Als ein warmer Freund der Gänse, — auch der gebratenen — will nun der Hinkende eine gute, aber gänsefreundliche Mästung empfehlen:

„Ein warmer, doch gut durchlüfteter Stall, reichliches, in geschicktem Wechsel gewähltes Futter (die Frezluft muß rege erhalten werden) und aufmerksames Tränken mit frischem Wasser sind die Grundbedingungen einer guten Gänsemast. Als Futter sollen gereicht werden: gekochte Körner von Roggen, Gerste, Mais und Haber (letzterer auch ungekocht) und Brotabfall mit gekochten Kartoffeln; gegen Ende der Mastung ungekochte Maiskörner, wodurch das Fett fester und schmackhafter wird. Bei reiner Körnermast rechnet man 25 Pfund bis zur vollständigen Ausmästung einer Gans. In 3—4 Wochen ist die Gans bereit, in ein besseres Jenseits hinüberzugehen! Darum, seid menschlich und

„Gnade den Gänsen!“

Denksprüche.

Vertrauen ist das Kennzeichen eines harmlosen Gemütes; Mißtrauen der Charakter der Selbsterkenntnis und der Weltflucht.

Die thätige Vaterlandsliebe besteht nicht im Schreien und Schreiben darüber, sondern in thätiger Teilnahme am Wohl und Wehe des Landes, in dem wir geboren sind.

Drei Tage aus dem Leben des Herrn Kanzleirat's.

Es war um die Zeit, da ein Neujahrsgruß Napoleons III. noch Krieg oder Frieden bedeutete. Am Neujahrstag 1859, bei dem feierlichen Empfang der Glückwünschenden bei Hofe, sagte der Kaiser Napoleon zum österreichischen Gesandten: „Ich bedaure, Herr Gesandter, daß unsere Beziehungen zu dem österreichischen Kabinett so schlecht sind; doch seien Sie versichert, daß meine persönlichen Gefühle für Ihren Kaiser sich nicht ändern werden!“

Das war der Krieg trotz der persönlichen Gefühle. Der Herr Kanzleirat war von Jugend auf kein Freund der Franzosen, es steckte bei ihm im Blut, und nach der Kriegserklärung schlug er sich unbedenklich auf die Seite der Österreicher. In der „Eintracht“ am runden Tische machte er alle Schlachten mit und kämpfte wie ein Löwe, — doch den Österreichern war nicht zu helfen, und nach dem schmachtvollen Frieden zu Villafranca steckte auch der Herr Kanzleirat sein Schwert in die Scheide. Sein Haß gegen die Franzosen kam aber flammend zum Durchbruch und er schwor ihnen unverföhnliche Rache.

Jetzt ist es ihm klar geworden, warum er in seiner Jugend trotz der Prügel seines geehrten Herrn Vaters niemals französisch gelernt hat. Es war bei dem Knaben schon ein patriotischer Instinkt.

Der Herr Kanzleirat war seit einigen Tagen in großer Aufregung. Anstatt, wie seit Jahren, seinen Nachmittagskaffee zu Hause zu trinken und mit seiner Frau ein „Dausch“ zu spielen, rannte er gleich nach Tische in die „Eintracht“, verschlang ein Duzend Zeitungen und rauchte eine Unzahl Pfeifen dazu. Zu Hause war der sonst so redselige alte Herr wortkarg, stierte meist in eine Ecke und machte seinen Gefühlen nur hie und da durch unverständliche Ansrufungen Luft.

Frau Therese war über diesen Zustand ihres Herrn Gemahls sehr beunruhigt. Hier waren nur zwei Fälle denkbar, entweder war eine Krankheit im Anzuge, oder ihr Joseph hatte wieder einen Plan. Beide Fälle eine Quelle großer Sorge für die gute Frau.

In der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag schlief der Herr Kanzleirat sehr unruhig und wälzte sich pustend in der Ecke umher. Seine Frau lauschte mit verhaltenem Atem. „Es wird doch um Gottes willen keine Krankheit geben?“

„Das ist unerträglich,“ brummte der alte Herr und warf die Bettdecke von sich. „Puh! welche Hitze! Kommt Er? Kommt Er nicht? Unverschämt genug wäre Er. Aber Er wäre wie Daniel in der Löwengrube.“

Jetzt hörte Frau Therese, wie ihr Gemahl sich langsam erhob und leise in das Wohnzimmer schlich. Die gute Frau empfand eine wirkliche Angst. „Sollte er

Nachtwandler geworden und in die Leidenschaft verfallen sein, auf den Dächern herumzuspazieren? Und gar noch in solchem Aufzuge? Nein, das wäre entsetzlich!“

Sie huschte aus dem Bette, warf einen Morgenrock über und lauschte an der angelehnten Thüre.

Er sprach mit sich selber. Durch die Thürspalte konnte sie den Schauplatz übersehen. Ihr Joseph stand in altrömischen Kostüm an dem mondbeleuchteten Fenster und war in tiefer Betrachtung einer Gipsfigur versunken, die er auf Armslänge vor sich hinhielt.

Frau Therese erkannte die Figur. Es war Napoleon III. Ihr Gemahl hatte ihn vor einigen Jahren zum Geschenke erhalten, aber seit Villafranca von dem Ofen hinter den Ofen verbannt.

„Nein, es ist nicht möglich,“ sagte der Herr Kanzleirat mit ernstem Kopfschütteln, „es wäre eine zu kolossale Unersehlichkeit. Kühnheit,“ verbesserte er sich, indem er einen vorsichtigen Blick um sich warf, — „eine zu kolossale Kühnheit, wenn Er's thun wollte.“



Ihr Joseph war in tiefer Betrachtung einer Gipsfigur versunken.

Die Gipsfigur nahm diese Anrede mit würdevoller Ruhe und kaiserlichen Anstande entgegen.

„Doch, wenn Er's thut . . . nun, sehen muß ich ihn auf jeden Fall. Es ist immerhin eine Merkwürdigkeit, die zu sehen man sein Geld ausgeben darf. Ich will dafür diesmal lieber die KENZsche Menagerie mit ihren wilden Bestien fahren lassen.“

Frau Therese zog den Kopf zurück. Sie hatte genug gehört. „Gottlob! eine Krankheit ist es nicht, es ist ein Plan,“ seufzte sie. „Ach, die leidige Politik! Wenn nur Deutschland um Gottes willen endlich einmal einig würde, denn vorher bekommt mein Joseph doch keine Ruhe.“

Sie schien schon tief zu schlafen, als der Nachtwandler, von seinem Ausfluge zurückkehrend, sein Lager wieder suchte.

Am folgenden Tage war der Herr Kanzleirat beim Mittagessen sehr aufgeregert. Frau Therese

hatte ihm sein Leibgericht aufgestellt, um ihn an das Haus zu fesseln und ihn seinen ihr noch unbekanntem Plan vergessen zu machen. Allein der Herr Kanzleirat widmete den verlockenden Hammelsrippchen kaum einen Blick und vertiefte sich in seine Zeitung, die er mit großer Eier überflog.

„Aber Joseph! Hammelsrippchen!“ Dieser liebevolle Zuruf rührte sein Herz und er spießte eines der vorführerischen Rippen mit der Gabel auf. „Aber zwischen Pipp und Kelchesrand,“ — und mit einem Ausruf des Erstaunens ließ er die Gabel fallen, und mit der flachen Hand auf die Zeitung schlagend sprang er auf: „Also doch! Und heute noch! Wa . . . was sehe ich? Drei Könige auf einmal? Jetzt bin ich entschlossen!“

Mit einem Sprung war er an der Zimmerthüre, an welcher ein Eisenbahnfahrplan angeheftet war. „Abfahrt 2 Uhr 5 Minuten. Jetzt ist es 1 Uhr?“ Es reicht noch! Frau, geschwind ein frisches Hemd und meine neuen schwarzen Hosen!“

Jetzt war die Reihe an der Frau Kanzleirat, vor Ertaunen die Gabel sinken zu lassen: „Ein frisches Hemd, am Freitag?“

Seit 25 Jahren waren die Mittwoche und Sonntage die frischen Hemdentage für den Herrn Kanzleirat, und Ausnahmen waren bisher nur an den Kindstaufen gestattet. Man begreift daher das maßlose Ertaunen der häuslichen Frau Therese bei diesem plötzlichen Angriff auf ihren Weißzeugschrank.

„Aber lieber Mann,“ sagte sie, nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt, „ein frisches Hemd, heute, am Freitag, und gar noch deine neuen schwarzen Hosen? Ja, was ist denn geschehen? Was hast du vor?“

Der Herr Kanzleirat hatte in großer Hast sein Rasierzeug herbeigeschleppt und stand schon vor dem Rasierpiegel und begann sich einzufeilen: „Ich gehe zum Fürstentongress nach Baden = Baden,“ jagte er mit energischer Kürze.

„Zum Fürstentongresse!“ rief Frau Therese und schlug die Hände zusammen. „Joseph, jetzt glaube ich wirklich, du bist übergeschnappt!“

„Therese,“ erwiderte der alte Herr mit großem Ernste und zog das Streichriemen hin und her, „Therese, nur jetzt keinen Widerstand! Dieser Entschluß ist das Ergebnis eines dreitägigen Kampfes und er ist unerschütterlich!“ Damit wandte er sich wieder dem Spiegel zu und begann mit großer Emsigkeit, sich zu rasieren.

Jetzt hatte Frau Therese zwei Minuten Zeit, ihrem Herzen Luft zu machen, denn in dem Geschäft des Rasierens hätte sich der Herr Kanzleirat nur durch ein Erdbeben stören lassen.

„Zum Fürstentongress nach Baden? Was hast denn du bei dem Fürstentongresse zu thun? Joseph, ich kenne dich ja nicht mehr! Wo soll denn das Geld herkommen zu alledem? Und auch noch deine neuen Hosen! Du hast sie erst zweimal angehabt. Die müssen ja zu Grunde gehen mit dem Herrungeruth in der III. Klasse?! Joseph, lieber Mann, ich bitte dich, besinne dich und sei vernünftig!“

Der Herr Kanzleirat hatte mit klassischer Ruhe und ohne sich in seiner Verschönerungsarbeit stören zu lassen diese Herzensergießungen angehört. Jetzt klappte er das Rasiermesser zu, noch einen prüfenden Blick sandte er in den Spiegel, dann wendete er sein frisch rasirtes und von Gemüthlichkeit glänzendes Gesicht seiner Frau zu: „Liebe Therese,“ jagte er gutmüthig lächelnd, „erhize dich nicht, es ist unsonst. Es giebt Augenblicke im Menschenleben, wo jede kleinliche Sorge höhern Rücksichten weichen muß. Deutschland steht am Vorabend großer Ereignisse, und man soll nicht

sagen können, der Kanzleirat Müller habe sich wegen solcher Lumpereien seiner Pflicht entzweien lassen. Ja, seiner Pflicht,“ setzte er mit erhöhter Stimme hinzu, als er sah, daß seine Frau die Achseln zuckte, „und ich werde bei diesem Fürstentongress nicht sowohl Kanzleirat, als vielmehr Patriot sein! Hemden! Hosen! und das Wohl Deutschlands! Hui, Therese! Deutschland hat keine Frauen mehr. Eine Römerin würde ihrem Mann wegen einer Hose keine solche Scene gemacht haben.“

Jetzt mußte Frau Therese unwillkürlich lachen: „Ha, ha, ha! Die alten Römer haben ja gar keine Hosen gehabt!“

Der Herr Kanzleirat war durch diese Berichtigung offenbar etwas verblüfft; dann aber sagte er ebenfalls lachend: „Bravo, Therese! Welch ein Glück für einen Mann, eine klassisch gebildete Frau zu haben. Natürlich hatten sie keine Hosen, wenn sie aber welche gehabt hätten, so . . .“

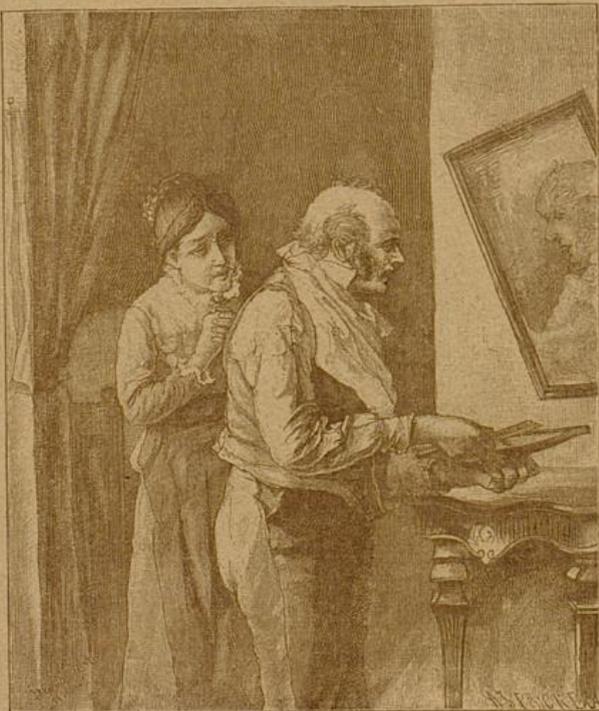
Jetzt hatte die Sache eine heitere Wendung genommen und Frau Therese wurde offenbar milder gestimmt. Auch kannte sie die Hartnäckigkeit ihres Mannes, sobald seine vaterländischen Gefühle mit ins Spiel kamen, und war klug genug, es in solchen, glücklicherweise seltenen, Fällen nicht auf das Aupferte ankommen zu lassen. Darum gab sie auch diesmal nach, und ehe eine halbe Stunde vergangen war, hatte sie ihren Mann wie einen Hochzeiter herausgeputzt.

„Ich sage dir, Joseph,“ sagte sie, die stattliche Gestalt ihres Gemahles mit zärtlichem Stolge betrachtend, „du bist noch ein ganz hübscher Mann, und es ist dir eigentlich zu verzeihen, daß du noch so jugendliche Streiche machst!“

„Nicht wahr?“ erwiderte er schmunzelnd und gab seiner Therese einen Kuß. „Ich bin eben auch mit einem guten Weibe gesegnet und das erhält jung. Und jetzt noch meinen Hut und meinen Bambus, und nun Gott befohlen!“

„Sei vergnügt und bleibe gesund,“ sagte seine Frau und zupfte ihm noch die Halsbinde zurecht. „Behalte mir ja dein Unterväschen an, denn in Baden ist's abends kühl, und hörst du? mache mir keine roten Weinsfleden in dein Hemd, sie sind nicht mehr herauszubringen und es ist eines von einem ganz neuen vollen halben Duzend!“

Es war die höchste Zeit, denn kaum hatte der Herr Kanzleirat sein Billet gelöst und den vollgepreßten Wartesaal betreten, so braunte der Dreikönigszug in den Bahnhof und das Publikum queetschte sich



„Joseph, jetzt glaube ich wirklich, du bist übergeschnappt!“

zu der einzig geöffneten Wartsaalthüre hinaus. Der Herr Kanzleirat war auf eine etwas unsanfte Weise gegen den Thürpfosten gedrückt worden und wurde in ziemlich unwirksamer Weise auf das Trottoir hinausgewirbelt. Sein Antlitz erheiterte sich jedoch wieder, als er bemerkte, daß der Zufall ihn gerade vor den prachtvollen mit Vergoldung überladenen Pracht-Wagen des Königs von Hannover geführt hatte.

Der König verlieh eben den Wagen, auf den Arm seines Adjutanten gestützt. Der Herr Kanzleirat war sonst kein großer Verehrer des Königs von Hannover. Doch als er jetzt den König selber sah, diesen großen, schönen, stattlichen Mann mit dem edeln, wohlwollenden Gesichte und — blind, da bewegte sich sein Herz wunderbar, er ward gerührt von diesem erhabenen Unglück und ehrerbietig zog er seinen Hut.

Der blinde König hatte dem König von Sachsen und dem König von Württemberg, welche in besondern Wagen saßen, Besuche abgestattet und die Majestäten zu sich in seinen Prachtwagen eingeladen.

Und nun kommen die drei Könige die Halle entlang — Arm in Arm!

Wahrhaftig! Arm in Arm! Das war ein Anblick, der das patriotische Herz des Herrn Kanzleirat höher schlagen machte.

Drei deutsche Könige Arm in Arm!

„Ha! Wenn sie so Arm in Arm dem Napoleon gegenüber treten. Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover und alle die 32 andern, einer für alle und alle für einen! Da würden dem Napoleon seine gefährlichen Neujahrsgrüße vergehen!“

Jetzt gab die Lokomotive ein Ungeduldssignal — das ist ein Pfiff, nach welchem selbst Könige sich richten. — Alles stürmte den Wagen zu, die Militär-, Civil- und Eisenbahnuniformen vor dem Königswagen versielen in die gewöhnlichen complimentären Krämpfe, und fort ging es dem schönen Baden zu.

Unser Held geriet in einen Wagen voll Engländer und Franzosen, und da er kein Französisch verstand und Englisch noch weniger, so konnte er sich trotz des Geschwäses um ihn her ganz ungestört seinen Gedanken überlassen.

Bei Ettlingen stieß ihn sein Nachbar, ein Franzose, an und auf die Gegend hinausdeutend, fragte er ihn etwas auf französisch. Der Herr Kanzleirat verstand kein Wort. — Aber er wurde blutrot und all sein Französisch zusammennehmend antwortete er: „Oh! Wui! — Bardon —! Sche ne sä pah!“

„Ah, monsieur ne parle pas français?“ sagte der Franzose lächelnd und zuckte die Achseln.

Der Herr Kanzleirat verstand dieses Achselzucken und diesmal erröthete er vor Zorn. Er ärgerte sich, daß er auch nur einen Augenblick so gutmütig war, dem Franzosen gegenüber sein Urdeutschthum verleugnen zu wollen. Er wandte sich deshalb in einer etwas gereizten Stimmung an seinen Nachbar und sagte: „Sprechen Sie vielleicht deutsch, mein Herr Franzose?“

„Comment?“ fragte dieser und zog die Augenbrauen in die Höhe, „je ne comprends pas!“

„Parlez nu vielleicht allemang?“ schrie ihn der Herr Kanzleirat an.

„Oh non!“ lachte der andere; „allemand? A quoi donc?“

„Unverschämtes Volk.“ brummte der erboste alte Herr und drückte sich in seine Wagenecke. „Daß die Kerls nicht Deutsch verstehen, das finden sie ganz in der Ordnung; wenn aber die Windbeutel zu uns herüberkommen und wir wollen aus Patriotismus nicht französisch mit ihnen schwadronieren, dann reißen sie erstaunt die Augen auf.“

Der in seinen deutschen Gefühlen gekränkte Herr Rat warf dem Franzosen, der nicht im entferntesten ahnte, welchen Sturm er erregt, einen zornigen Blick zu und sang, um ihn zu ärgern, „Müßons wilde Jagd“ halblaut vor sich hin.

Eben fuhr der Zug in den Bahnhof von Doss ein und machte dem bedenklichen Gedankenfluge des Herrn Rat ein Ende.

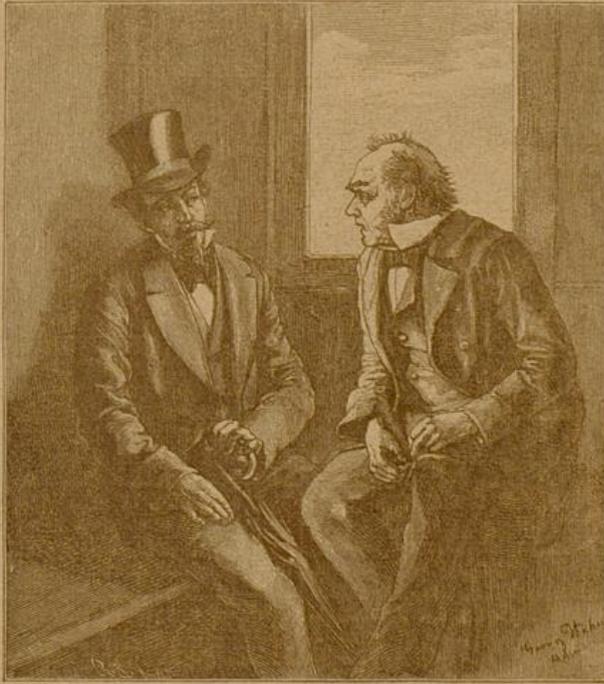
Zu dem Bahnhofe war eine ungeheure Regsamkeit. „Doss-Baden, meine Herrschaften!“ „Alles aussteigen!“ „Schangschieren, meine Herren!“ riefen die Kondukteure. Die Bediensteten rannten hin und her, die Reisenden

drängten sich durcheinander, traten sich auf die Füße, schimpften auf die Unordnung, die sie doch allein selbst veranlaßten, und gaben sich augenscheinlich die größte Mühe, womöglich in die unrecten Wagen zu kommen.

„Vorwärts!“ kommandierte es vorn, „retour!“ schrie es hinten. Barrikaden von Koffern und Nachsäcken wurden errichtet. Die Bahnhofarbeiter schoben im Schweiße ihres Angesichtes alle möglichen Wagen in allen möglichen Geleisen umher — kurz, es war ein Getriebe, daß selbst ein geübtes Auge daran zweifeln mußte, daß dieses Durcheinander jemals sich zur Ordnung entwickeln könne.

Endlich aber siegte die Ordnung doch und der Dreikönigszug dampfte ab und lief glücklich in den Badener Bahnhof ein.

Feierlicher Empfang, Hofwagen, Vorreiter, Uniformen, Knopflöcher mit und ohne Orden, aber alle



„Sprechen Sie vielleicht deutsch, mein Herr Franzose?“

wie die jungen Schwalben den Schnabel nach solchen aufsperrend. Menschengedränge, Kopf an Kopf. Im Hintergrunde das schöne Baden mit seinen schönen Landhäusern, seinen grünen Wiesen und dunkeln Tannenwäldern, und drüber der azurblaue Himmel —! Nein, es war zu schön dieses Stückchen Deutschland, fast gefährlich schön für den erwarteten Besuch des großen „Annerkander“.

Der Herr Kanzleirat fürchtete, der Bissen könne dem gewaltigen Manne gar zu appetitlich erscheinen.

Die Majestäten waren abgefahren, die Menschen hatten sich verlaufen, der Herr Kanzleirat aber konnte sich von dem Bahnhofe nicht trennen, der in wenigen Stunden der Schauplatz eines weltgeschichtlichen Ereignisses sein sollte. Er umkreiste ihn wie der Lar seine Beute. In dem nahe gelegenen Garten zum „Grünen Berg“, von welchem aus man einen Blick auf den Bahnhof hatte, endigte er seinen Rundgang, um sich für die bevorstehenden Ereignisse mit einem Glase Bier zu stärken.

So waren zwei Stunden vergangen, die schaulustige Menge stürmte wieder nach dem Bahnhofe und für den Herrn Kanzleirat war es höchste Zeit, sich auf die Beine zu machen, um sich einen guten Platz zu erobern. Es gelang ihm dies auch vollständig. Durch besondere Gunst des Bahnhofsaufsehers erhielt er nebst einem Häuslein Auserwählter in dem Bahnhofsgärtchen neben dem fürstlichen Wartesaal ein prächtiges Plätzchen, und hier hatte er noch eine Stunde Zeit, sich seinen Betrachtungen hinzugeben. Und diese waren ernster Natur. Es waren ihm nämlich bei seiner Rundreise um den Bahnhof und in den Biergärten unter einer Menge harmloser Bummler einige fremde Gesichter aufgefallen, deren Besitzer sich ein Gespräch daraus zu machen schienen, überall die Augen und Ohren zu haben. Man sah sie sich wie Nale durch die Menge winden, von Tisch zu Tische schlüpfen, da und dort bei einer Gruppe lauschend stehen bleiben, dann wieder sich vereinigen und sich Bemerkungen in die Ohren flüstern. Namentlich war dem Herrn Kanzleirat ein kleines Kerlchen in seiner Kleidung mit einem schwarzen Schnurrbartchen in seinem olivenbraunen italienischen Gesichte aufgefallen, das sich durch besondere Beweglichkeit auszeichnete. Wie ein Iltis huschte es überall durch, im Nu war es da und dort, am oberen, am untern Ende der Gartenwirtschaft, ja der Herr Rat behauptete, er habe es einmal an zwei Orten zu gleicher Zeit gesehen.

Darüber machte sich jetzt der alte Herr in dem Bahnhofsgärtchen seine Gedanken. Die verdächtigen Fremden hatten offenbar eine Absicht, sie handelten nach einem gemeinsamen Plane. Wie ein leuchtender Blitz flog es ihm durch den Kopf: „Sollten dies am Ende Drsinische Verschworene sein, und . . .“

Der Gedanke erschreckte ihn. Er war ja kein Freund Napoleons, ja er hasste ihn sogar, aber um alles in der Welt hätte er nicht gewollt, daß auf deutschem Grund und Boden das Gastrecht verletzt und dem französischen Kaiser auch nur ein Haar gekrümmt würde. Der Gedanke beunruhigte ihn und mit forschenden Blicken umscherte er seine Umgebung. Doch da war keine Ursache zu Besorgnis, es waren lauter gute, deutsche, ehrliche Gesichter. Das Gärtchen war offenbar ein bevorzugter Platz und in diesem Augenblicke sicher das unschuldigste Plätzchen in ganz Baden. Es war so mit Loyalität gefüllt, daß man es eine wahre Loyalitätspastete nennen konnte. Da waren Geheimräte, Medizinalräte, Posträte, Bauräte, Finanzräte, Regierungsräte. Das

ganze Gärtchen vollgepfropft mit Rat und von einer That nichts zu befürchten. Drei Gestalten übrigens fielen ihm auf, die ihn etwas stutzig machten: ein langer Dünnler, ein kurzer Dicker und ein Schwarzer. Sie hatten sich mit großer Beharrlichkeit durch all die Räte hindurchgedrängt und behaupteten den Platz ganz vorn an der Bahnhofseinfriedigung mit großer Hartnäckigkeit. Bei näherer Betrachtung hielt er aber auch diese für ungefährlich, denn sie beklagten sich mehrmals über großen Durst, der unmöglich Blutdurst sein konnte.

Es waren offenbar drei Zeitungskorrespondenten. Mit gewohntem Scharfsinn vermutete er in dem langen Dünnen die „Augsburger Allgemeine“, der kurze Dicke schwälbelte etwas und konnte unmöglich den „Schwäbischen Merkur“ verleugnen, und der Schwarze mit seinen langen Haaren, seinem Schlapphut und mit einem Skizzenbuch unter dem Arme war offenbar etwas Illustriertes.

Jetzt aber trat eine weitere Erscheinung vor seine Augen, die ihn erstarren machte. Der kleine olivenbraune Iltis war durch ein Loch der Einfriedigung in den Garten geschlüpft, hatte sich durch die Menge hindurchgeschlängelt und dicht hinter den Zeitungschreibern aufgepflanzt.

Die Zudringlichkeit des kleinen Kerlchens mit dem lauernden listigen Blick war dem Herrn Rat verdächtig und beunruhigte ihn aufs äußerste. Da war kein Zweifel mehr, das konnte nur ein Verschwörer sein. Der alte Herr bebte vor Aufregung. Diese Schmach durfte der deutschen Ehre nicht angethan werden. Er schwankte einen Augenblick, ob er den kleinen Verräter mit seinem schweren Bambus gleich niederschlagen, oder ob er vorerst noch zuwarten, ihn beobachten und erst im entscheidenden Augenblicke handeln solle.

Er beschloß das letztere und faßte den Iltis scharf ins Auge. Der erste Eindruck fiel insofern günstig aus, als der kleine schwarze Frack, in den der Iltis geschlüpft war, unmöglich eine Drsinische Bombe beherbergen konnte. Das war ein Trost, denn der Herr Rat, so mutig er sonst auch war, hatte eine natürliche Abneigung gegen umherliegende Bombensplitter.

Doch, konnte nicht der Frack ein ganzes Arsenal minder umfangreicher Mordinstrumente beherbergen? Und in der That, der linke Frackzipfel hatte einen Verdacht erregenden Umfang.

Hier hieß es auf alle Fälle gefaßt sein, und fest entschlossen und seinen Bambus kräftig fassend, trat er dicht hinter den unheimlichen Frack. Dieser deutsche Kanzleirat, der Napoleon hasste, war in diesem Augenblicke für des Kaisers Sicherheit eine treuere Leibwache als die „Mouchards“ sein konnten, die scharenweise herübergeschickt worden waren und in allen möglichen Verkleidungen die Menschenmenge durchsuchten, um Verdächtiges auszukundschaften.

Jetzt hörte man einen gellenden Pfiff und die Massen wogten wie die stürmische See. Der Kaiserzug nahte.

Der Iltis warf noch einmal einen scharfen, lauernden Blick um sich und drängte sich dicht hinter die „Allgemeine Zeitung“, unter deren Ellenbogen weg er wie durch eine Schießscharte auslugte, und wahrhaftig, er steckte die eine Hand in den verdächtigen Frackzipfel.

Der Zug dampfte in den Bahnhof und hielt vor der Halle. Der Herr Kanzleirat hatte das eine Auge auf den kaiserlichen Wagen, das andere auf den Iltis gerichtet. Sein Herz klopfte im Doppelschlage. Jetzt stürzte ein mit goldenen Treppen bedeckter Franzose herbei und riß die Thüre des kaiserlichen Wagens auf.

Der Kaiser trat heraus.
Der Herr Kanzleirat stand keine 10 Schritte entfernt und konnte ihn ganz deutlich sehen.

Die gestreiften Sommerhosen, die weiße Weste und der historische graue Überzieher kleideten die französische Majestät nicht besonders kaiserlich und in diesem Aufzuge hätte er ebenfogut einen Pariser Gewürzkrämer vorstellen können.

Doch als der Herr Rat in dieses scharfgeschnittene, kalte, unerforschliche Gesicht und in diese unter den niederhängenden Augenlidern lauernden Augen blickte, da wußte er, daß er Napoleon III. vor sich habe.

Jetzt trat der Kaiser einen Schritt vor, verzog den Mund mit dem spitzen Schnurrbart zu einem Lächeln und bot dem Großherzog von Baden, der mit ritte-
lichem Anstande seinen kaiserlichen Gast bewillkommte, die Hand, und die Herrschaften begaben sich in den fürstlichen Wartesaal.

In diesem Augenblicke — der Kaiser ging an den drei Zeitungs-korrespondenten, hinter denen der Itis auf sein Dpfer lauerte, auf fünf Schritte Entfernung vorüber — in diesem Augenblicke fuhr der Itis in die Rocktasche, zog einen glänzenden Gegenstand hervor, den der Herr Rat für einen Pistolenauf hielt und . . .

Der Herr Kanzleirat hatte schon seinen Bambus erhoben, um ihn auf den Kopf des mörderischen Itisses niederzuschmettern, als dieser der drohenden Gefahr dadurch entging, daß er sich halb zur Seite wandte und mit einem Lächeln der Befriedigung aus dem Mordinstrumente eine — Priße nahm. Denn diese orsinische Bombe, dieser Revolver war nichts mehr und nichts minder als eine silberne Dose und der Itis selbst ein „Mouchard“, der sich dem Gemüße einer Priße hingab, nachdem er seinen Herrn und Meister wohlbehalten und in Sicherheit wußte.

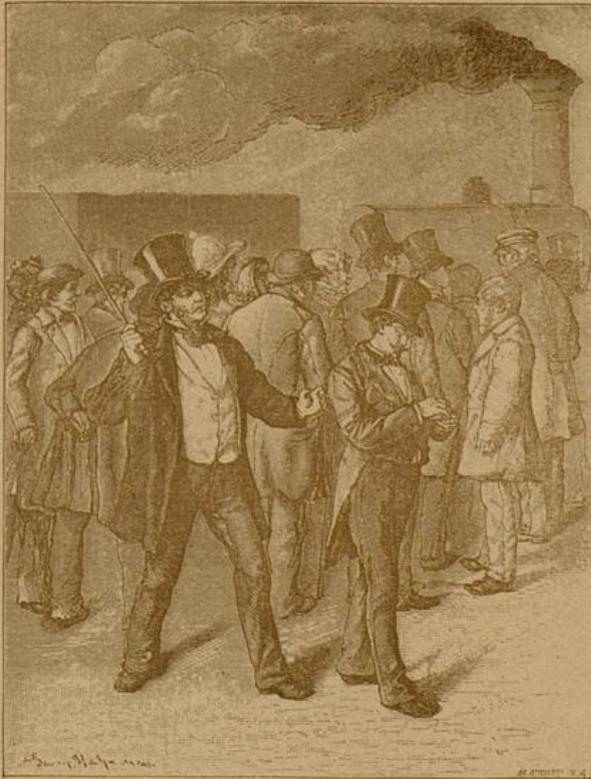
Der kaiserliche Schutzengel ließ mit einem Ausruf des maßlosten Erstaunens seinen räuchernden Bambus sinken und ward von der Menge mit fortgerissen, die sich nach dem Ausgang drängte, um die Herrschaften ihre Wagen besteigen zu sehen. Der Itis war schon wieder in der vordersten Reihe, dicht an der Seite der „Augsburger Allgemeinen“, die auf Kopflänge die Menge überragte, den „Schwäbischen Merkur“ als Mauerbrecher benutzte und den „Illustrierten“ im Schlepptau hatte. „Vive l'empereur!“ quiekte der Itis, als der Kaiser einstieg. — „Vive l'empereur!“ schrienen einige Dukend „Mouchards“, Haarfüßler, Kellner und bezahlte Haus-

knechte. „Pfecht!“ zischte die „Allgemeine“, „stille!“ brummte der „Merkur“, und in der Menge zischte ein Chor mit.

„Hoch!“ rief der Herr Kanzleirat, als die ritterliche Gestalt seines Landesherren sich zeigte, und „Hoch!“ donnerte es auf dem ganzen weiten Platz. So unter „Vive l'empereur“, „Zischen“ und „Hochrufen“ fuhren die Wagen ab und der Kaiser konnte leichtlich seinen Anteil an dieser Begeisterung herausfinden.

Der Herr Kanzleirat folgte gemächlich dem Menschen-troß, der den Wagen nachstürzte, und überließ sich seinen Betrachtungen. Der alte Herr war nicht befriedigt von dem eben erlebten Schauspiel und in einer unwirschigen Laune. Er war ärgerlich, daß er sich durch den Itis so hatte ins Feuer jagen lassen, und

seine gut gemeinte Besorgnis für die Sicherheit des Kaisers kam ihm jetzt fast lächerlich vor. Er war ärgerlich über die Taktlosigkeit der Franzosen, ihrem Kaiser hier auf deutscher Erde ein „Vive l'empereur!“ bringen zu wollen, „denn“, dachte er, „wenn einer von untern hinüberkommt, denkt kein Franzose daran, „Lebehoch“ zu schreien.“ Er war ärgerlich über die Taktlosigkeit der Deutschen, daß sie den Kaiser mit Zischen beleidigten, denn er war nun einmal unser Gast, und das deutsche Gastrecht durfte nicht auf diese Weise verletzt werden. Und schließlich war er ärgerlich, daß weder er noch sonst jemand den gescheiten Einfall hatte, „Deutschland hoch!“ zu rufen, denn ein „Hoch Deutschland!“ wäre hier am Platze gewesen und der Kaiser Napoleon hätte müssen Respekt haben und hätte auch gleich hören können, was die Glocke geschlagen hat.



Der Herr Kanzleirat hatte schon seinen Bambus erhoben.

In dem Stephaniensbad, der Wohnung des Kaisers, wogte eine unabsehbare Menschenmenge und in dem Garten der kaiserlichen Wohnung selbst war ein buntes Getriebe. Die „Centgardes“ hatten die Wache bezogen — prächtige Leute in ihren reichen und etwas theatralischen Uniformen — Adjutanten, Kammerherren, Bediente rannten durcheinander und selbst der Kaiser ließ sich von Zeit zu Zeit am Fenster des roten Pavillons sehen, trat wohl auch in den Garten hinaus und wandelte mit General Fleury auf und ab.

Indem der Herr Kanzleirat sich nach einem günstigen Platze umjah, entdeckte er die lange „Augsburger Allgemeine“, die wie ein Schiffsmast aus dem Menschenmeere hervorragte und sich mit ihrem Gefolge, dem „Schwäbischen Merkur“ und der „Illustrierten Zeitung“ einen der besten Plätze erobert hatte.

Die Herren waren in bester Laune, denn sie hatten ihren Durst gestillt und nahmen ihren Bahnhofbekannten mit freundlicher Bereitwilligkeit in ihren Schutz.

Um die Gesellschaft vollständig zu machen, fehlte auch der Itis nicht; er traute offenbar der „Allgemeinen“ nicht und folgte ihren Spuren wie der Schneumon dem Krokodile.

So oft der Kaiser sich sehen ließ, schwenkte der Itis seinen Hut und quiekte sein „Vive l'empereur!“, worauf jedesmal die „Allgemeine“ mit einem grimmigen „Pst!“ und der „Schwäbische“ mit einem zornigen Knurren antwortete. „Dem kleinen Knirps breche ich noch den Hals,“ brummte der „Merkur“.

„Haben Sie den Kaiser schon lange nicht mehr gesehen?“ fragte die „Allgemeine“.

„Ich sehe ihn zum erstenmale,“ erwiderte der Herr Kanzleirat.

„Ah! Zum erstenmale? Ich sage Ihnen, es ist kaum glaublich, wie der Mann abgenommen hat seit zwei Jahren. Sehen Sie nur diesen schleppenden Gang, obgleich er sich Mühe giebt, ihn zu verbergen, diese gebeugte Haltung. Ha, wer die Schrift dieses bleichen, starren Gesichtes entziffern könnte! Es muß eine ungesunde Ebre sein, Kaiser der Franzosen zu heißen. Doch Sie entschuldigen,“ unterbrach sich der redselige Korrespondent, „daß wir uns noch nicht vorgestellt haben: Professor M aus Stuttgart, Herr Maler D aus Leipzig und ich selbst Dr. V aus Augsburg!“

„Sehr angenehm!“ erwiderte der Herr Rat verbindlich, „Kanzleirat Müller von Karlsruhe.“

„Was?“ rief der Doktor und betrachtete den alten Herrn mit achtungsvoller Teilnahme, „derselbe Kanzleirat Müller, der kürzlich das köstliche Abenteuer mit der Karlsruhe-Durlacher Pappelallee gehabt hat?“

„Derjelbe,“ erwiderte der Herr Kanzleirat in einiger Verlegenheit.

„Das ist uns eine große Freude,“ riefen die drei Herren und schüttelten ihrem neuen Bekannten herzlich die Hände. „Sehr glücklich, Herr Kanzleirat, Sie persönlich kennen zu lernen. Und Ihre liebe Frau Theresie? Befindet sich wohl?“

„Ganz vortrefflich,“ erwiderte geschmeichelt der alte Herr.

Durch die Pichtenthaler Allee her jagte ein glänzender Wagen, bog nach dem Stephaniensbade ein, donnerte über die Dösbücke und hielt vor der kaiserlichen Wohnung.

Durch die Menge ging ein bedeutungsvolles Klüstern und sie drängte sich gegen das Ufer des Dösbachs vor.

„Nummer eins,“ sagte die „Allgemeine“ und lächelte, „der Prinz von Preußen!“

„Was,“ rief der Herr Kanzleirat erstaunt, „der Prinzregent von Preußen?! Der mächtigste Fürst Deutschlands, und macht dem Franzosen zuerst seinen Besuch?!“

„Es scheint,“ entgegnete der Doktor, „und die andern werden's auch so machen!“

„Sm, hm!“ murmelte der Herr Rat, „habe mir's anders gedacht. Doch,“ setzte er gutmütig hinzu, „sie thun es aus Artigkeit gegen den kaiserlichen Gast, und vielleicht schreibt es die Etikette so vor.“

Als der Wagen an der Freitreppe angefahren war, erschien der Kaiser unter der Thüre des Empfangsaales. Während der Prinzregent aus dem Wagen stieg, ging der Kaiser gegen die Freitreppe vor, ohne sich gerade sehr zu beeilen, und stieg von ihren zehn Stufen zwei herunter, wo er stehen blieb, um den Prinzen zu erwarten. „Zwei Stufen,“ der Herr Kanzleirat sah es ganz genau.

„Hätte wohl dürfen alle zehn herabsteigen,“ murmelte er.

Die hohe Gestalt des Prinzregenten eilte mit leichtem Anstande die Stufen hinauf und Preußen begrüßte Frankreich mit hohheitsvoller Würde.

„Deutschland acht hinauf und Frankreich zwei hinunter? Nun, es kam noch eine Zeit kommen, wo der stolze Franke auch noch weiter heruntersteigen muß!“

„Sie können recht haben,“ flüsterte der „Merkur“.

„Sehen Sie, was der Kaiser für ein Gesicht schneidet, da er dem Prinzen die Hand reicht? Man sagt, er sei ein Fatalist, und man könnte glauben, er fürchte die deutsche Fürstenhand, die er berühren muß.“

Die Fürsten traten in den roten Pavillon, die Thüre schloß sich, die Fenstergardinen fielen herunter und trennte die gaffende Menge von einem Stück Weltgeschichte.

„Der Vorhang fällt, die Komödie ist aus,“ sagte die „Illustrierte“ und schloß ihr Stützenbuch, in dem sie eifrig gezeichnet hatte.

„Nein, die Komödie fängt erst an,“ bemerkte die „Allgemeine“, „benutzen wir den Zwischenakt, um uns zu unterhalten. Was treiben wir?“

„Zu die Spielsäle!“ rief der „Merkur“ und faßte den Herrn Kanzleirat unter dem Arm, und die neuen Bekannten wanderten dem Konversationshause zu.

Der Herr Kanzleirat befand sich zum erstenmale in den Räumen des Konversationshauses. Er hatte mit seinen drei neuen Bekannten die Runde durch die prachtvollen, durch tausend Gaslichter erleuchteten, in Gold und Spiegeln funkelnden Säle gemacht; und die wogende Menschenmenge, die mit Wohlgerüchen geschwängerte Luft und die rauschende Musik hatten ihn in einen Zustand der Aufregung versetzt, daß sein Kopf wirbelte, und er sich erschöpft in die seidnen Polster eines Sofas fallen ließ.

„Herr Doktor,“ leuchtete er, „das halte der Henker aus; wir wollen in die frische Luft. Das ist eine heillose babylonische Verwirrung. Da hört man alle Sprachen der Welt, nur kein Deutsch, und die Geschöpfe, die da herumlaufen — es ist wie auf einem Maskenball! Meine Theresie hat doch auch ihre Sonntags-Krinoline, aber diese wandelnden Fässer mit den bloßen Schultern und den gemalten Gesichtern — sind das wirkliche Frauenzimmer? Ha, wenn meine Frau mich in solcher Gesellschaft sehen könnte! Und dort? Wahrhaftig, dort ist der Itis wieder! Kommen Sie, meine Herren, mir wird's unheimlich hier!“

Der Doktor lachte über die hausbackene Verzweiflung seines neuen Freundes. „Kommen Sie, Verehrtester, wir wollen ein bißchen dem Spiele zusehen, das wird Sie zerstreuen,“ und zog den Widerstrebenden zum Roulette.

Doch das Schauspiel, das hier seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, war nicht geeignet, seine Aufregung zu dämpfen. Er hatte auch schon gespielt, mit seiner Frau „Dausch“, die Partie um einen Kreuzer, oder in der „Eintracht“ sechsundsechzig um eine Tasse Kaffee, aber von einer solchen Spielerei, wie er hier sah, hatte er keinen Begriff; das ging förmlich über seinen Horizont.

Eben schob der Croupier einem bleichen Franzosen einen Haufen Goldes hin mit so gleichgültiger Miene, als wären es Blechstücke. Der Franzose verzerrte sein Gesicht zu einem Grinsen und zog das Gold an sich. Nach der Schätzung des Herrn Kanzleirates waren es wenigstens tausend Gulden.

„Tausend Gulden!“ Um tausend Gulden mußte er

sich fast ein ganzes Jahr lang plagen und abarbeiten, und hier war es in einer halben Minute gewonnen. Es schüttelte ihn wie ein gelinder Fieberfrost. „Jetzt wird der Franzose sein Gold zusammenpacken und davonrennen, als ob der Kopf ihm brenne,“ dachte der Herr Rat und lehnte sich in gespannter Aufmerksamkeit über den grünen Tisch. Doch weit gefehlt; der Franzose blieb sitzen. „Faites votre jeu, messieurs!“ rief der Croupier, und die Kugel rollte. Der Franzose schob den ganzen Goldhaufen auf Rot. Unser Freund erblaste, es kam ihm in die Fingerspitzen, er trallerte sie in der Tasche zusammen, als hätte er selbst das Gold gefest.

„Um Gottes willen, Herr Doktor, sehen Sie, er setzt den ganzen Haufen!“

Der Doktor lächelte.

„Rien ne va plus!“ rief der Bankhalter, „trente six rouge pair et passe,“ und ein zweiter Haufen Goldes ward zu dem ersten geschoben.

„Zweitausend Gulden!“ seufzte der Herr Kanzleirat und dachte an seine Frau daheim, und daß drei dieser kleinen gelben runden Dinger, die da in einem Haufen vor seinen Augen glänzten, hinreichen würden, seiner Therese den so heiß erwünschten neuen roten Shawl zu kaufen.

Wieder rollte die Kugel, und noch hatte der Franzose das Gold nicht an sich gezogen.

Das war zu stark für seine Gefühle als Familienvater, es flirrte ihm förmlich vor den Augen. „Herr Doktor,“ seufzte er, „er läßt sie wahrhaft wieder sitzen! Sprechen Sie doch mit dem Menschen, das ist ja ein Verriüchter!“ Doch schon war es zu spät. „Double zéro noir“, und die Kricke des Croupiers zog den ganzen Goldhaufen an sich.

Der Franzose war um eine Schattierung blässer geworden und sein Auge starrte auf den Platz, wo soeben noch ein Vermögen gelegen; doch als fühle er, daß alle Blicke auf ihn gerichtet seien, zwang er sich zu einem Lächeln, erhob sich und ging, eine gleichgültige Haltung heuchelnd, der Thüre zu. Der Herr Kanzleirat schaute ihm nach, er sah, wie der unglückliche Spieler unter der Thür wartete, daß er sich an dem Thürpfosten halten mußte, und dann draußen in der Nacht verschwand.

„Der Franzose war ein Narr,“ flüsterte die „Allgemeine Zeitung“. „So spielt kein vernünftiger Mensch. Die Leidenschaft der Spieler, die ist der Gewinn der Bank. Ich will Ihnen einmal zeigen, Herr Rat, wie man spielen muß.“

Der Herr Kanzleirat traute seinen Augen kaum, als er sah, daß sein Nachbar richtig ein ganzes Guldenstück festsetzte und gewann. Jetzt wieder eins, und wieder und wieder. Der Doktor hatte heute das Glück gepachtet, und schon lag ein artiges Röllchen Guldenstücke vor ihm. Der glückliche Gewinner lächelte: „Nun, meine Herren,

haben Sie keine Lust? Einmal muß man sich doch den Spaß erlauben. Wer in Baden war und hat nicht gespielt, der ist in Rom gewesen und hat den Papst nicht gesehen.“

„Ein recht passender Vergleich,“ lachte der „Merkur“ und griff in die Westentasche, „fünf Gulden will ich opfern,“ und fing ebenfalls an, zu setzen.

Die „Illustrierte“ hatte keine Zeit zum Spielen, sie hatte schon wieder ihr Skizzenbuch in der Hand, um ihm einen verlierenden Engländer einzuverleiben, der bei jedem Verlust ein „Goddam“ brummte und sein Gesicht bereits zu einer Länge ausgedehnt hatte, wie sie nur bei einem Engländer möglich ist.

Dem Herrn Kanzleirat stand der Schweiß auf der Stirne. Das rollende, klingende Gold tönte ihm ins Ohr wie das Klappern einer Klapperschlange; wie der arme Vogel fühlte er sich von ihrem Zauber umstrickt und schon kämpfte er gegen die Versuchung. „Nein, nein, was würde meine Therese sagen, die sich einen ganzen Tag abplagt, um sechs Batzen zu sparen,“ und indem er „nein, nein“ sagte, fuhr er mit der Hand in die Tasche.



Die Kricke des Croupiers zog den ganzen Goldhaufen an sich.

„Frisch gewagt, Herr Rat,“ rief ermutigend die „Allgemeine“. „Sie sehen, Fortuna lacht uns. Fassen Sie das unbeständige Weib beim Schapel!“

Jetzt fürchtete der also bedrängte alte Herr, sich durch längeres Weigern wirklich lächerlich zu machen. „Ihnen zu liebe will ich einen halben Gulden wagen,“ sagte er. Tiefaufatmend und mit der Miene eines alten Spielers, aber klopfenden Herzens zog er ein Guldenstück aus der Tasche.

„Wechseln!“ herrschte er dem Croupier zu und warf das Guldenstück mit so gleichgültiger

Miene auf den Tisch, als wäre das Spiel seine tägliche Beschäftigung.

Der Bankhalter sah fragend auf, ohne jedoch dem Befehle Folge zu leisten.

„Schangschel!“ wiederholte der Herr Kanzleirat mit Nachdruck und spielte nachlässig mit seiner Uhrkette.

Der Herr Rat schaute ganz verblüfft seinem Gulden nach. Warum wechselte der Mensch nicht? Was sollte sein Gulden auf impair? Was bedeutet impair? Herr Venazet wird doch nicht glauben, daß er einen ganzen Gulden setzen wolle? Er war ernstlich besorgt um das Schicksal dieses bedeutsamen Teiles seiner Barschaft. Es juckte ihm in den Fingern, sein Geld wieder zurückzuziehen, und doch mußte er nicht, ob er es dürfe. „In Gottes Namen denn,“ dachte er und biß die Zähne zusammen. Inzwischen rief der Croupier sein: „Faites votre jeu, messieurs!“ Die kleine Elfenbeintafel rollte und fiel, und so oft sie fiel, ging dem neugeborenen Spieler ein Stich durchs Herz. Doch sein Guldenstück schien gefest, es rührte sich nicht, und ein ganzes Häuflein Kameraden hatte sich zu ihm gesellt.

„Jetzt ist es Zeit,“ flüsterte die „Allgemeine“. „Ziehen Sie Ihr Geld zurück!“

„Darf ich denn?“

„Freilich, freilich, nur rasch!“

Dem Kanzleirat fiel ein Stein vom Herzen, da er sein Guldenstück gerettet sah. Mit einem freudestrahlenden Blick fischte er es — er kannte es genau, denn er hatte es nicht aus den Augen gelassen — aus einem ganzen Häuflein heraus.

„Das Ganze, das Ganze!“ rief der Doktor und schob mit seiner Krücke einen ganzen Haufen Silbers vor den verblüfften Spieler hin. „Welch ein Tollkopf Sie sind; sechs mal hat impair eingeschlagen, es wäre Wahrsinn, es zum siebenten mal zu wagen.“

„Vingt rouge pair et manque!“ rief der Bankhalter.

„Sehen Sie? Sie hätten wahrhaftig verloren!“

Wie der Herr Kanzleirat in dieser Nacht in sein Bett im Jähringer Hof gekommen, wußte er nicht mehr genau. Er erinnerte sich nur noch dunkel, daß er am Arme der „Allgemeinen“ und des „Merkurs“, der wegen des Verlustes seiner fünf Gulden etwas brummig war, mit einer Tasche voll Guldenstücke zum Konversationssaale hinausgewankt war, daß sie zusammen zu Nacht gespeist, viel geschwätzt und politisiert und viel Punsch dazu getrunken hatten. Ja, es war ihm, als habe die „Illustrierte“ ihn in ihr Skizzenbuch abgezeichnet.

Jetzt wälzte er sich in seinem Bette mit heißem Kopfe und unzufrieden mit sich selbst. Er hatte zwar 64 Gulden gewonnen — wie, das wußte er sich nicht zu erklären —; aber er konnte sich nicht darüber freuen, denn er war seinem Grundsatz ungetreu geworden, und das ärgerte ihn.

Daß die „Illustrierte“ ihn abkonterfeite, beunruhigte ihn ebenfalls. Den Künstlern ist nicht zu trauen, und er sah schon sein Ebenbild in der nächsten „Illustrierten Zeitung“.

Wahrhaftig, da war es, und der bleiche Franzose mit seinem verzerrten Gesichte grinste ihm über die Schulter. Der Herr Kanzleirat schloß die Augen, da wurde es noch ärger, die Potentaten, der Iltis, die „Allgemeine“, der „Schwäbische“, die „Illustrierte“, der bleiche Franzose, die Krinolinen, Haufen Goldes und Silbers, das alles wirbelte in rasendem Tanze um ihn herum, lachte, johlte und grinste ihn an, und er selber, mit samt seiner Bettstelle wurde in den Wirbel mit hineingerissen. Jetzt, um den drückenden Alp loszutreiben, drehte er sich ächzend auf die andere Seite, die neffischen Traumbilder zerstoben, und mit einem Zauberchlage sah er sich in einem großen, prachtvollen Saale.

Napoleon saß auf einem hohen, goldenen Throne, dessen Stufen Knochen und grinsende Totenschädel waren. Sein Purpurmantel war garniert mit zerrißnen Verträgen, und aus einem goldenen Pokale, den der Iltis ihm reichte, schlürfte er Blut und Thränen, und aus einer goldenen Dose nahm er von Zeit zu Zeit eine Prife Cayennepfeffer.

Rings um den Thron, die weite Halle füllend, drängte sich Gethier aller Art: Löwen, Bären, Adler mit einem Kopf und mit zwei Köpfen, und der Zweiköpfige schleppte an langer Kette eine Kugel mit sich heraus, auf der stand geschrieben: „Konfordat.“

Auf der Rücklehne des Thrones saß ein Hahn und spreizte das struppige Gefieder und schlug mit den Flügeln, und da der Hahn zum erstenmal krächte, da lachte Napoleon und winkte mit dem Finger und die

Löwen und Bären brüllten, die Adler krächzten und wezten die Fänge. Nur der Doppelköpfige hatte seine zwei Köpfe unter die Flügel gesteckt und schien an seiner Kette zu schlafen.

Da krächte der Hahn zum zweitenmal, Napoleon winkte wieder und erhob sich auf seinem Thron. Jetzt erwachte der Doppeladler und reckte die mächtigen Schwingen, aber schon saß ihm der türkische Hahn im Nacken und hieb seine Fänge in sein Fleisch, die schwere Kette zog ihn nieder und wie im Todeskampfe zuckte der Vogel am Boden.

Napoleon lachte wieder, und die andern Tiere weiteten sich behaglich knurrend an dem blutigen Schauspiele.

Jetzt krächte der Hahn zum drittenmal. Die Erde wankte, Donner rollten, Blitze zuckten, die Tiere machten Miene, übereinander herzufallen und sich gegenseitig zu zerfleischen. Da, mitten in den tobenden Arm, trat eine behre Erscheinung, Germania. In der Linken hoch die deutsche Fahne, in der Rechten das flammende Schwert, schritt sie drohend auf den Thron zu, ihr nach in wildem Tumulte die Bären, Löwen und Adler, allen voran aber der Iltis, der zu riesiger Größe angeschwollen war und als der erste sich auf seinen Herrn und Meister stürzte.

Dieser breitete die Arme aus auf seinem zusammenbrechenden Thron und schrie: „Herr Kanzleirat Müller, um Gottes willen zu Hilfe, zu Hilfe!“

„Ja, ja!“ rief dieser und fuhr aus dem Schlafe auf, „ich komme schon, Majestät. Therese, meinen Schlafrock und meine Pantoffeln!“

Er lag wachend im Bette, in Schweiß gebadet. Eben schlug es 1 Uhr.

„Das war ein sonderbarer Traum! Er wird doch nichts Schlimmes zu bedeuten haben? Die Germania sah meiner Therese ähnlich wie ein Ei dem andern. Und doch — dem Iltis traue ich nicht — wenn in dieser Nacht —! Bah! Was geht's mich an!“ brummte er und legte sich auf die andere Seite. Doch mit dem Schlafe war's vorbei. Der Mond schien in sein Zimmer und der Herr Kanzleirat war wach wie am hellen Tage. „Der verhenferte Traum läßt mir keine Ruhe,“ sagte er, indem er sich in seinem Bette aufrichtete. „Ich glaube zwar nicht an Träume und Vorbedeutungen, aber . . . Die Nacht ist herrlich, auch brummt mir der Kopf von dem verdammten Punsch — ich will in die freie Luft.“

Es war eine etwas frische, aber freundliche Nacht. Die volle Mondscheibe glänzte an dem klaren Himmel und übergieß das schöne Thal mit seinem milden Lichte. Das Stephanienbad, die Wohnung Napoleons, schimmerte hell durch die Büsche. In der Umgebung des Hotels herrschte lautlose Stille, nur der Dösbach rauschte in seinem felsigen Bette, und aus dem Innern des Palastes drang dann und wann ein leiser Ton, wie das Klirren von Waffen. Es waren die Wachen der Centgardes. Der Kaiser schien übrigens seine eigene Wache für die sicherste zu halten, denn das einzige erleuchtete Fenster des Palastes war das seines Schlafzimmers. Der Kaiser schlief nicht. Diesem Auge mochte es nichts Seltenes sein, daß der Schlaf es floh.

Jetzt wandelte eine dunkle Gestalt längs dem Ufer des Dösbaches her. Sie schien etwas furchtsam und unsicher und hielt sich mit Vermeidung der lichten Stellen im Schatten der Gebüsch. Jetzt war sie dem erleuchteten Fenster-gegenüber angekommen und, sich ängstlich um-

blickend, setzte sie sich auf eine Holzbank, die durch eine Kliederbede überschattet wurde. Es war der Herr Kanzleirat auf seinem nächtlichen Spaziergange.

„Er schläft nicht,“ murmelte er, zu dem hellen Fenster aufblickend. „Er kann nicht schlafen. 's ist eigentlich kein Wunder, der Prinz von Preußen wird ihm heute den Kopf warm gemacht haben. Und wenn er erst wüßte, was ich geträumt habe. Ubrigens scheint es hier doch nicht ganz gebeuer zu sein,“ flüsterte er und warf einen scheuen Blick umher, „ich habe dort etwas über den Weg schlüpfen sehen, und es ist mir, als höre ich ein leises Flüstern. Ich bin doch ein rechter Tollkopf! Ich wollte, ich wäre wieder in meinem Bette!“

Jetzt öffnete sich das erleuchtete Fenster und eine männliche Figur zeigte sich in dem Rahmen, sich scharf gegen den lichten Hintergrund abgrenzend. Es war der Kaiser selbst, der, die Arme übereinander schlagend, in die Nacht hinausblühte.

„Wie unvorsichtig,“ murmelte der Herr Kanzleirat und erhob sich von seiner Bank, „wie unvorsichtig! Wie leicht könnte in dem Buschwerke ein Böfewicht lauern, und . . . in den Büschen ist's wahrhaftig nicht sauber, eben habe ich's wieder rascheln gehört!“

Der Gedanke, daß der Kaiser sich so unvorsichtig einer Gefahr aussetze, brachte den schilddwachstehenden Herrn Rat in gewaltige Aufregung und jeden Augenblick fürchtete er, einen Schuß knallen zu hören. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirne, er nahm all seinen Mut zusammen und fing laut an zu husten und sich zu räuspern. Doch die rauschende Dose verschlang den Warnungshusten und ließ ihn nicht bis zum Fenster dringen.

„Er hört mich nicht,“ jammerte der alte Herr. „Pst, pst, Majestät! Es ist umsonst! Es sind kaum dreißig Schritte, wie leicht könnte er da . . .“ und indem er dieses sagte, erhob er unwillkürlich seinen Bambus — da schloß sich das Fenster wieder und ward durch einen schweren Vorhang verdunkelt. Der Herr Kanzleirat atmete erleichtert auf und eben wollte er seinen Bambus wieder sinken lassen, da wurde er ihm mit einem gewaltigen Schlag aus der Hand geschmettert, zwei Fäuste rißen ihn zu Boden und zogen ihn rückwärts durch die Büsche. Der Überfall geschah so plötzlich und unerwartet, daß seinem Opfer der Atem verging und er nicht einmal einen Schrei ausstoßen konnte. Nachdem der arme Herr zwanzig Schritte fortgeschleppt worden, wurde auf einem freien Rasenplatze Halt gemacht und der Herr Rat wieder auf die Füße gestellt. Jetzt fand er Atem und Stimme wieder und machte von beiden ausgiebigen Gebrauch, indem er aus vollem Halbe: „Räuber! Mörder! zu Hilfe!“ brüllte. Doch eine breite Hand legte sich auf seinen Mund und machte ihn aufs neue stummlos, der Schieber einer Blendlaterne wurde geöffnet und bei ihrem ausströmenden Lichte sah er sich unter den Fäusten zweier Gendarmen und ihm gegenüber stand sein alter Bekannter, der Itlis. Die badiſchen Uniformen gaben dem Herrn Kanzleirat Mut: „Meine Herren, was haben Sie mit mir vor? Hier ist ein Mißverständnis. Ich bin der Kanzleirat Müller von Karlsruhe!“

„Silence!“ herrschte der Itlis und musterte sein Opfer mit blitzenden Augen. „Vous êtes un infame! Ou avez-vous le fusil? Wo sein das Flint?“

Einer der Gendarmen erwischte den verhängnisvollen Bambus.

Der Itlis untersuchte den Stock bei dem Scheine der Laterne mit peinlicher Aufmerksamkeit, drehte den

Elfenbeinknopf ab und suchte auch die Zwinge des Mordinstruments abzuschrauben, was aber nicht gelang. Dann gab er den Stock lächelnd zurück und sagte: „Oh! ce n'est pas dangereux! Mais vous monsieur, que faites-vous là? Was mad Sie hier?“

„Ich gehe spazieren, mein Herr! Ich bin badischer Staatsdiener, mein Herr, und habe das Recht, spazieren zu gehen, wann und wo ich will. Verstanden, mein Herr!“

„C'est juste, monsieur! Mais connaissez-vous le mot d'ordre? Wissen Sie der Parole?“

„Parole? Meine Parole ist Deutschland und Theresen!“

„Cela se montrera! En attendant, marsch mit Sie auf die Wache!“

„Ich protestiere!“ schrie der Herr Kanzleirat, indem er von den Gendarmen fortgeführt wurde. „Ich verlange das Beschwerdebuch! Ich bin ein deutscher Unterthan und lasse mich auf deutschem Boden von keinem französischen Spitzel arretieren. Die Zeiten von dem Duc d'Enghien sind vorüber, gottlob! Das fehlte noch! Da muß sich der Bundestag drein legen. Das giebt einen Casus belli! Und ich Esel laufe in der Nacht herum, um den Kaiser der Franzosen zu schützen. O!“

Auf der Hauptwache war man so artig, dem würdig aussehenden alten Herrn in einer besonderen Ecke ein besonderes Tischchen anzuweisen, denn der übrige Raum war bereits mit einer ebenso zahlreichen als auserwählten Gesellschaft vollständig in Beschlag genommen. Da waren Angehörige der grande nation, deren Hände in fremden Taschen gefunden wurden, mehrere Damen in Reiterhütchen und von unzweifelhaftem Rufe, mehrere „vive l'empereur“-Schreier, die in den Straßengassen gefunden worden, ein englischer Gentleman, der die Schwäche hatte, silberne Köffel einzustecken, sowie einige andere hervorragende Persönlichkeiten aus der „Crème“ der Gesellschaft, und als Zuthat zu diesem allen ein halbes Duzend Polizeidiener und Gendarmen, welche die Verpflichtung zu haben schienen, dieses ihrer Obhut anvertraute Menschenfleisch zur bessern Konservierung mit Pfälzer Tabatsdampf zu sättigen.

Hier in seinem Winkel saß nun der Herr Kanzleirat auf einem dreibeinigen Stuhle, den Kopf in seine Hände gestützt, und brütete über sein finsternes Geschick. Nach einer halben Stunde hatte er seinen Entschluß gefaßt. Er ließ sich für sein gutes Geld eine Tasse schwarzen Kaffee, Tinte, Feder und Papier kommen, versuchte, mit einer guten Bremer Cigarre die Pfälzer Wohlgerüche unschädlich zu machen, und goß seinen ganzen Zorn in einem zwei Vogen langen Schreiben an irgend eine unbekannte deutsche Centralbehörde aus.

Die Morgenſonne schaute schon lustig zu den Fenstern herein, als er mit seiner Beschwerdechrift fertig war und sein

„Müller, Großh. bad. Kanzleirat“ mit zugehörigem Schnörkel darunter gesetzt hatte.

Aber schon war sein Anmut verrauht, die Schrift hatte seinen ganzen Zorn verschluckt und er war bereits nicht abgeneigt, das ganze Abenteuer von der heitern Seite zu betrachten, da goß er, als Krönung seines Wertes, anstatt der Sandbüchse, weil keine da war, das Tintenfaß über seine Schriftstellerei und brach in ein lautes, lustiges Lachen aus: „Da, ha, ha! das gehörte noch dazu! Eine rasche Erledigung,“ und in der heitersten Stimmung folgte er dem Rufe eines

Diener der Gerechtigkeit, der ihn dem Polizeibeamten vorführte.

Nach einer Viertelstunde verließ er unter Beileidsbezeugung des artigen Beamten über das durch den französischen Agenten veranlaßte Mißverständnis seine Haft und wandelte, ein freier Mann, nach dem Zähringer Hofe, um seine Freunde beim gemeinsamen Frühstück durch Erzählung seines Abenteuers zu erheitern.

Auf der Promenade vor dem Konversationshause war an diesem Samstagnachmittag ein ungeheures Menschengewühl, denn man wußte, daß Napoleon dem Prinzen von Preußen, der in dem Mesumerschen Hause neben der Promenade wohnte, einen Gegenbesuch machen werde. Der Herr Kanzleirat mit Gefolge hatte sich eines der kleinen Tische bemächtigt und die Gesellschaft rubte von den Mühseligkeiten des Tages aus.

Einen solchen Tag wie den heutigen hat Baden seit seiner Gründung durch einen wahrscheinlich großbauchigen Römer nicht gesehen. Ein Kaiser, fünf Könige, drei Großherzoge, zwei Herzoge, zwei Fürsten, Prinzen, Prinzessinnen, Generale, Adjutanten, Gefandte und ein Heer Gefolge — alle zu gleicher Zeit in Baden und sich Besuche und Gegenbesuche machend — das war ein Fahren, Reiten, Jagden durch die menschengefüllten Straßen, daß selbst der nüchternste Kopf schwindeln mußte.

Und der Herr Kanzleirat mit seinen Freunden überall vorn, überall mitten darin, es war wirklich kein Wunder, daß die Herren erschöpft waren.

Jetzt hörte man das Rollen eines Wagens und alles drängte sich nach dem eisernen Gitter, das die Promenade von der Straße trennte.

Ein Piqueur des Kaisers sprengte hervor und hinter ihm kam Napoleon selbst in seiner prachtvollen vier-spännigen Karosse.

„Vive l'empereur!“ schrie eine einzelne Stimme. Die Umstehenden lachten, und der Mouchard duckte sich beschämt hinter den breiten Rücken eines Schwarzwälder Bauern.

„Das war der Itis,“ flüsterte der Herr Kanzleirat. Den überlassen Sie mir,“ erwiderte der Doktor.

Eine halbe Stunde lang stand die Menge ineinander geteilt und tausend Augen waren auf den Balkon gerichtet, hinter dessen Spiegelscheiben ein Kaiser und ein König sich vielleicht über das Schicksal Deutschlands berieten.

Um den Itis hatte sich ein Häuflein Franzosen versammelt, die eifrig die Köpfe zusammenstreckten, und gerade hinter dem Mouchard hatte sich die „Allgemeine“ aufgepflanzt.

Als nach einer halben Stunde Napoleon im blauen Frack mit dem Großkordon des schwarzen Adlerordens wieder unter dem Portale erschien, da kam Bewegung unter die erstarrte Menge, das Häuflein Franzosen drängte sich an die Gitter vor, der Herr Kanzleirat und die „Allgemeine“ als Racheengel ihnen auf den Fersen nach.

Als die kaiserliche Karosse vorüberjagte, schwenkte das Häuflein Franzosen die Hüte und ein dünnes „Vive l'empereur!“ suchte sich Geltung zu verschaffen. Der Ruf hatte aber das kaiserliche Ohr kaum erreicht,

da war er schon erstickt und zermalmt durch ein tausendstimmiges Hurra!, mit dem der Prinzregent von Preußen begrüßt wurde, der in demselben Augenblick auf den Balkon trat. Ein Sturm der Begeisterung brach los, der dem „abfahrenden“ Kaiser sonderbar in die Ohren klingen mußte. „Hoch! Hoch!“ und abermals „Hoch!“ jubelte jeder Mund und jedes Herz, und: „Deutschland hoch!“ brüllte der Herr Kanzleirat, und „Deutschland hoch!“ schrie die Menge und der Prinzregent verbogte sich lächelnd.

Es war ein deutsches Parlament, das seine Stimme erhob in dem Fürstenrate, der über Deutschlands Schicksal tagte, und diese Stimme konnte nicht mißverstanden werden.

Fast wäre in diesem Sturme der Begeisterung der Itis seiner Strafe entgangen; jetzt aber erinnerte sich die „Allgemeine“ feiner und mit dem lachenden Rache-

ruf: „Ich will dich lehren, „Wir Lampenröhr“ schreien!“ ließ sie ihre Faust so nachdrücklich auf das wiederbedeckte Haupt des Mouchard fallen, daß diesem der Cylinder bis auf die Schultern herunterfuhr. Noch ein begeistertes „Hurra!“ schleuderten die vier Freunde nach dem Balkon hinauf, dann flüchteten sie sich vor dem strömenden Regen, den der Himmel gerade im Momente der höchsten Begeisterung der Polizei zu Hilfe schickte. Denn diese schien in Ratlosigkeit befangen und wußte nicht, ob sie mitschreien oder arretieren solle.

Der Itis, der die innere Hölhlung seines Hutes mit den furchtbarsten französischen Verwünschungen erfüllte und in blinder Wut mit den Händen in die leere Luft hinausgriff, wurde seinem Schicksale und dem schallenden Gelächter der Umstehenden überlassen, und der



Er goß seinen ganzen Born in einem zwei Bogen langen Schreiben an irgend eine unbekannte deutsche Centralbehörde aus.

Herr Kanzleirat hat niemals erfahren, ob und wie der kleine Feuertüfel seiner Gast entronnen ist.

Herr Benazet hatte die Güte gehabt, den Herrn Kanzleirat so reichlich mit Geldmitteln zu versehen, daß es keiner großen Ueberredungskunst seiner Freunde bedurfte, um ihn zu bestimmen, auch noch den Sonntag in ihrer Gesellschaft zuzubringen.

Es war am folgenden Sonntagmorgen zehn Uhr, als sich der Herr Kanzleirat mit seinen Freunden am Portale der katholischen Kirche zusammenfand, um Napoleon in die Kirche gehen zu sehen. Napoleon als Kirchgänger, das mußte interessant sein. — Er war am frühen Morgen schon in die Berge gewandelt. Sein Herz hatte sich erfreicht in dieser herrlichen Natur und in dieser wüthigen Bergesluft. Die frühliche Sonntagssonne lachte ihm entgegen und als nun die Kirchenglocken harmonisch zusammenhallten und ihren Ruf in die dunkeln Wälder hinaufschickten, da setzte er sich unter eine riesige Tanne und schaute hinab in das dampfende Thal und feierte einen Gottesdienst nach seiner Manier.

Jetzt, als er mit seinen Freunden bei der Kirche zusammentraf, war er immer noch etwas weich gestimmt und fand sich nicht recht in die scherzhafte Unterhaltung, mit der seine Freunde sich die Zeit zu kürzen suchten.

„Verehrtester,“ sagte der Augsburger Doctor, „was ist mit Ihnen vorgegangen? Sind Sie Kopfhänger geworden oder sind Sie am Ende gar hinter die Geheimnisse des Fürstentongresses gekommen?“

„Nein, nein,“ lächelte der Herr Rat, „weder das eine noch das andere; aber, im Vertrauen gesagt, ich verpüre, glaube ich, so etwas, wie einen moralischen Katzenjammer!“

„Was? Einen moralischen? Welche Sünde haben Sie denn auf dem Gewissen?“

„Auf dem Gewissen nicht, aber in der Tasche habe ich eine, und von der möchte ich ein Stück los haben, um mich des Restes freuen zu können. Lieber Freund! Verschaffen Sie mir zu einer guten That, durch die ich mich loskaufen kann.“

„Ha, ha, ha! Sie sind ein Original, aber ein vorzügliches. Nun, an einer guten That soll es Ihnen nicht fehlen. Was sagen Sie z. B. zu dem alten Weibe dort?“

Auf der Kirchenstafel saß zusammengelauert ein

altes Weiblein, das nach seiner fremdartigen Tracht nicht aus der Umgegend sein mußte.

Der Herr Kanzleirat betrachtete das Mütterchen mit Theilnahme. Ihre ganze Haltung verriet eine große Trostlosigkeit. Der Kopf war tief auf die Brust herabgesunken und die mageren, runzligen Hände, durch die sie die Perlen eines Rosenkranzes laufen ließ, waren in ihrem Schoß gefaltet. Von Zeit zu Zeit hob sie den Kopf und blickte von ihrem erhöhten Plage aus über die Menschenmenge hinweg nach der Straße hin, durch welche der Kaiser kommen sollte.

„Gute Frau,“ sagte der Herr Kanzleirat und berührte sanft ihre Schulter, „gute Frau, was habt Ihr? Fehlt Euch etwas?“



Der Herr Kanzleirat betrachtete das Mütterchen mit Theilnahme.

thun. Er hat mir etwas Schriftliches aufgesetzt, das solle ich dem Kaiser geben.“ Dabei zog sie ein gefaltetes Papier aus der Schürze.

„Erzählt uns, gute Frau,“ sagte der „Schwäbische“, indem er seinen Vafz möglichst zu mildern suchte, „wir nehmen Anteil an Euch und können Euch vielleicht einen guten Rat geben.“

Die Theilnahme der fremden Männer rührte das Herz der armen Frau und gab ihren Augen Thränen, sie schluchzte laut in ihren Schoß, dann blickte sie auf und erzählte: „Ich bin von Pfaffenhofen, liebe Herren, zwölf Stunden von da im Elsaß. Ich bin eine arme Witwe und will den Kaiser bitten, daß er mir meinen Sohn wieder giebt.“

„Habt Ihr einen Sohn bei den Soldaten?“

Die alte Frau hob ihr Gesicht und blickte den Herrn aus tiefliegenden, halb erloschenen Augen an; dann schüttelte sie das Haupt und ließ es wieder sinken.

„Ihr müßt reden, Mütterchen, wenn man Euch helfen soll. Wartet Ihr auf jemanden?“

Die Frau nickte mit dem Kopfe.

„Auf wen wartet Ihr denn?“

„Auf den Kaiser.“

„Auf den Kaiser?“

Die Herren blickten sich überrascht an.

„Was wollt Ihr denn mit dem Kaiser?“

„Ich will mit dem Kaiser reden.“

„Mit ihm reden?“ rief der Herr Kanzleirat erstaunt. „Arme Frau, was denkt Ihr? Hier kann man nicht mit dem Kaiser reden.“

„Doch, doch,“ erwiderte die Frau mit frommer Zuversicht, „eine Mutter, wie ich, darf mit ihm reden. Ich will einen Zufall thun. Unser Herr Pfarrer hat es gesagt, ich solle es

es gesagt, ich solle es

Die Frau nickte. „Drei, ihr guten Herren, drei Söhne. Zwei sind jetzt wieder bei mir daheim und mein ältester, der Christel, ist Sergeant in Afrika.“

„Aber, gute Frau, den Christel kann Euch der Kaiser nicht zurückgeben, wenn Ihr zwei Söhne daheim habt, die für Euch arbeiten können.“

„Arbeiten? Daß Gott erbarm!“ schluchzte die Frau und schlug die Hände zusammen. „Die können nicht arbeiten, lieber Herr. Dem Frieder sind im Welschland die beiden Beine weggeschossen worden und den Heiner haben sie mir stockblind wieder heimgeschickt. Jetzt bin ich herübergelaufen, um . . .“

Die Frau konnte nicht aussprechen. Die Menge wurde unruhig und drängte sich auf der Kirchentreppe, um den Kaiser zu sehen, der mit seinem Gefolge eben in die Straße einbog. Gendarmen säuberten die Kirchentreppe, um für den Kaiser einen Weg zu bahnen, und bildeten Spalier.

Jetzt stieg der Kaiser am Arme des Generals Fleury langsam die Stufen hinauf. Die Menge war lautlos, kein Ruf erschallte. Die Mouchards schienen Weisung erhalten zu haben. Mitten auf der Treppe hielt der Kaiser überrascht stille, denn zu seinen Füßen lag ein Weib, das stehend die Hände zu ihm erhob. Napoleon sah einen Augenblick auf die Frau nieder und ein Blick menschlicher Regung verschönerte sein Gesicht. Er schien zu fühlen, daß es ein großes Elend sein müsse, das ihm bis nach Deutschland herüber nachgelaufen kam. Dann nahm er die Bittschrift aus der zitternden Hand des Weibes, schob sie in die Brusttasche und schritt vorüber in die Kirche.

Um die arme Frau, die halb ohnmächtig auf der Treppe saß, bildete sich eine teilnehmende Gruppe. Wie ein Lauffeuer ging ihre Geschichte von Mund zu Mund und in das an ihren Armen hängende Körbchen regnete es Kupfer- und Silbermünzen.

Der Herr Kanzleirat hatte in der Nüßrung seines Herzens einen tüchtigen Griff in seine Tasche gethan und so auf die glücklichste Weise das gewünschte Abfinden mit seinem durch Venazet belasteten Gewissen getroffen.

Seine Freunde waren nicht minder großmüthig und um ihr gutes Werk zu krönen, brachten die Herren ihren vor Dank und Thränen überströmenden Schützling in ein nahe gelegenes Wirtshaus, wo die erschöpfte Frau sich mit Speise und Trank stärken und ihrem Körper Ruhe gönnen konnte. Der Wirt, gerührt von dem Schicksal der unglücklichen Mutter, versprach, sie am folgenden Tage mit seinem eigenen Fuhrwerk in ihre Heimat zurückzubringen.

Ob der Kaiser die Bittschrift gelesen, ob die Thränen der alten Frau auf sein Herz gefallen, und ob die Mutter ihren Sohn wieder erhalten hat, — der Herr Kanzleirat hat es nie erfahren können. Vielleicht hat es der Kaiser vergessen.

Es ist ja nur ein kleines Tröpflein in dem Meere von Unglück, Elend und Jammer, mit dem er Tausende und Tausende glücklicher Menschen überflutet, und ein so kleines Tröpflein verdunstet so schnell.

Die tragische Scene hatte übrigens unsern Freund ernst gestimmt und ihm die Lust benommen an dem pompfasten Treiben um ihn her; er war übersättigt und sehnte sich in Wirklichkeit nach Hause. Hatte er doch Material genug gesammelt, um seine Theresie ein Vierteljahr lang aus einem Staunen in das andere fallen zu lassen.

Nur das Fürstenfrühstück auf dem alten Schlosse

wollte er noch mit ansehen und sich wo möglich einen Beitrag für sein „Museum“ erobern, dann aber sollte ihn nichts mehr zurückhalten.

Mit dem Museum des Herrn Kanzleirats hat es aber folgende Bewandniß.

Er hat eine höchst merkwürdige Sammlung von Erinnerungszeichen und Andenken an merkwürdige Begebenheiten und Erlebnisse, und diese Sammlung nennt er sein Museum. Ein stark verblichener Myrtenkranz erinnert ihn, daß er mit seiner Theresie verheiratet sei. Eine glatte Flintenkugel zeigt er als Beweis seiner Thaten bei dem Zeughauskampf im Jahre 1849 — er stand auf der innern Seite des Gitters und versichert, beinahe einen Freischärler toteschossen zu haben. Ein Brotbeutel erinnert ihn an Solferino, er hat ihn von einem österreichischen Soldaten erstanden, der behauptet, diese merkwürdigen Brotbeutel ohne Brot seien Schuld, daß die Franzosen mit vollen Brotbeuteln gesiegt haben.

So enthielt sein Museum noch viele andere merkwürdige Dinge und gar zu gerne hätte er dieser Sammlung auch ein Andenken an diese Fürstentage beigelegt.

Als die Freunde die Schloßruine erreichten, hatte das fürstliche Frühstück schon begonnen. Es war die Zeit, wo andere Leute zu Mittag essen.

Ein solches Getriebe hatten die alten Mauern gewiß noch nicht gesehen. Die Plattform am Fuße des Schlosses war bedeckt mit glänzenden Galawagen und prachtvollen Koffen, gebüht von einem Trossen in Gold und Silber funkelnder Bedienten und Reitknechte. Die schaulustige Menge umrammte wie ein Bienenschwarm das Schloß. Daß sie von dem eigentlichen Schauspiel nichts sehen konnten, schien die Leute nicht im geringsten zu beirren, sie waren glücklich und zufrieden, die Mauern anstarren zu dürfen, hinter denen die Fürsten sich's schmecken ließen.

Zu dem von Gendarmen besetzten Portale zu dringen, durch welches man allein einen Blick in das Innere werfen konnte, schien eine reine Unmöglichkeit, so fest zusammengepreßt war die Menge, und der Herr Kanzleirat war schon im Begriffe, unerrichteter Sache den Rückweg anzutreten, als der glückliche Zufall ihm einen befreundeten Hofbeamten in den Weg führte. Diesem befreundete er seine Wünsche ins Ohr und unter seiner freundlichen Führung gelangten die vier Freunde durch ein kleines Seitenpfortchen in den dunkeln Raum eines alten Gewölbes, durch dessen Luftlöcher man die ganze Scene im Innern des Schloßhofes übersehen konnte.

Und in der That das Schauspiel war des Sehens wert. In dem reich geschmückten Schloßhof stand eine Tafel, an der die Fürsten saßen. In der Mitte die erhabene Wirtin, die liebliche Landesmutter. Neben ihr der Kaiser Napoleon und der König von Württemberg. In hunder Reihe folgten die Herzogin von Hamilton, der König von Sachsen, der Großherzog von Hessen, der Landesfürst, der Großherzog von Weimar, der Fürst von Fürstenberg, Prinz Wilhelm von Baden, der Prinzregent von Preußen, die Fürstin von Hohenzollern, die Könige von Bayern und Hannover, der Herzog von Nassau, der Herzog von Koburg und der Fürst von Hohenzollern.

Sechzehn deutsche Fürstinnen und Fürsten und mitten unter ihnen der französische Kaiser!

Der Tafel entströmten Wohlgerüche, die den Herrn Kanzleirat, der einen gewaltigen Hunger hatte, schwindeln machten und in ihm den frevelhaften Wunsch erregten, nur eine Stunde lang die Last einer Krone tragen zu dürfen, um zu einem Plaze an dieser Tafel berechtigt zu sein.

An der Tafel selbst schien die heiterste Stimmung zu herrschen und die hohen Gäste lachten, plauderten, aßen und tranken gerade wie andere Menschenkinder, insofern diese etwas zu essen, zu trinken und zu lachen haben.

„Das ist mir noch das Sehenswürdigste von allem,“ flüsterte der Herr Kanzleirat der „Illustrierten“ ins Ohr, die schon wieder ihr unvermeidliches Skizzenbuch in der Hand hatte. „Sehen Sie nur, wie's den Herrschaften schmeckt! Ah! Und dort der gebratene Fasan!“

„Ja, es ist ein rührender Anblick für ein loyales Untertanenherz!“ erwiderte die „Illustrierte“ und wüchelte mit Gummilastikum den Napoleon wieder aus, dessen Nase etwas zu groß geraten war.

„Und wie der Kaiser so herzlich lacht! Können Sie nicht verstehen, was er jetzt sagt?“

„Keine Silbe! Die dumme Musik! So viel aber scheint sicher,“ setzte der Herr Kanzleirat mit einem Seutzer hinzu, „meine arme Essäfferin scheint dem Kaiser den Humor und den Appetit nicht verdorben zu haben.“

Eben spießte der Kaiser ein Hammelsrippchen an die Gabel und speiste mit solchem Behagen, daß dem Herrn Kanzleirat der Mund wässerte. Jetzt fuhr er aber zusammen und faßte den Arm der „Allgemeinen“: „Haben Sie gesehen, Verehrtester?“

„Nun, was meinen Sie?“

„Der Kaiser.“

„Nun?“

„Das Hammelsrippchen?“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Das Hammelsrippchen, das er abgenagt hat! So eben hat er es zu Boden fallen lassen!“

„Und dieses welthistorische Ereignis bringt Sie in solche Aufregung?“

„Oh! Das verstehen Sie nicht. Dieses Hammelsrippchen muß . . .“

Doch eben trat der freundliche Hofbeamte in den Keller und ersuchte die Herren, sich schleunigst zu entfernen, da die Herrschaften im Begriffe seien, aufzubrechen und die Ruinen in Augenschein zu nehmen, und der Weg führe sie gerade hier durch.

„Wir gehen schon, verehrter Freund, und danken Ihnen für Ihre große Freundlichkeit,“ sagte der Herr Kanzleirat und dem Beamten ins Ohr flüsternd setzte er noch hinzu: „Außerdem aber könnten Sie mir noch einen großen, großen Gefallen thun!“

„Wenn es möglich ist, mit Vergnügen. Aber nur rasch, rasch, ich bitte!“

„Es ist möglich, Verehrtester, es ist möglich. Unter oder neben dem Sessel Napoleons muß der Knochen eines Hammelsrippchens liegen, welches Se. Majestät höchst-eigenhändig abgenagt haben. Diesen Knochen möchte ich haben!“

„Den Hammelsknochen?“ rief der Beamte erstaunt. „Nicht!“ warnte der Herr Kanzleirat. „Wissen Sie, für mein Museum. Der Knochen hat historischen Wert und ist für mich unschätzbar. Bitte, thun Sie mir die Freundschaft.“

„Ah! Jetzt verstehe ich,“ flüsterte der Beamte lächelnd. „Den Knochen sollen Sie haben.“

„Ein Mann, ein Wort!“

„Ein Mann, ein Wort! Aber jetzt machen Sie, daß Sie fortkommen, die Herrschaften haben sich schon erhoben.“



In dem reich geschmückten Schloßhof stand eine Tafel, an der die Fürsten aßen.

Das unzertrennliche vierblättrige Kleeblatt hatte im Bähringer Hofe sein letztes gemeinschaftliches Mittagessen in ungemeiner Heiterkeit eingenommen, auf der Promenade den Scheidekaffee getrunken und dann hatte sich der Herr Kanzleirat von seinen Freunden mit großer Herzlichkeit verabschiedet, um mit dem Dünstzug der Heimat zuzufliegen.

Die merkwürdigen Ereignisse der letzten drei Tage gaben ihm überreichen Stoff, sich bis nach Karlsruhe die Zeit zu vertreiben.

Vor allem aber malte er sich die Freude des Wiedersehens mit seiner Therese aus und, wenn er ihr die gewonnenen Guldenstücke in den Schoß warf.

„Doch nein,“ murmelte er, „sie hat am Ende gar keine Freude daran. Sie verabscheut das Spiel und mit Recht, und nach dem Verlieren ist das Gewinnen das Schlimmste. Wir müssen die Sache anders angreifen. Laß einmal sehen, wie die Finanzen stehen: 64 Gulden habe ich gewonnen, 10 Gulden hab' ich der Essäfferin geopfert, der Ablass für meine Spielstunde, 15 Gulden macht meine Wirtshausrechnung und 5 Gulden habe ich so verplampert, macht 30 Gulden, bleiben nach Adam Niese noch 34 Gulden. Hurra! Es lebe Venazet! Nun kann ich meiner Therese höchsten Wunsch erfüllen! Es bleibt dabei, ich kaufe ihr einen neuen Shawl. Wenn ich dann nach Hause komme und meine Alte umfängt mich mit einem „aber Joseph“ — ich wette eine Million, sie sagt: aber Joseph! —“

dann werde ich sagen: „Aber Therese!“ und werde lachen und den Schawl ihr über die Schultern werfen, dann . . .“

„Karlsruhe! 12 Minuten Aufenthalt!“ rief der Kondukteur, die Wagentüre aufreißend.

„Was der tausend! Da sind wir ja schon!“ rief der Herr Kanzleirat und machte einen Freuden sprung auf das Trottoir und im Sturmschritt eilte er der Stadt zu.

Fröhlichen Herzens und das bei „Weber und Leibheimer“ erstandene Halstuch unter dem Arme, flog der Herr Kanzleirat wie ein Jüngling die Treppe seiner Wohnung hinauf. Frau



Der Herr Kanzleirat flog wie ein Jüngling die Treppe seiner Wohnung hinauf.

Therese kannte seinen Tritt und stand schon auf der obersten Stufe, wo sie ihn mit geöffneten Armen und mit einem

„aber Joseph“ empfing. „Bravo!“ rief ihr Gemahl herzlich lachend, „meine Million hätte ich

gewonnen! Aber Therese!“ — und warf, um das Festprogramm zu vervollständigen, seiner Frau das neue Halstuch über die Schultern und erstickte ihr zweites „aber Joseph“ mit einem herzlichen Kusse.

Der freundliche Hofbeamte hatte sein Wort gehalten. Der kaiserliche Hammelknochen, mit einer zerprungenen Käseglocke der Frau Therese sorgfältig bedeckt, nimmt einen hervorragenden Platz ein in dem Museum des Herrn Kanzleirates und das Glas trägt die Überschrift:

„Fürstentkongreß zu Baden=Baden 1860.“

Zwei, die nicht mitspielen.

(Siehe das Prämienbild vorn im Kalender.)

Ringel, Ringel, Reihe!
Der Frühling ruft ins Freie,
Die Kinder schwingen sich im Tanz
Und winden einen schönen Kranz!

Ein waltes Kinderliedchen! Haben schon die Kinder unserer Urahren gesungen; der Hinkende hat's gesungen und gesprungen, als er noch kein Hinkender war, sondern ein junger Bengel mit zwei gesunden Beinen; unsre Kinder singen es heute und gesungen wird es werden von den Kindern unsrer Ururur-Enkel. Solche Kinderlieder gehören zu den Unsterblichen,

niemand weiß, wann sie geboren worden sind, und niemand wird sie sterben sehen.

Das hübsche Bildchen, von dem Meisterstifte August Plinkes, erklärt sich eigentlich von selbst.

Daß die fünf Bubens und die beiden herzigen Mädchlein, sich fröhlich im Tanze schwingend, ein Liedchen singen, ist leicht zu merken. Es wird das Ringel, Ringel, Reihe-Liedchen sein. Weniger verständlich ist die Tanzmusik, welche die drei kleinen Musikanten auf der mit Neben beschatteten Veranda zum besten geben. Da gehört schon ein feineres zukunfts musikalisches Ohr dazu. Es ist Blechmusik. Aber praktisch! In den Blechinstrumenten hat die Mutter vor zwei Stunden noch Pfannenkuchen gebacken, und jetzt haben die Pfannen sich in Pauken und die Löffel sich in Schlegel verwandelt. Der kleinste Musikant bläst die Melodie auf einem Trichter. Pauken und Trompeten! Richard Wagner hätte seine Freude daran.

Dicht neben den tanzenden Kindern — in seinem Gängelstuhl — zappelt eine kleine Solotänzerin mit Händchen und Füßchen. Laufen kann das kleine Ding noch nicht, aber als ein richtiges Mädchen macht es seine ersten Tanzversuche, ehe es laufen kann. Im nächsten Frühjahr wird es bereits b'lläufig sein.

Seinem ältesten Bruder auf dem Stuhle ist es nicht so tanzergig zu Mute. Mit zwei Krücken und einem steifen Bein brächte es auch der größte Tanzfünftler nicht zustande. Der arme Junge! Doch das kommt davon. Der große Apfelbaum im Grasgarten hat es im vorigen Spätjahr verschuldet, der hat für den guten Burichen saure Apfel getragen. Bei der Apfelernte ist er heruntergepurzelt und statt Apfel zu brechen, hat er das Bein gebrochen.

Es war für den Jungen ein schlimmer Fall; weil weniger schlimm für den Dorchirurgen. Der kurierte den ganzen Winter durch an dem kranken Beine herum, daß es eine Freude war — für den Chirurgen nämlich —; denn bei jedem Besuche stand für den Herrn „Doktor“ ein Krüglein Wein auf dem Tische und etwas zwischen die Zähne. Es ist das so Sitte auf dem Lande. So hatte der „Doktor“ Peter nach einer erklecklichen Anzahl Krüglein 82er seinen Patienten soweit kuriert, daß der arme Christel mit einem steifen Bein und auf zwei Krücken in die Frühlingssonne hinaus humpeln und mit einem wehmütigen Gesichte den Spielen der glücklichen Kinder zuschauen konnte.

Der Herr Medizinalrat, den die Eltern endlich aus der Stadt kommen ließen, hatte gesagt, sein geehrter Dorfkollege Peter sei ein Gei. Jetzt wolle er den Patienten in die Kur nehmen und bis die Apfel reif seien, könne der Christel weder auf die Bäume klettern. Unten bleiben aber sei gesünder!

Die Mutter auf der Veranda blickt zärtlich auf ihren kranken Erstgeborenen herab und die Hoffnung, ihn wieder gesund zu sehen, verklärt ihr Gesicht.

Wie viele von den zwölf Kindern ihr eigen sind, kann man nur vermuten. Der Hinkende meint, die drei Musikanten, die kleine Strampplerin in dem Stuhle und sein Kollege auf dem Stuhle. Hüfte sind genug für die junge Frau, die andern sieben werden Nachbarskinder sein.

Denkspruch.

Der Flecken, den man auf eines Menschen Ehre wirft, ist die Probe derselben. Wie bei gutem Tuche verbleicht entweder der Flecken oder die Ehre.

Zaubern



st verboten und zum Glück den meisten Menschen unbekannt. Aber ein bißchen natürliche Zauberei hat der alte Notar Vogel (er hätte Spatzvogel heißen dürfen) doch verstanden und manchmal nicht gerade zu schlimmen Dingen angewandt. Einst sprach er über die Leichtgläubigkeit des Menschengeschlechts, über den Mangel an eigenem Urtheil, an Ver-

trauen auf die eigne Erkenntnis, über das Nachbeten und Nachtreten, daß man einem schlauen Keithammel getreulich folge durch dick und dünn, und vertieg sich schließlich zu der Behauptung, man könne vielen Menschen einreden, schwarz sei weiß, oder umgekehrt. Das klingt wie Hexerei, und er hat's doch fertig gebracht, freilich mit andern Farben, und einen ehrlichen Bauern überzeugt, blau sei rot und zwar auf folgende Weise.

Der Bauer hatte sich beim Kaufmann ein Stückchen schönes blaues Tuch zu einem neuen Sonntagsrode gekauft und trug es, in grau Papier eingewickelt, doch so, daß die Enden hervorragen, vergnügt heimwärts. Da begegnet ihm auf der Straße wie zufällig der Schuster Pech, der für den Herrn Notar arbeitet und von ihm angestiftet worden war, und sagt nach der ersten Begrüßung: „Aber, Schafmann, was wollt Ihr denn mit dem roten Zeug machen?“ — „Was fällt Euch ein?“ schnaubte der Bauer grimmig. „Seid Ihr schon betrunken, und es ist noch so früh am Tag? Hänfelt einen andern und laßt mich ungeschoren, ich heiße Schafmann, und nicht Schaf!“

„Dem hab' ich's gegeben,“ dachte er und ging seines Wegs. Am Ausgang des Städtchens begrüßt ihn der Winkeladvokat Feder, ein alter Schulkamerad, allzeit prüflich und gewandt. „Das ist ja ein prächtiger Stoff!“ sagte er und rieb ein Eckchen zwischen zwei Fingern, „glatt und stark, und ein herrliches Rot. Aber die Farbe paßt doch für einen Bauer nicht. Was willst du mit dem roten Zeug anfangen, Bitter?“ — „Meinst du auch, es wär' rot?“ sprach der Bauer misstrauisch und entfaltete es ein wenig. „Das ist doch blau.“ — „Blau?“ lachte Feder, „vergleich's doch einmal mit dem Himmel. Es ist rot, rot, brauch deine Augen doch!“ — „Etwas bräunlich mag's sein,“ gab der arme Schafmann zu, „aber —“ — „Braun? Sieh meinen Stock an, der ist braun, das ist aber rot. Nun, verschleiß es gesund; ich muß fort.“

Kopfschüttelnd ging der Bauer zum Ort hinaus. Da wandelt ihm zwischen den Gärten ein stattlicher Herr entgegen, mit schneeweißem Hemd und schwarzem Rock, den goldenen Knopf seines Rohrstocks nachdentlich unters Kinn gedrückt, und der Bauer zieht bößlich die Mütze und spricht: „Schönen guten Morgen, Herr Notar! Schon so früh draußen gewesen?“ — „Ei sieh da, Schafmann!“ sagte der Notar und hält ihm leutselig die silberne Dose hin: „Ein Brisichen gefällig? Ja, ich vertrete mich ein wenig, der Doktor hat mir's befohlen, das ewige Siben macht mich krank. — Was trägt Ihr denn da Gutes heim? Habt Ihr einen

Jungen bei den roten Susaren, der eine neue Montur braucht?“ — „Wie, Herr Notar, meint Ihr auch, es wär' rot? Es haben mir's schon ihrer zwei gesagt, und ich wollt' es nicht glauben. — Der verfluchte Krämer! Aber ich bring's ihm gleich zurück.“ —

Ein andermal hatte der Notar Geschäfte in Solingen und wurde, als er langsam über den Marktplatz schritt, von einer armen Frau begrüßt, die, irdenes Geschirr feilbietend, am Boden saß. Er hatte sie früher in bessern Verhältnissen gekannt, und von dem Gelde, das ihrem prozeßsüchtigen Mann durch die Finger gerollt war, auch seinen Anteil bekommen, als Haus und Hof verkauft werden mußten, deshalb that ihm das abgehärmte Weib leid. „Wie geht's?“ fragte er. „Wie soll's gehen? Es ist ein elend Gewerbe mit den armseligen Töpfen und Krügen. Man löst wenig und verdient noch viel weniger.“ Und sie klagte noch ein Stückchen weiter, das erleichtert das Herz, wenn's auch sonst nichts hilft. Diesmal aber half's doch etwas mehr. Denn der Notar sagte, nachdem er sich lange mit dem Stock unter dem Kinn gerieben und verschiedene Preisen genommen hatte: „Hört, liebe Frau, ich brauche mein Geld selbst, hab' zwei Jungen auf der hohen Schule, die helfen mir redlich davon; aber es fällt mir was ein, vielleicht kann ich Euch doch helfen. Seht Ihr den Gasthof da? Dort hab' ich zu thun und gedenk', oben im Saale zu Mittag zu essen. Wenn Ihr mich nun nachher — es kann ein paar Stunden dauern, aber Ihr bleibt ja doch hier sitzen — wenn Ihr mich ans Fenster treten und es öffnen und mit dem Stock — der goldene Knopf glänzt ja weithin — dreimal durch die Luft fahren laßt, so springt auf wie besessen und werft Töpf' und Teller, alles, was Ihr da stehen habt, klirrend zu Scherben, kein Stück darf ganz bleiben, versteht Ihr mich? Ich bin Euch doch gut dafür?“ — „Gewiß, Herr Notar, aber ich seh' nicht ein, wie das mir nutzen soll.“ — „Kümmert Euch um nichts, thut, was ich Euch sage, und nun Gott befohlen!“

Er ging eifertig weg und erledigte seine Geschäfte mit gewohnter Schnelligkeit. Eine Stunde später setzte sich die ganze Gesellschaft im Saale zum Essen nieder, der eine vergnügt, daß er seine Sachen verkauft, die andern, daß sie dieselben erworben, der dritte, daß er sein Geld bekommen, der vierte, daß er es vorteilhaft angelegt, der Notar, daß er ein gutes Honorar verdient, und alle, daß sie gesunden Appetit und ein vortreffliches Mahl und guten Wein vor sich hatten. Lustig arbeiteten Messer und Gabeln, hell klangen die Gläser aneinander. Als der erste Hunger gestillt war und der edle Trank die Geister schon etwas angeregt hatte, lenkte der Notar das Gespräch unvermerkt auf übernatürliche und unerklärliche Dinge, auf Geisteserscheinungen, Hellsehen und Hexereien, beteiligte sich aber, als es einmal im Gange war, wenig daran, sondern sprach eifrig dem Nachtsich zu. Die Meinungen waren geteilt, die meisten lachten über allen und jeden Aberglauben, wie sich in unserm aufgeklärten Jahrhundert am selben Mittag in fröhlicher Gesellschaft um einen reich besetzten Tisch erwarten läßt: um Mitternacht allein auf einem Kirchhofe ständ' bei manchem die Sache schon ganz anders. Doch fehlte es auch nicht an ein paar Gläubigen.

„Aber was sagen Sie denn dazu, Herr Notar?“ hieß es endlich, „Sie sprechen ja gar nichts.“ Er nippte einmal an seinem Glase und antwortete geheimnisvoll: „Darüber äußere ich mich nicht gern.“ — „Wie? Was? Sie gehören doch nicht etwa — Sie

glauben doch nicht —“ so redeten die einen, und die andern sagten: „Seht, der Herr Notar ist auf unsrer Seite, der könnte mehr darüber reden, wenn er nur wollte.“ — „Das könnt' ich freilich,“ rief er, „doch laßt uns lieber von 'was anderm schwätzen.“ — „Nein, nein! So entschlippen Sie uns nicht — so lassen wir Sie nicht durch!“ hieß es, und je mehr er sich wehrte, desto mehr ward er gedrängt und bestürmt, bis er endlich nachgab und ganz ernsthaft sprach: „Es giebt freilich mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als Ihr in Eurer Weisheit Euch träumen laßt. Ich will nicht behaupten, daß alles wahr ist, was man erzählt. Aber Sympathie ist kein Schwindel, und Tischrücken eine Thatfache, und Klopffgeister giebt's auch außer den zornigen Schulmeistern.“ Er verbreitete sich nach des

weitem über diesen dunkeln Gegenstand und schloß mit dem Trumppf: „Das alles behaupte ich mit um so größerer Gewißheit, als ich selbst ein wenig mehr als Proteffen kann.“ — „Wie? Was? Herr Notar, Sie können heren? Unmöglich! Das glaub', wer will!“ — „Ich kann durchaus nicht alles, z. B. kein Gold machen, was mir leid genug ist, aber doch einiges, was mir niemand von Euch nachmacht.“ — „Eine Probe, Herr Notar, nur eine einzige Probe!“ — „Ich thu's nicht gern, es macht Aussehen, es greift mich auch an.“ Aber man setzte ihm so zu, daß er mit Ehren nicht zurück konnte; er stand auf und ging nachdentlich ein paar mal im Saale auf und ab und blieb dann, die Hände mit dem Rohrstock auf dem Rücken, vor dem offenen Fenster stehen. „Was sollen wir nun machen,“ murmelte er, „um den ärgsten Thomas zu bekehren?“

Plötzlich ein Donnern beschwören, so hell die Sonne scheint? Aber die Felder thun mir leid. Oder dem Bürgermeister, der gerade so steif über den Platz wandelt, ein Paar Gehlohren wachsen lassen, vier Spannen hoch? Doch da kriegt ich's mit der Polizei zu thun. Alles nichts. Halt! Seht Ihr die alte Frau dort unten so still bei ihrer Erdwar' sitzen? Seid Ihr zufrieden, wenn ich, ohne mich von der Stelle zu bewegen, sie so beherze, daß sie selbst all ihre Töpfe zerichlägt?“ — „Ja, ja! Das thun Sie, Herr Notar!“ riefen die Gäste, sich neugierig um ihn drängend. „Worson ist der Tod,“ sprach er gleichmütig, „und der toster das Leben. Ich halt' einen Friedrichsdor gegen jeden von Euch — sezt gleich ein,“ — er ließ seinen Hut herumgeben — „ich muß ohnehin dem armen Weibe seinen Schaden ersetzen.“ Vereinstwillig zogen alle die Geldbeutel. „So, nun kann's losgehen,“ sprach er wohlgefällig,

schnitt ein sehr ernstes Gesicht, murmelte dumpf: „Abrakadabra, Hokuspotus, Virum larum Köffelstil, wer das nicht kann, der kann nicht viel!“ und ließ dann majestätisch den goldenen Knapf dreimal durch die Luft sausen. — Sei, da sprang die Frau auf wie von einer Tarantel gestochen, ergriß den größten Topf und schleuderte ihn auf den zweiten, und sofort, einen nach dem andern, bis nichts mehr ganz war, und dann tanzte sie noch wie verrückt auf den Scherben umher.“

Mit langen Gesichtern und kopfschüttelnd sahen die Gäste erst sie und dann den Herenmeister an, der schmunzelnd das Geld einstrich: „So!“ sagte er, „nun geb' ich noch eine Flasche zum besten und den Rest soll der Kellner dem armen Weibe zum Troste bringen und einen schönen Gruß von mir dazu — ich will nichts von dem Hexengeld behalten. Nun schwätzt künftig nicht über Dinge, die Euch zu hoch sind und die Ihr nicht versteht.“



AR 17
Wie von einer Tarantel gestochen, ergriß sie den großen Topf und schleuderte ihn auf den zweiten, und so fort.

Geldwechsell.

„Kannst du mir vielleicht einen Thaler wechsell?“ sagte Bruder Lustig im überfüllten Wirtshause zu seinem guten Freunde Ernst.

„Warum nicht?“ antwortete der behäbige Mann, der aus Grundfatz immer ein kleines Stämmchen in verschiedenen Sorten mit sich herumträgt, und zählte rasch mit der geübten Hand sechs Künsfgroschenstücke auf den Tisch. Er wartete, bis sein Freund sie mit kurzem:

„Danke schön!“ eingestrichen; er wartete auch noch, bis derselbe eine neue Flasche bestellt und mit ihm angestossen hatte, dann aber wagte er die bescheidene Bemerkung — denn man darf dergleichen nicht auf die lange Bank schieben —: „Aber du hast mir den Thaler noch nicht gegeben?“ — „Schatzkopf,“ sprach Lustig kopfschüttelnd, „meinst du, wenn ich einen harten Thaler hätte, dann brauch' ich dich zum Wechsell?“

Dann könn't's der Wirt auch.“ Derselbe rief, als einmal die Rede auf Oberstein kam, verächtlich aus: „Und ein elendes Nest!“ Es ist aber doch ein schmuckes Städtlein im schönen Nabetal, mit zwei Burgruinen und einer Felsenkirche und vielen hübschen Säckelchen aus Achat, den die fleißigen Bewolner fein schleifen. Ein elendes Nest! Ich bin einmal durchgekommen, eine Lumpenwirtschaft! Geht mir weg! Denkt Euch, ich wollt' auf der Post einen Friedrichsdor wechsell lassen, aber weder da, noch in einem anderen Hause —

„Was? Das wollen Sie uns doch nicht weismachen. — Sie haben doch klein Geld bekommen?“

„Nein? Ich sag' nochmals: Ein erbärmliches Nest! Ich wollt' mir einen Friedrichsdor wechsell lassen und hatte keinen!“

In
hält
sie
ihre
klein
Das
mit
Das
gew
man
ans
hin
suo
den
I
gego
dig
er
nis
schri
oft
es
rech
in
mei
I
sollt
blid
eing
E
dam
berg

Zwei alte Kater.

Soldatenhumoreske von A. v. Winterfeld.



ie hatten beide vierzig Jahre bei demselben Regiment gestanden.

In demselben Monat waren sie eingetreten, vier Jahre waren sie jährlich geblieben und nachdem sie sich, beinahe ein halbes Jahrhundert, steif und krummeritten, nahmen sie als Rittmeister den Abschied. Als Anerkennung ihrer Verdienste bekamen sie den Titel als Major, eine kleine Pension und den roten Adlerorden vierter Klasse. Das fünfundschwanzigjährige Dienstkreuz an dem wehmütig blauen Bande hatten sie schon viel früher gehabt. Das war, in der guten alten Zeit, durchaus nichts Ungewöhnliches, weiter spekulierte man gar nicht; wenn man bis zum Major gekommen war, dann mußte man aus Abgehen denken; das Ziel war erreicht, und die Hinterleute wollten doch auch noch ihre Freude haben; suum cuique stand auf dem schwarzen Adlerorden, den sie nicht bekommen hatten.

Mit Dämmerberg wäre es vielleicht noch ein Jahr gegangen, aber sein Freund Susenhagen war volltändig fertig, wie man zu sagen pflegt. Zerstreut war er ja immer gewesen, aber nun hatte ihn das Gedächtnis absolut verlassen. Wenn er sich nicht alles aufschrieb, vergaß er seine dienstlichen Geschäfte; aber oft vergaß er es auch aufzuschreiben, oder er schrieb es falsch auf, und dann ging die Konfusion erst recht los.

„Na,“ sagte Dämmerberg eines Tages, als sie beide in der Schimmerstunde ihre Pfeife rauchten, „was meinst du, Alter?“

Der blickte auf und wußte nicht, was das bedeuten sollte. „Was soll ich denn meinen?“ fragte er, „augenblicklich meine ich gar nichts.“

„Am 1. Oktober sind es vierzig Jahre, daß wir hier eingetreten sind.“

Susenhagen besann sich. „Wahrhaftig!“ stimmte er dann bei, „es ist merkwürdig, wie schnell die Zeit vergeht.“ Dann paßte er wieder ruhig vor sich hin.

Großer Volkskalender für 1887.

Als Dämmerberg sah, daß weiter nichts kommen würde, fing er von neuem an: „Ich wollte damit nur ausgedrückt haben, daß es wohl Zeit wäre, wenn wir gingen.“

„Wohin?“ fragte der andere, „auf Ressource?“

„Das auch, aber nachher aus dem Dienst. Wenn wir jetzt nicht selber den Abschied nehmen, dann bekommen wir ihn ins Haus geschickt.“

„Pfiu Teufel!“ meinte Susenhagen.

Wie gesagt, Dämmerberg hätte vielleicht noch ein Jahr Zeit gehabt; aber wenn der andere nicht mehr zu halten war, was sollte er noch bleiben. Vierzig Jahre lang waren sie die unzertrennlichsten Freunde gewesen; vierzig Jahre lang hatten sie in der Schimmerstunde mitjammen Tabak geraucht, heute Dämmerberg bei Susenhagen und morgen wieder Susenhagen bei Dämmerberg; vierzig Jahre hatten sie einander gute. Morgen gesagt und zum Gute-Nacht die Hände gedrückt; und nun sollte einer den bunten Rock ausziehen und der andere ihn anbehalten; nun sollte einer vom Gaul steigen und der andere drauf sitzen bleiben? Nein, das ging nicht; das war etwas, was Dämmerberg nicht fertig bekam.

Sprechen thaten sie ja eigentlich nicht viel miteinander. Wenn sie sich begegneten, dann nickten sie sich zu, und wenn sie in der Schimmerstunde ihren Tabak rauchten, dann saß der eine am Fenster und der andere auf dem Sofa, und wenn die eine Pfeife ausgedampft war, dann stopften sie sich eine neue. Manchmal fiel wohl ein Scherzwort oder dergleichen, meistens aber waren sie still und simulierten vor sich hin. Wenn sie aber auseinander gingen oder später sich gute Nacht wünschten, dann drückten sie sich die Hände dabei, als wenn sie sich königlich amüsiert hätten. Was soll man in einer kleinen Stadt auch viel reden? Es ist ein Tag wie alle Tage immer dasselbe; aber deshalb vergeht die Zeit gerade so schnell, man hört nicht ihren Schritt. Sie schleicht in Filzschuhen, bis sie uns plötzlich an unser Grab geleitet hat. —

„Pfiu Teufel!“ hatte Susenhagen gesagt, als Dämmerberg ihm vom Abschiedbekommen gesprochen, „dann wollen wir doch lieber von selbst gehen.“

Er dachte ebenfalls nicht daran, daß der andere ohne ihn bleiben könnte. Dann schrieben sie drum, und er ward ihnen gewährt mit der vorschriftsmäßigen Pension, dem Charakter als Major und dem roten Adlerorden vierter Klasse.

Als es im Barockkreise vorgelesen ward, wurden vielen die Augen feucht. „Die beiden alten Kater gehen ab,“ hieß es nachher in der ganzen Stadt, „Gott, wie leid uns das thut.“

Den Beinamen hatte man ihnen gegeben, weil sie immer so freundlich vor sich hinschnurrten und alles so ruhig und still abmachten, als wenn sie auf Sammetpfötchen gingen.

Am andern Tage gab ihnen das Offiziercorps ein Abschiedsdiner, bei dem viel getrunken und geweint ward, zuletzt wurde Adieu gesagt und nach Hause gegangen.

©

Kröpel, der Bursche, wartete schon auf seinen Herrn. Als der alte Sufenhagen die StraÙe heruntergewandelt kam, mit den großen Majorsepauletten, die er sich für die paar Tage noch kaufen gemußt, war er ganz stolz bei dem prächtigen Anblick, und als die Leute alle vor die Thüre liefen und gafften, da war es ihm, als wenn er aus vollem Halse schreien müßte: „Es lebe der Herr Oberstwachmeister! Hurra!“ Dann fiel es ihm aber doch noch zur rechten Zeit ein, daß sich das nicht schicken würde, und er unterließ es lieber.

Es war spät und Sufenhagen gähnte vor Müdigkeit, daß er sich schüttelte und Wasser in die Augen bekam; als Kröpel ihm aber den Leibrock ausziehen wollte, wehrte er sich dagegen. „Laß ihn mir noch ein bißchen an,“ sagte er, „ich will noch 'ne Pfeife rauchen.“ Dann ging er noch eine halbe Stunde vor dem Spiegel auf und ab und jedesmal, wenn er ihm nahe kam, machte er ein martialisches Gesicht und paßte einen gewaltigen Zug, bis er endlich den letzten gethan. „So,“ sagte er, „nun will ich zu Bette gehen. Stelle die Pfeife weg und zieh mich aus!“

Der Staat fiel ab, ein Stück nach dem andern, bis zuletzt nichts übrig blieb als ein verbrauchter, alter Mann. Kröpel sah es ihm an, wie ihm zu Mute war und er that ihm leid. „Lassen Sie nur gut sein, Herr Oberstwachmeister,“ sagte er, „wenn die Leute nun auch nicht mehr Front vor Ihnen machen, ganz egal, ich bleibe stramm bis zum Ende, und am besten ist es doch immer, wenn man selber Front vor sich machen kann, kein Makel und kein Fehler in der Brust, immer ein ehrlicher Kerl gewesen, das thut wohl, der Gedanke ist ein sanftes Schummerkissen.“

Sufenhagen nickte ihm zu und dann schlief er ein. Am andern Morgen, als der Bursche zum Wecken kam, konnte sich der Alte gar nicht recht erinnern. „Ist es denn schon Zeit?“ fragte er, sich behaglich redend, „es dämmert ja erst.“

„Wenn auch,“ drängte Kröpel, „der Herr Oberstwachmeister müssen aufstehen.“

„Ist denn der Wachmeister schon da zum Frührapport?“

„Der Wachmeister kommt heute nicht, wir fahren ja ab — der Wagen wird in einer halben Stunde kommen.“

Sufenhagen bekam sich eine Weile und dann seufzte er. Mit der Post wollten sie nicht fahren, es konnte ihnen eine Thräne in die alten Augen kommen und die brauchte niemand zu sehen. Wenn der Trompeter zur Reveille blies, waren sie schon über Stock und

Stein; wenn die kleine Stadt erwachte, waren die beiden alten Kater fort auf Nimmerwiedersehen; und wenn der Wind erst über die Stoppeln gegangen, dann verschwanden sie auch aus der Erinnerung.

Der Leibrock mit den großen Epauletten lag noch da; Sufenhagen machte eine Bewegung, ihn noch einmal anzuziehen, dann ließ er aber davon ab und fuhr in den Civilüberrock. Erst machte er gewaltige Wirtschafft, als ob es ihm gar nicht darin behagen wollte, dann fand er sich aber allmählich. War ja auch ganz derselbe Rock, den er immer angehabt, nur anstatt des roten Stehtragens hatte der Schneider einen schwarzen sammetnen Klappagen draufgesetzt und für die blanken Knöpfe übersponnen. Aus dem Beinkleid war die Biese herausgenommen und vom Mantel der Kragen entfernt. Außer der Mütze war nichts Neues am ganzen Anzug, nicht einmal Vatermörder, wie man sie damals trug. Die hohe schwarze Halsbinde blieb, und wenn der Rock wirklich einmal aufgekнопft ward, zeigte er die hohe, schwarze Weste.



An andern Tage gab ihnen das Officiercorps ein Abschieddiner.

„Die Sporen habe ich uns dran gelassen, Herr Oberstwachmeister,“ sagte Kröpel, als der Alte nun für und fertig da stand, „die Leute müssen es uns doch ansehen, daß wir 'mal Kavallerist gewesen sind, wenn wir auch jetzt keine Pferde haben.“

Die hatten ein paar Kameraden gekauft und die Möbel ebenfalls, damit es leichter auf die Wanderschaft gehen sollte. Die beiden treuen Diener wollten sie aber mitnehmen nach Berlin; an die hatten sie sich nun einmal gewöhnt, und die wären auch nicht von ihnen gegangen und wenn sie hätten umsonst die-

nen sollen.

Als Sufenhagen beim Kaffee saß, klorrte es auf der Treppe und Dämmerberg kam herein. „Guten Morgen!“ sagte er, „stippst du noch? — Der Wagen steht schon unten.“ Dann sahen beide einander an; erst mit einer gewissen Wehmut, dann als wenn ein leiser Spott drüber hinzöge.

Wie der alte Sufenhagen dasaß, hinter seiner großen Kaffeekanne, grauer, gebückter, als wenn der Putz von einem respektablen Hause gefallen und es sich nun zeigte in seiner eigentlichen Gestalt, ohne jede künstliche Zuthat. Es war, als wenn man dem Baum seinen Blättertschmutz genommen und ihm nichts gelassen als den kahlen morschen Stamm. Das bligte und Klapperte nirgends mehr, das stach keinem mehr in die Augen, das war null und nichtig geworden für die öffentliche Aufmerksamkeit. Der weiße Kopf stak in der hohen schwarzen Binde und die freundlichen, aber zerstreut blickenden Augen waren jetzt mit einer gewissen Ber-

wunderung auf seinen alten Freund Dämmerberg gerichtet. Der machte aber eben so große Augen, als er Susenhagen zu Gesicht bekam. Die feingeschnittene, spitze Nase zuckte, der lippige blonde Schnurrbart war in ein leises Zittern geraten und die Haare der kleinen Perücke machten einen ganz leisen Versuch, sich emporzuheben.

„Bruder, wie siehst du aus?“ kam es ihm endlich in den Mund, „wie dein Bruder, der einmal hier war, zehn Jahre älter geworden.“

„Jünger bist du auch gerade nicht geworden,“ knurrte Susenhagen dagegen auf. „Du kommst mir vor, als wenn du in der Wäsche Farbe gelassen hättest, oder als ob du in der Sonne ausgegangen wärst. Nimm dir 'ne Pfeife und dann setze dich.“

„Ja, dazu ist jetzt keine Zeit mehr,“ meinte der andere, „der Wagen ist angespannt. Kröpel! schnell die Sachen vom Herrn Oberstwachmeister hintergebracht, und dann adieu, die Zeit drängt, wir müssen fort!“

Susenhagen stieß einen schmerzlichen Seufzer aus. „Ach so,“ sagte er, „na ja, dann kann es meinetwegen losgehen.“

In fünf Minuten war alles gethan; die beiden Freunde saßen in dem offenen Wagen auf der Hinterbank und die Burschen neben dem Kutscher auf der vorderen. Die kleine Gesellschaft sah aus wie ein paar Gutsbesitzer, die Hammel kaufen wollten und sich gleich ihre Schäfer mitgenommen hatten; für so was konnte man die Diener schon halten in ihren langen blauen Röcken und großen Mützen.

„Na, nun man vorwärts!“ sagte Dämmerberg, weil es doch einer sagen mußte. Der Knecht knappte, die Pferde zogen an und dann rumpelte der alte stuckrige Wagen über das schlechte Straßenpflaster, daß die Insassen oft hoch emporfuhren.

Die Häuser hatten noch ganz müde Augen; vor einigen waren noch die Rouleaux heruntergelassen; in andere konnte ungeniert der frühe Dämmermorgen blicken und langsam mahnen, daß es nun bald Zeit sei zum Geschäft des Tages. Der eine sah nach rechts und der andere sah nach links, die Burschen blickten auf die Pferde und der Kutscher wehrte ihnen mit der Peitsche die giftigen Fliegen ab.

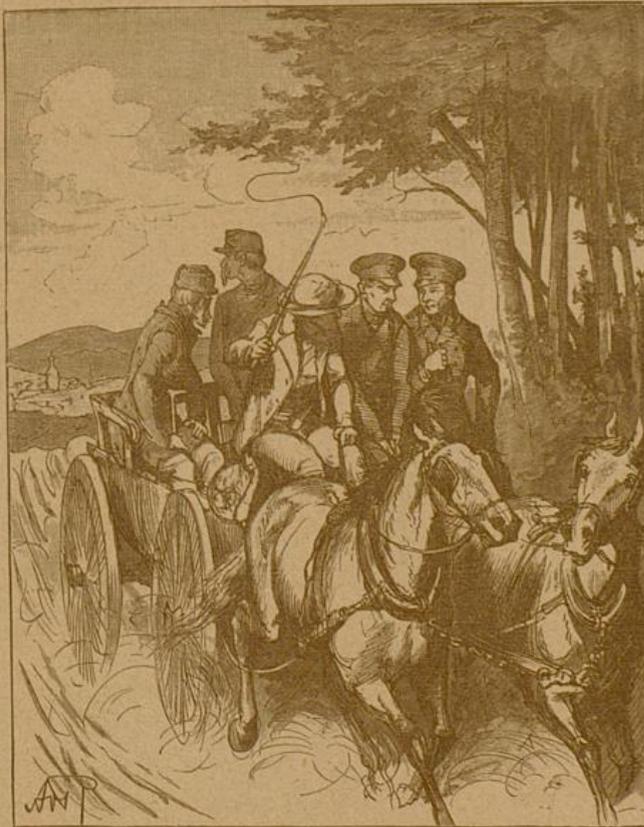
Auf dem Wege zum Thor wohnte mancher Bekannte; der eine nickte nach rechts und der andere nach links;

sprechen that keiner, nur manchmal zitterten die Lippen und die alten Augen wurden feucht.

Jetzt ging's durchs Thor, nachher immer und immer wieder zurückgeblickt, so lange sie den roten Turm noch sehen konnten, dann die Kühlung hinuntergedrückt.

„Nun wollen wir uns eine anstecken,“ sagte Dämmerberg, indem er ein lustiges Gesicht machte, aber die Stimme zitterte doch noch und die Thräne, die er so lange festgehalten, kullerte in den buschigen blonden Bart.

„Wollen wir auch!“ tremolierte Susenhagen hinterdrein. Dann wurden die kurzen Marschpfeifen hervorgeholt und sie klopften so lange auf Feuerstein und Schwamm, bis



lesterer zu glimmen anfing und ein angenehmer Duft durch den Wagen zog. Die Burschen machten unwillkürlich ein freundliches Gesicht und schnüffelten.

„Na, steckt euch nur auch eine an,“ sagte Susenhagen, als er es bemerkte. Ein paar Minuten später passeten alle fünf um die Wette, denn der Kutscher blieb natürlich auch nicht zurück.

Fünf Tage hatten sie gerechnet bis Berlin, wo sie ihren neuen Wohnsitz aufschlagen wollten. Nur nicht in 'ner kleinen Stadt, wo man gleich zum Gerede der Leute wird. Am allerfatalsten wäre ihnen schon die Garnison gewesen, wo sie den größten Teil ihres Lebens zugebracht. Seitdem sie des Königs bunten Rod ausgezogen, war das nichts mehr; sie waren sehr beliebt gewesen, das ist wahr; sie würden sich auch in dieser Besiebttheit erhalten haben, aber

es wäre doch eine andere geworden, ein Gefühl des Mitleids hätte sich beigemischt. Wenn ihnen jemand die Hand gereicht, dann hätte es ausgesehen, als wenn er sagen gewollt: „Wie geht's dir denn, du armer alter Mann?“ Und wenn ihnen einer nachgesehen, würden sie in seinem Blick gelesen haben: „Gott, die beiden alten Kater, wie knackschällig sie geworden sind!“ Mitleid schmerzt mehr als Gleichgültigkeit; daher war's am besten in Berlin, wo kein Mensch ihnen bekannt war; da verschwanden sie in der großen fremden Menschenwelt, da gingen die Wogen des Lebens an ihnen vorüber, bis sie von ihnen gefaßt wurden und in ihr stilles Grab gespült.

Wenn ihnen kein Unfall zustieß, fünf Tage bis Berlin — eine lange Fahrt, immer mit demselben Wagen

Mit der Post wäre es ja schneller gegangen, aber da ward stets hintereinander weggefahren, die ganze Nacht durch und das war ihnen zu unbequem. Sie hatten ja Zeit; weshalb sollten sie sich denn übereilen? Als es eine Stunde gedauert, waren sie schon steif und krumm gefesselt und mußten einmal aussteigen, um sich die Beine wieder ein bißchen geschmeidig zu machen.

Mit dem eigenen Wagen macht ja das Reisen auch weit mehr Spaß. Vor allen Dingen ist man sein eigener Herr, kann anhalten lassen, wenn man Lust hat, und reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist; wenn man müde ist, spannt man aus, und wenn man geschlafen hat, spannt man wieder an, und dann der freie Blick, den man hat; das ist ein ganz ander Ding, als wenn man aus der dumpfigen Postkutsche stets nach einer Seite hin aus dem Wagenfenster schaut auf das viereckige Stück, das man aus der schönen großen Gottesnatur geschnitten; überall halbe Bäume wie in einem Bilderbuch und, vor allen Dingen, bloß einen halben Himmel über sich gespannt und oft nicht von der lieben Sonne beschienen, als wenn man's nicht wert wäre und dafür bißen müßte.

Als die erste Meile zurückgelegt war und 'ne frische Pfeife gestopft wurde, sahen die beiden alten Gesichter schon ein bißchen freundlicher aus. Zusenbagen schmunzelte sogar auf eine eigentümliche Art, bis er endlich ein eben solch eigentümliches Räuspern hören ließ.

Kröpel kannte das Räuspern und sah sich um. „Na? Befehlen der Herr Oberstwachmeister einen?“

„Hast du denn was Ordentliches bei dir?“

„Das will ich meinen, Herr Oberstwachmeister, immer unsre alte Sorte.“ Damit brachte er ein handliches Fläschchen zum Vorschein und hielt es lächelnd seinem Herrn hin. Der nahm es und gab es weiter an Dämmerberg. „Sieh mal an, das hast du doch nicht vergessen!“ meinte der, indem ihm die Augen blühten. Dann zog er den Pfropfen ab und kluderte sich einen Kleinen hinter die Binde. Mit behaglichem Stöhnen gab er darauf die Flasche zurück und Zusenbagen goß sich ebenfalls frisches Öl auf die Lampe.

Das warnte die beiden Alten seit vierzig Jahren gewöhnt. Wenn beim Exercieren zum ersten Mal gerührt ward, dann ritten sie hinter die Front und pfliffen einen.

Ein kräftiger Schnaps ist ein gutes Ding, man muß nur mit ihm umzugehen verstehen; wenn man ihn richtig behandelt, bleibt er immer ein guter Freund; zum Feind wird er nur durch Unmäßigkeit und Mißbrauch.

Schließlich kam die Flasche mit freundlichem Nicken an die Burschen und die gaben sie wieder an den Kutscher.

Der Offizier trinkt mit dem Untergebenen aus einem Glas; da wird nicht erst geniert und abgewischt, ebenso wenig wie die Hand, wenn man sie einem ehrlichen Kerl gereicht, und der Mund, mit dem man ein treues, altes Herz geküßt.

Nach der kleinen Neubelebung interessierte sie das Reisen schon mehr. Es war ihnen doch immerhin etwas Neues, so weit waren sie ja eigentlich seit vierzig Jahren gar nicht hinausgekommen, den Winter auf dem Markt getrampt, und im Sommer auf dem Exercierplatz geritten, alle Jahre einmal zum Manöver, seit einem halben Jahrhundert immer denselben Weg. Das hatten sie also hinlänglich kennen gelernt, und dies war ihnen alles neu und gab andere Anregungen.

Nach den ersten fünf Meilen wurde Nachtquartier gemacht, mehr konnte man den Pferden nicht zinnuten; der Wagen war schwer bepackt und im Anfang nicht

einmal Chaussee, an Eisenbahnen dachte damals noch keiner. Die Zeit ward den beiden Alten aber doch lang in dem ersten kleinen Nest; sie begriffen gar nicht, wie man es da sein Lebenlang aushalten konnte. Ja, wenn die Gewohnheit nicht wäre und das tägliche Geschäft, einen Tag wie alle Tage; dann wundert man sich schließlich darüber, daß es so schnell zu Ende ging.

Vierzig Jahre hatten sie sich nicht gelangweilt, weil der königliche Dienst ihr Interesse wach gehalten; heute meldete sich schon die Langweile, am ersten Tag, da sie freier Herr geworden. Namentlich Zusenbagen gähnte, daß ihm die Augen übergingen, und noch ehe der Wächter die zehnte Stunde abgetutet, lagen sie alle fünf und hatten die Augen zu.

Als man am andern Morgen schon früh beim Kaffee saß, waren sie beide ein bißchen übellunnig. „Ich habe schlecht geschlafen,“ brummte Zusenbagen, „du schnarchst ja auf 'ne schauerhafte Art, erst dachte ich, es würde nebenan Holz gesägt; dann kam ich aber allmählich dahinter, was es war.“

„Ich glaube, du hast geträumt, Alter,“ meinte Dämmerberg.

„Es hat mir doch sonst nicht geträumt,“ sagte der andere, „weshalb denn gerade heute?“ Zusenbagen wollte aber wieder anfangen, weiter zu raisonnieren; aber er kam nicht dazu; der etwas schneller denkende Kamerad schnitt ihm den Faden ab, schon ehe er ihn eingefädelt. „Du verfügst übrigens auch über ein ganz angenehmes Organ. Erst dachte ich, es würde hier jemand erdroffelt, nachher merkte ich aber, daß du es warst. J, Gott bewahre! solche Töne auszustößen, als wenn du auf dem letzten Poche pfliffest! Mir wurde angst und bange dabei; als ich es nicht länger aushalten konnte, warf ich einen Bantoffel nach deinem Bett, er muß aber wohl gegen die Thür geflogen sein; denn, als es knallte, riefst du: „Herein!“ und dann hörte die Musik auf.“

„Na, siehst du wohl! ich werde dir künftig auch 'nen Bantoffel zuwerfen.“

„Nachher fingst du aber gleich wieder an; ich schlafe nicht mehr mit dir zusammen.“

„Ich auch nicht.“

„Ich bin es gewohnt, meine Nachtruhe zu haben.“

„Ich ebenso.“

„Wir hatten uns vorgenommen, zusammen zu wohnen, fällt mir aber gar nicht ein.“

„Mir noch weniger, es ist mir schon lange wieder leid geworden.“

Seit vierzig Jahren hatten sie sich nicht gezankt; am zweiten freien Tag ging's aber los, weil sie in zu enge Berührung miteinander getreten waren; da gab's gleich ein paar Schattenseiten, über die man sich geärgert. Fünf Minuten nachher that's ihnen aber schon wieder leid. Erst blüzelten sie sich eine Weile verlegen an, dann streckten sie gleichzeitig die Hände aus und schüttelten sie sich, daß beinahe die Kaffeekanne umgefallen wäre.

„Wir werden uns wohl gar noch die Häße abschneiden, nicht wahr?“

„Das fehlte noch! 'ne gute Lehre nehmen wir uns draus. Immer im alten Verhältnis geblieben, ein Stückchen auseinander giebt die engste Freundschaft; wenn uns so zu Mute ist, besuchen wir uns, und wenn wir genug haben, gehen wir wieder weg; stets sein eigener Herr geblieben, das ist die Hauptsache.“ Dann schüttelten sie sich noch einmal die Hände und steckten sich die Morgenpfeife an.

Am vierten Reisetage kamen sie in die märkische

Pandtschaft: weißer, mahler Sand, manchmal in kleine Hügel zusammengetrieben, manchmal weitbin gestreckt wie ein sauberer Teppich, in den der Wind seine Muster gewirkt; hie und da kleine Oasen, von hartem, traurigem Gras bewachsen, ein schlafender Teich, an dem krumme Weidenstämme träumen, und verkrüppelte Kienkuscheln, in denen es angenehm nach Harze riecht. Wo es ein klein wenig besser ist, ziehen magere Schafe stilläutend dahin; sonst hört man nur das scharfe Summen der Stechfliege und sieht, wie Spinnen ihre Netze gespannt, die entweder noch gut erhalten oder schon durchlöchert und vom Winde zerzaust, gespenstisch hin und wieder schwanken wie die graue Takelage eines verlassenen Schiffs.

Als der Wagen so langsam durch den tiefen Sand ächzte, gingen die Pfeifen aus und die grauen Köpfe nickten vornüber. Als aber Zusenbagen plötzlich aufsprang und die Türme von Berlin sah, klopfte er sich ab und knöpfte den Rock zu. Das war die Stadt, wo der König wohnte; da mußte man sich ein Ansehen geben. Ihm war zu Mute, als wenn er vor seiner Schwadron hielte und „Stillgesehen“ kommandieren müßte; als er sich jedoch besser besann, seufzte er schmerzlich auf; dann reckte er sich aber gerade und machte ein Dienstgesicht. Der andere natürlich auch und den Burschen wurde ebenfalls ganz feierlich zu Mute.

Im Kadettencorps waren sie nicht gewesen, deshalb kam ihnen Berlin völlig fremd vor; aber sie hatten sich's anders gedacht, lauter Paläste, die im Sonnenschein blühten, und nun eine lange, schmutzige Straße, wo schmutzige Kinder vor den Thüren lärmten und arme Leute hin und wieder gingen. Selten ein feiner Herr, nie eine elegante Dame. Ab und zu ein Soldat, der das Geschäft groß anjah, aber sie nicht grüßte; das that ihnen beinahe weh, das waren sie seit vierzig Jahren so gewohnt, es kam ihnen fast vor, als wenn sie nun keinen Wert mehr hätten.

Wenn ein Offizier des Weges daher kam, warteten sie den Gruß gar nicht erst ab, sondern faßten zuerst an den Schirm der Zivilmüße; dann machte der Kamerad zwar ein Paar verwunderte Augen, erwiderte aber die Bewillkommung mit großer Verbindlichkeit.

Dem Kutscher thaten seine Pferde leid auf dem schlechten Pflaster und er wünschte zu wissen, wo eingekehrt werden sollte.

„I, fahr nur noch ein Stück weiter,“ sagte Dämmerberg; „vielleicht begegnen wir dem König.“ Als der Wunsch sich aber nicht erfüllen wollte, ließen sie vor einem Gasthaus stillhalten, das ihnen nicht zu vornehm und auch nicht zu bescheiden ausah, das sind in der Regel die besten; da hat man wenigstens 'was für sein Geld, 'nen guten Bissen und 'nen kräftigen Trunk. Am andern Morgen empfahl sich der Kutscher.

„Grüße mir noch alle!“ trug ihm Dämmerberg auf. Zusenbagen fing an, die einzelnen Namen herzuführen; als er aber fühlte, daß ihm dabei die Tränen heraufkamen, da ließ er es lieber sein und winkte bloß noch mit der Hand.

Drei Tage blieben sie in dem Gasthof wohnen, bis sie sich einigermaßen in der großen Stadt orientiert und die hauptsächlichsten Lebenswürdigkeiten in Augenschein genommen hatten. Dann mietete erst Zusenbagen und bald darauf auch Dämmerberg. Jeder behauptete, die beste Wohnung zu haben, wenigstens die praktischste; als sie aber die Vorzüge miteinander verglichen, stellte es sich heraus, daß die eine der andern vollständig gleichkam: vor der Thür eine Laterne — da brauchte man ja gar kein Licht, wenn

man im Dunkeln nach Hause kam — und in der nächsten Nachbarhaft einen Bäcker, Kolonialwarenhandlung, Leihbibliothek, Tabakladen, Schneider, Schuster, kurz alles, was der Mensch zum Leben nötig hat. Da brauchten die Burschen gar nicht weit zu gehen und sich nicht unnütz die Zeit zu verlaufen.

Als die beiden Alten aber erst ein bißchen besser Bescheid wußten, machten sie die Entdeckung, daß es kaum eine Wohnung in Berlin giebt, welche nicht dieselben Vorzüge ihr eigen nennete.

Ein gutes Stück auseinander waren sie ebenfalls gezogen, nicht so nah, um sich in die Fenster sehen zu können, und auch nicht so weit, daß ein gegenseitiges Verlaufen und Verirren möglich war. Dreimal immer um die Ecke rechts, da konnte sich jeder zurechtfinden, wenn er nicht zu sehr in Gedanken war, und Dämmerberg mußte wieder dreimal links um die Ecke gehen; das war ganz einfach.

Sie suchten sich auch ein Restaurant aus, wo sie zusammen Mittag essen wollten; aber sie trafen sich nur selten, weil Zusenbagen entweder zu früh oder zu spät kam, er konnte sich mit der Berliner Zeit nicht zurechtfinden und meinte, die Uhren gingen hier alle anders als in seiner kleinen Garnison. Zum Frühstück trafen sie sich schon öfter, obgleich Zusenbagen auch dort immer eine Viertelstunde zu spät kam. Das war in einem Kapweinkeller, wo sie ihr Gläschen Constantia schlürften und eine Sardellensemmel dazu aßen. Wenn Dämmerberg schon bei der besten Arbeit war, dann kam Zusenbagen erst ganz rot und aufgeregte die Treppe heruntergepölkert.

„Ich bin schon wieder im Butterkeller gewesen!“ sagte er ganz wild und aufgeregte, „weiß der Teufel, wie ich immer in den Butterkeller gerate!“

Der war nämlich an der andern Ecke, die beinahe ebenso ausah, weshalb der alte Major sie nimmer unterscheiden lernte. Erst ging er in den Butterkeller, und wenn sie ihm da gleich entgegenlachten, dann kehrte er wieder um und rannte, als wenn ihm der Kopf brennte, in den Kapweinkeller.

Mit Dämmerberg ging das ja noch ganz gut, aber der alte Zusenbagen wurde mit jedem Tage zerstreuter und wunderlicher. Je weniger er zu denken hatte, desto weniger dachte er, und wenn es einmal ganz etwas Wichtiges war, dann schrieb er es sich auf und legte den Zettel auf einen bestimmten Fleck, wo er ihn finden mußte. Gewöhnlich vergaß er aber, wo er ihn hingelegt und deshalb konnte ihm die Geschichte nun auch nichts mehr nützen.

Da kam er auf die Idee, an sich zu schreiben und den Brief auf die Post zu geben; dann besam er ihn sicher durch den Briefträger und mußte ihn unter allen Umständen lesen; das war schon besser.

Mit dem Knoten im Taschentuch hatte er's auch schon versucht; wenn er aber abends einen hineingemacht, dann wußte er am andern Morgen nicht mehr, was es bedeuten sollte; mit dem Briefschreiben war es schon praktischer. Alles konnte er sich ja natürlich auch nicht schreiben, namentlich nicht solche Dinge, die er in der Gegenwart verrichtete. So war es einmal vorgekommen, daß er Wurslicheiben in die Bowle geschnitten hatte, anstatt der Apfelsinen, und dann hatte er sich gewundert, daß es nicht schmeckte.

Wie Kröpel aber ganz richtig bemerkte, kam das alles bloß von der fürchterlichen Langeweile, die sein Herz empfand. Gewöhnlich dachte er an gar nichts; wenn er aber wirklich einmal zu denken anfang, dann dachte er an etwas anderes. Vormittags ging's noch

mit ihm an; wenn er aber vom Diner nach Hause kam, dann war es gar nicht mit ihm auszuhalten. In seiner Zerstreuung hatte er sich nämlich auch angewöhnt, alles nachzumachen, was andere ihm vor-machten. Was sein Nachbar bei Tisch bestellte, das bestellte er auch. Wenn der sagte: „Kellner, geben Sie mir 'nen Schoppen Rotwein!“ dann sagte er auch: „Kellner, geben Sie mir 'nen Schoppen Rotwein!“ Und wenn gegenüber einer bestellte: „Kellner, geben Sie mir 'ne Nürnberger!“ dann bestellte er ebenfalls: „Kellner, geben Sie mir 'ne Nürnberger!“ Und wenn ein dritter rief: „Kellner, geben Sie mir 'nen Cognac!“ dann rief er gleich nachher: „Kellner, geben Sie mir auch 'nen Cognac!“ — Und das trank er dann auch alles gewissenhaft aus. Was er bezahlen mußte, das trank er aus, darin war er merkwürdig reell, das hätte er für 'ne Verschwendung gehalten, wenn er die schöne Gottesgabe hätte unkommen lassen. Was Wunder also, daß er jedesmal mit einem größeren oder kleineren Schwipps nach Hause kam. Und wenn er dann noch obenein bei dem gewissen Hause vorbeigegangen war und nach dem ersten Stoß hinaufgeblinzelt hatte, dann wurde es zu toll und zu arg mit seiner Vergesslichkeit und Konfusion.

Zulezt nahm er sogar den Hut ab, wenn er an jenem Hause vorbeiging, und wenn er in seine Stube kam, dann hatte er ihn noch immer in der Hand. Und wenn er ihn nachher wirklich auf einen Stuhl stellte, dann setzte er sich drauf und sprang gleich wieder empor, wenn es unter ihm knitterte und knatterte. Ein paarmal ließ er ihn dann noch aufarbeiten und wann es durchaus nicht mehr gehen wollte, dann kaufte er sich einen neuen. Es war damals noch alles nicht so teuer in Berlin, und mit seiner Pension und den Zinsen von seinem kleinen Vermögen ließ sich schon auskommen.

Nachdem die beiden alten Vater erst dreiviertel Jahre Berliner Lebens hinter sich hatten, ging das alles denselben Gang, wie es sonst in der kleinen Stadt gegangen war, einen Tag wie alle Tage; aber bei dem Mangel an Beschäftigung wurde es mit Susenhagen immer schlimmer.

„Wenn er nur nicht einmal vergißt, daß er ein Mensch ist!“ brummte Kröpel, „das ist ja gar nicht mehr zum Aushalten mit ihm, und wenn er 'was vergessen hat, dann nennt er 'nen andern schwachköpfig und wird grob wie Bohnenstroh.“

Eines guten Morgens stand er in der Wohnstube und räunte so nach seiner Art ein bißchen auf. Susenhagen war eben aufgestanden und rumorte im anstößenden Schlafzimmer herum; man hörte deutlich, wie er gegen die Möbel stieß, Wasser ins Becken goß, sich geräuschvoll wusch, und was sonst noch alles dazu gehört, um sein eigenes Ich in Scene zu setzen. Kröpel, der einen abgelegten Schlafrock seines Herrn

und ein paar große Holzpantoffeln trug, machte seine Bemerkungen dazu, die er bald durch unwilliges Kopfschütteln, bald durch zustimmendes Nicken begleitete.

Endlich krabbelte es an der Thür; dann ging sie auf und Susenhagen trat ein. Er trug ebenfalls 'nen Schlafrock, der militärisch zugeknöpft war, und zwei verschiedene Pantoffeln, einen alten und einen neuen; der alte war rot und der neue war blau. Sonst war weiter nichts Bemerkenswerthes an ihm zu sehen.

„Guten Morgen, Herr Oberstwachmeister!“ schrie Kröpel ihn an, weil er in der offenen Thür stehen blieb und ein nachdenkliches Gesicht machte. Schließlich fragte er sich hinter dem rechten Ohr, was er immer that, wenn ihm nichts einfallen wollte.

Der Bursche sah ihn von der Seite an. „Nun wird's kommen,“ dachte er, „nun wird's gleich losgehen.“

„Guten Morgen, Kröpel!“ fing Susenhagen dann auch wirklich an, als wenn jener noch gar nichts gesagt hätte. Dann duselte er wieder eine Weile vor sich hin.

„Na?“ rief er schließlich, indem er den Burschen ansah. „Was befehlen denn der Herr Oberstwachmeister?“ fragte dieser.

„Wird's bald?“

„Was denn, Herr Oberstwachmeister!“

„Antworten sollst du! ich habe dich vorhin etwas gefragt! Weißt du denn nicht, was ich dich vorhin gefragt habe?“

„Nein, Herr Oberstwachmeister!“

„Du wirst auch alle Tage schwachköpfiger und vergeßlicher! Raufee schon fertig?“

„Noch, Herr Oberstwachmeister!“

„Zeitung schon da?“

„Liegt dabei, Herr Oberstwachmeister!“

„Raus!“

„Adieu, Herr Oberstwachmeister!“



Mit der linken Hand hielt er das Blatt und mit der rechten tunkte er die Semmel in den Kaffee.

wachmeister!“

Susenhagen setzte sich aufs Sofa, verbrannte sich erst die Finger an der Maschine, ehe es ihm gelang, die erste Tasse einzugießen, that Milch und Zucker dazu und faltete die große Zeitung auseinander. Mit der linken Hand hielt er das Blatt und mit der rechten tunkte er die Semmel in den Kaffee, mit dem linken Auge las er und mit dem rechten überwachte er das Tunken, das war ebenso praktisch wie angenehm und sparte jedenfalls eine Menge Zeit. Nachher wußte er zwar nicht, was er damit anfangen sollte, aber sie war doch immerhin gespart. Kröpel meinte, wenn er sich bei allen Dingen die gehörige Muße nähme, würde er sich weit weniger langweilen, aber so thäte er es immer mehr.

Da ging's richtig schon los. Kaum hatte er den ersten Absatz des Zeitartikels gelesen, so gähnte er schon, daß man sich davor fürchten konnte. Dann griff er nach dem schmerzenden Bein und drückte behutlos an dem rechten Knie herum. Früher hatte ihn die Gicht auch schon gequält, aber jetzt zwackte sie ihn mehr, seitdem er das Reiten und seine gewohnte Beschäftigung aufgegeben. Der Kröpel gewährte ihm

auch keine Pflege und Wartung, wie er sie in seinem Alter haben mußte. Der war wohl für Pferde, aber für Menschen langte er nicht aus. Wenn er sich den Fuß von ihm reiben ließ, dann ging er damit um, als wenn er den Stalleimer scheuerte, nachher war regelmäßig die Haut runter. Das hätte eine weibliche Hand thun müssen, eine Wärterin, oder, na ja, das ging ihm schon 'ne ganze Weile im Kopf herum, wo sollte er denn solche weibliche Hand herbekommen? Da lag ja eben der Hase im Pfeffer.

Man würde er schon ungeduldig beim Zeitungslesen, er blätterte schnell über die Politik hinweg, und ehe er sich's verschah, war er bei den Todesfällen angekommen. Die studierte er aufmerksam durch. „Wieder kein Bekannter dabei.“ — Die Sache ist merkwürdig, aber dennoch wahr; man empfindet eine gewisse Enttäuschung, wenn kein Bekannter dabei ist, man gesteht es sich nicht ein, weil's unnatürlich ist; aber wenn's lange dauert, kann es förmlich zum Arger werden. Da er nun 'mal bei den Familienangelegenheiten war, ging er über die Hochzeiten weg zu den Verlobungen über. Man muß doch auch immer von vorn anfangen. Es waren heute eine ganze Menge; aber Susenhagen las sie gewissenhaft durch. Kurios! Alle Tage verloben sich welche, weshalb hatte er sich früher nicht auch verlobt? Dann hätte er jetzt die Pflege, die ihm abging, er war nicht drauf gekommen. Daran war eigentlich kein anderer schuld als Dämmerberg; wenn der sich verlobt hätte, würde er sich ebenfalls verlobt haben, nun war's verdummelt und nun ist's veräumt.

Er träumte eine Weile vor sich hin, dann las er die Anzeigen noch einmal durch. „Ja, weshalb soll's denn aber veräumt sein?“ knüpfte er seinen Gedankengang wieder an. „Hier steht zum Beispiel, ein Oberst a. D., der sich auch noch verlobt hat, und das kann doch auch kein Jüngling mehr sein. Wenn man nur wüßte, mit wem man sich verloben sollte. Bah! Frauenzimmer giebt's 'ne Schweremenge, und da braucht man . . . und da braucht man . . .“

Hier stockte er, er war wieder aus dem Konzept gekommen und konnte nun nicht wieder hinein. Er rieb sich die Stirn, aber es wollte nichts helfen. Uha! die Pfeife fehlte ihm, die schöne Morgenpfeife zur zweiten Tasse. Als er eine Zeitlang gedampft hatte, da fiel's ihm richtig ein.

„Da braucht man ja eigentlich gar nicht so weit zu suchen!“ rief er mit einem Feuer, das ihm sonst nicht eigen war, „da wäre ja gleich die . . . die . . . wie heißt sie doch? rechts um die zweite Ecke, wo ich alle Tage zweimal vorbeigehe. Als ich ungefähr sechs Monate hinaufgelächelt hatte, lächelte sie auch ein ganz klein bißchen herunter, gerade nicht sehr aufmunternd, aber es war doch immer ein Lächeln; und als ich mir zuletzt ein Herz faßte, sie zu grüßen, da hat sie mir auch gedankt. Mit der könnte ich mich eigentlich verloben,“ fuhr er fort, nachdem er eine ganze Weile vor sich hingepafft. „Was wohl mein Freund Dämmerberg dazu sagen würde? Die Nase rümpfen und mit dem Schmirrbart wackeln, als wenn er damit ausdrücken wollte: Gott, wenn es weiter nichts ist! Das hätten wir auch gekonnt, das hätten wir hundertmal gekonnt! Ja, Reden und Handeln ist aber zweierlei. Wenn man auf den warten sollte, daß er einem 'mal voranginge, da könnte man ruhig drüber hin sterben. Ein ganz oberflächlicher und energieloser Mensch. Ehe der auf die Idee käme, um eine Dame anzuhalten, da müßte man ihn erst mit der Nase drausstupfen. Eine alte Schlafmütze, weiter nichts!“

Der Gedanke regte ihn auf und er dampfte dabei, daß ihm die blanken Schweißtropfen vor die Stirn traten. „Mit der könnte man sich verloben,“ fuhr er fort, mit sich selbst zu sprechen, und zwar laut, was er gewöhnlich that, wenn er sich klarer werden wollte; „ich glaube gewiß, daß sie mich nimmt; nun fällt mir auch ihr Name ein, Willich heißt sie, Witwe Willich — noch ein ganz respectables Frauenzimmer, der man schon noch Lust zum Heiraten zutrauen könnte! Sie langweilt sich ja ebenfalls; wenn sie sich nicht langweilt, dann würde sie doch nicht den ganzen Tag am Fenster sitzen. Die macht gleich auf, wenn einer bei ihr anklopft, namentlich, wenn sie Frau Majorin werden kann, mit 'nem alten adligen Namen. Ein bißchen Geld wird sie natürlich auch in die Wirtschaft mitbringen und wenn's bloß so viel wäre, wie sie kostet; dann brauchte man sich doch nicht mehr so schauerlich zu langweilen und gegen das verdammte Reußen hätte man auch gleich etwas.“

Susenhagen war eigentlich ein Mensch, der sich nicht gern mit Aufschieben abgab. Was er sich auf seine Art reiflich überlegt hatte, das mußte dann auch ins Werk gesetzt werden, aus dem einfachen Grunde, weil es ihm wieder leid werden konnte.

Die Pfeife war aus und der Alte sah nach der Uhr. Schon halb zehn, und um zehn war die Frühstücksstunde im Kapweinfeller. Wollte heute nur ein Glas mehr trinken, damit er Courage bekam, und dann gleich nach Hause, 'rein in den schwarzen Frack, ein paar weiße Glacehandschuhe auf die Finger gepreßt, den hohen Cylinder aufgestülpt und mit frischer Stimmung auf den Weg!

Susenhagen hatte schon den Schlafrock abgestreift, um sich zum Frühstück anzuziehen, als ihm noch etwas einfiel. „Wenn ich es nur nicht wieder vergesse,“ dachte er, „das ist etwas Ungewohntes, das kommt einem leicht wieder aus dem Kopf, namentlich wenn man unterdessen in der frischen Luft gewesen ist. — Will doch lieber an mich schreiben und dran erinnern, sicher ist immer sicher. Wenn ich den Brief jetzt nebenan aufs Postbureau schicke, bekomme ich ihn gerade, wenn ich wieder nach Hause komme, der Briefträger weiß das schon, den habe ich mir schon so abgerichtet.“

Noch ganz voll von dem Gedanken, schloß er sein Schreibspind auf, ließ die Klappe herunter, setzte sich dran, legte sich einen Bogen zurecht, nahm eine Feder, dachte eine Weile nach und schrieb:

„Lieber Freund!“ So schrieb er nämlich immer an sich. „Herr Oberstwachmeister“ konnte er sich doch nicht anreden, das wäre zu steif gewesen, aber kaum hatte er die höfliche Anrede aufs Papier gesetzt, so machte er ein ernstes Gesicht. Heute galt es mehr denn je, sich beim Ehrgefühl zu fassen und sich Mut einzusprechen, sonst that er es am Ende doch nicht. Er tunkte wieder frisch ein und schrieb dann weiter.

„Sei doch ein Mann, fasse Dir ein Herz und habe ein Einsehen, daß die Ehe für Dich eine angenehme Notwendigkeit ist. Du hast dann doch immer jemand, mit dem Du plaudern kannst und der Deine alten Knochen pflegt, wenn sie Dir weh thun. Mache Dich also gleich nach dem Frühstück auf den Weg und bitte die liebe Frau Willich um ihre Hand. Eine abschlägige Antwort hast Du nicht zu befürchten, denn sie hat Dich ja längst mit freundlichen Blicken angeschaut. Wenn Du aber keine Courage haben solltest, dann müßte ich Dich für einen erbärmlichen Hasenfuß halten. Mit freundlichem Gruß Dein Dir aufrecht ergebener Friedrich von Susenhagen.“

Als er die Arbeit fertig hatte, schmunzelte er.

„So!“ sagte er, die Feder weglegend, „nun habe ich mir ordentlich ins Gewissen geredet. Das wird seine Wirkung schon thun; zuletzt bin ich sogar grob gegen mich geworden, und das läßt kein alter Soldat auf sich sitzen. Damit wäre die Sache also abgemacht.“

Die Tinte brauchte auch gewaltig lange, um zu trocknen, da muß man noch ein bißchen warten, und die Ungeduld drängt schon. Dann kam er aber doch wieder ins Simulieren.

„Was die alte Nachtmütze, der Dämmerberg, wohl dazu sagen wird, wenn er das hört? Eigentlich bin ich ein bißchen schadenfroh und gönne ihm den Ärger. Der Mensch ist so eitel und aufgeblasen, daß ihm eine kleine Demütigung wohl zu gönnen wäre. Wächst's wohl mitansehen, wenn er mit seiner spizen Nase wackelt und sich an dem blonden Schnurrbart beißt. Wie könnte man denn das einrichten?“

Blödsich hatte er's gefunden, denn ein selbstgefälliges Schmunzeln spielte um den breiten, beschatteten Mund und er legte einen neuen Bogen zurecht. „Ich werde ihm schreiben!“ rief er aus. „Nichts einfacher als das! Eine halbe Stunde nach meiner Verlobung lade ich ihn zum Frühstück ein, ganz egal, ob wir schon einen Jumbiß genommen; dann spart er's Mittagessen. Wird ihm sehr angenehm sein. Also gleich noch einmal ans Werk! Erst wieder ein bißchen drüber nachgedacht, dann die Feder eingetunkt und geschrieben: „Vieder Freund! Ich habe heute von meiner Schwester frische Würst bekommen. Da ich weiß, daß Du ein Liebhaber davon bist, lade ich Dich gegen 1 Uhr dazu ein. Auf ein Glas Rotwein soll mir's auch nicht ankommen. Mit bestem Gruß Dein alter Susenhagen.“

Als er fertig war, las er's nochmals durch. „So! das klingt ganz unbefangen und natürlich. Wenn der eitle Mensch nun ankommt, erzähle ich ihm, daß ich mich verlobt habe. Die Nase, die er machen wird!“

Er hatte sich aber ein bißchen lange bei dem Schreiben aufhalten; in fünf Minuten zehn, da mußte er ja eilen, sonst ging Dämmerberg am Ende wieder fort. Schnell also die Briefe gekniff und ins Couvert gesteckt, Adresse drauf, so! Nun konnte es losgehen. —

Er riß an der Klingel, daß es durchs ganze Haus gellte, dann warf er den Schlafrock ab und zog sich zum Ausgehen an; er stand schon mit Hut und Stod, als Kröpel die Treppe heraufgepolktert kam.

„Herr Oberstwachmeister befehlen?“

„Die beiden Briefe gleich auf die Post!“

„Zu Befehl, Herr Oberstwachmeister!“

„Aber nicht vergessen, es sind ein paar wichtige Angelegenheiten, du bist in der letzten Zeit fürchterlich schwachköpfig geworden.“ Dann rannte er ab, als wenn ihm der Kopf brennte.

Der Bursche nahm die beiden Briefe und blickte ihm lächelnd nach. „So 'was muß man sich nun sagen lassen,“ brummte er. „Fürchterlich schwachköpfig! Was das für 'ne Menschenkenntnis ist!“ Dabei las er die Adressen. „Einen an den Major von Dämmerberg und der andere an uns selbst. Was da nun wohl wieder d'rin stehen wird? Kann's mir schon denken: immer daselbe, daß er nicht vergessen soll, Nachmittagsruhe zu halten, oder sich 'ne Pfeife anzustecken, oder eine ähnliche Sache von Wichtigkeit.“

Als er auf das Postbureau nebenan kam, war es gerade Zeit, daß die Briefe noch mitgehen konnten. Heute fing der Briefträger aber von links an; da bekam Susenhagen sein Schreiben erst wieder, wenn die Tour beendet war, und Dämmerberg wohl eine Kleinigkeit später. Das paßte also ganz vortrefflich.

Nachdem er das Geschäft zu seiner eigenen Zufriedenheit besorgt, ging er wieder hinauf, um die Zeitung zu lesen und den übriggebliebenen Kaffee auszutrinken. Das war sein Recht, dazu sagte der Herr Oberstwachmeister auch nichts. Wozu sollte denn die Gottesgabe umkommen? —

Susenhagen lief unterdessen erst natürlich wieder in den Butterkeller und dann kam er, glühend und aufgeregter, in das richtige Lokal.

Dämmerberg hatte die Sardellenfemmel schon verzehrt, paßte seine Cigarre und nippte am Gläschen Constantia. „Heute kommst du aber ein bißchen zu spät,“ rief ihm der andere entgegen, „du wirst ja mit jedem Tage unpünktlicher!“

Susenhagen sah nach der Uhr und schüttelte den Kopf. „Weiß der Teufel, wie's zugeht!“ sagte er, „mit der Berliner Zeit komm' ich nicht in Ordnung.“

„Bist wohl wieder nebenan gewesen, im Butterkeller?“

„Freilich! da bin ich ja immer, das kann doch aber keine halbe Stunde ausmachen.“

„Na eben, hast wohl 'ne andere Abhaltung gehabt?“

Susenhagen blickte nachdenkend vor sich hin, die Aufregung hatte ihm die Geschichte schon wieder aus dem Kopfe getrieben. „Der Kröpel muß den Kaffee wohl wieder zu spät gebracht haben, der Mensch kann die Berliner Luft auch nicht vertragen. — Kellner, eine Constantia-Semmel und ein Glas Sardellen!“ Der bleiche Jüngling brachte lächelnd das Richtige.

Hier beim Frühstück waren die beiden Freunde immer am gesprächigsten, namentlich Susenhagen zeichnete sich heute durch ganz besondere Lebhaftigkeit aus. Er hatte zwar schon wieder vergessen, woher das kam; aber es lag ihm noch im Blut. Wenn der Geist es auch schon wieder ausgeschwitzt, der alte Körper hatte es getreulich bewahrt. Ehe er's sich versah, war das erste Glas ausge nippt und er befistelle sich ganz munter ein zweites.

Dämmerberg schüttelte den Kopf. Das war ja noch niemals vorgekommen, mit dem Alten mußte doch heute irgend etwas vorgefallen sein. Damit er aber nicht noch ein drittes Glas verübte, mahnte der besorgte Freund zum Aufbruch. Der Constantia war ein schwerer Wein und Susenhagen ein schwacher Trinker. Das konnte leicht zu viel werden und das mußte er verhindern; der andere hatte zwar noch keine rechte Lust zu gehen, aber er fügte sich.

„Soll ich dich nach Hause bringen, Alter?“ fragte Dämmerberg.

Doch dagegen sträubte sich Susenhagen mit Hand und Fuß: „Was fällt dir denn ein? Das wäre ja noch schöner, sorge du nur für dich selbst; um mich brauchst du keine Bange zu haben.“

Dämmerberg sah ihm nach, es ging wahrhaftig noch besser, als er gedacht. Manchmal trat er zwar mit dem einen Fuß ein bißchen über, aber merken that's niemand. In Berlin ist das etwas anderes wie in 'ner kleinen Stadt, da achtet einer nicht so viel auf den andern; das muß schon schlimm kommen, wenn man stehen bleiben und jemand nachschauen soll.

Kröpel hatte aber einen feineren Blick dafür, der sah es gleich, wie der Alte in die Stube trat. „Aha!“ dachte er, „heute hat er 'nen Ordentlichen, und schon beim Frühstück; sonst ist man doch erst nach dem Mittagessen daran gewöhnt. Es wird immer schlimmer mit dem alten Mann.“

Als er ihm Hut und Stod abgenommen, blieb Susenhagen, gegen seine sonstige Gewohnheit, an der Thür stehen und krauste sich den Kopf.

„Kröpel!“ sagte er endlich.
„Herr Oberstwachmeister!“
„Mir ist doch so, als wenn ich hätte an 'was denken wollen.“

Der Bursche erlaubte sich auch schon manchmal eine unpassende Redensart. Das kam von dem langen vertraulichen Umgang, da verkennt der Geringere oft seinen Standpunkt.

„Na, dann denken der Herr Oberstwachmeister doch an 'was!“ meinte er.

Susenbagen hatte kaum danach hingehört.
„Weißt du nicht, was ich dir habe sagen wollen?“ fragte er weiter.

„Nein, Herr Oberstwachmeister!“
Da fuhr der unmutig auf: „Weißt du, mit dir nimmst das auch noch 'mal ein schlechtes Ende! Du kannst ja gar nichts mehr behalten.“

Da klopfte es an die Thür. „Herein!“ rief Kröpel, weil der Alte es unterließ. Ein blauer Arm mit orange Aufschlag schob sich durch die Spalte.

„Ein Briefchen für den Herrn Oberstwachmeister.“ Der Diener bezahlte den damals noch üblichen Sechser, nahm den Brief und las die Adresse. Der Postbote ging wieder.

„Von wem ist denn der Brief?“ fragte Susenbagen.

„Von uns, Herr Oberstwachmeister!“

„Von uns? Na, da zeig doch 'mal her!“

Dann setzte er sich mit dem Schreiben in die Sofaecke, zerriß das Couvert, faltete das Papier auseinander und las. Kröpel stand in einiger Entfernung und schnüffelte. Als Susenbagen mit der Lektüre fertig war, machte er ein verwundertes Gesicht und schlug mit der Hand auf den Tisch.

„Na, so 'was lebt aber nicht mehr!“ rief er aus.

„Wer ist denn gestorben, Herr Oberstwachmeister?“ fragte der Bursche teilnehmend.

Dem Alten entging wiederum die schlechte Redensart, er war noch gänzlich mit seinem Fall beschäftigt.

„Das kann der Teufel verstehen,“ fuhr er fort, „aber nicht ich!“

Kröpel war neugierig geworden und trat freundlich an seine Seite. „Lassen Sie mich doch 'mal lesen,“ sagte er, „wenn es der Herr Oberstwachmeister nicht verstehen, könnte meine Wenigkeit vielleicht. . . .“

„Ruhig!“ unterbrach ihn Susenbagen, „hier steht es ja aber ganz deutlich von meiner eigenen Hand geschrieben, da kann ja gar kein Mißverständnis möglich sein, das kann ja eigentlich der Allerdümmste begreifen.“ Dann las er den Inhalt des Briefes laut vor:

„Lieber Freund! Ich habe heute von meiner Schwester frische Wurst bekommen. Da ich weiß, daß Du ein Liebhaber davon bist, lade ich Dich gegen 1 Uhr dazu ein. Auf ein Glas Rotwein soll mir's auch nicht ankommen. Mit bestem Gruß Dein alter Susenbagen.“

Als er fertig war, blickte er groß auf seinen Burschen, und sein Bursche blickte ebenso groß auf ihn, dann drückte letzterer plötzlich los.

„Weshalb lachst du, Dämelad?“ fragte der Alte, der von dem Wein ganz kopfverdreht war.

„Weil das Unsinn ist, Herr Oberstwachmeister!“

Das wollte Susenbagen doch nicht gern auf sich sitzen lassen. „Wieso, Rhinoceros?“ fuhr er dann den Burschen an.

„Wir haben ja gar keine frische Wurst von unserer Schwester bekommen, Herr Oberstwachmeister!“

„Na, eben!“

„Wir haben ja überhaupt gar keine Schwester, Herr Oberstwachmeister!“

Der Alte wurde nun schon ganz wild. „Hier steht es doch aber!“ rief er aus, „ich habe es doch aber selbst geschrieben.“

„Ja, dann haben wir ganz einfach gelogen, Herr Oberstwachmeister, oder wir haben uns mit uns selber einen kleinen Wit machen wollen.“

„Nein!“ opponierte Susenbagen, „einen Wit habe ich mir auch nicht machen wollen. Ich würde es doch wohl wissen, wenn ich mir hätte einen Wit machen wollen.“

Kröpel zog mit bedauerndem Pächeln die breiten Schultern hoch. „Aber machen Sie sich die Sache doch einmal klar, Herr Oberstwachmeister,“ sagte er, „man kann sich doch nicht selber zur frischen Wurst einladen.“

„Warum denn nicht?“ schrie Susenbagen, der heute durchaus Recht behalten wollte, „ich habe es doch nun aber einmal gethan, folglich werde ich auch wohl meine Gründe dazu gehabt haben.“

Kröpel stand noch immer mit seinem bedauernden Pächeln. „Der Herr Oberstwachmeister haben doch aber gar keine Wurst bekommen,“ sagte er.

„Das weiß ich allein, das brauchst du mir gar nicht erst zu sagen, vielleicht liegt sie noch auf dem Backhof, oder meine Schwester hat vergessen, sie abzuschicken.“

„Der Herr Oberstwachmeister haben ja gar keine Schwester.“

„Woher weißt du denn, daß ich keine Schwester habe? — Eine ganze Menge habe ich! Das geht dich überhaupt gar nichts an! Hast du mich verstanden, Dromedar?“

„Zu Befehl, Herr Oberstwachmeister!“

„Das möcht' ich mir auch sehr ausbeeten haben! Decke den Tisch und dann hole frische Wurst und eine Flasche Rotwein! Ich habe nun 'mal Appetit darauf bekommen und will nicht mit wässrigem Munde abziehen. — Die Sache ist übrigens ganz einfach, selbst wenn ich keine einzige Schwester hätte. Ich habe mir 'mal 'was Gutes thun wollen und damit ich es nicht vergeße, habe ich mich daran erinnert. Ist es dir nun klar geworden, Nilpferd?“

„Zu Befehl, Herr Oberstwachmeister!“

Im stillen dachte er aber ganz anders. „J, Herrje!“ dachte er, während er den Tisch zurecht machte, „so ist er ja noch nie gewesen, da kann einem ja angst und bange werden.“ Als Kröpel gegangen war, besänftigte sich Susenbagen und versuchte, ernste Betrachtungen über den Fall anzustellen. Das war diesmal so auffallend, daß er seine Schwäche nicht gern eingestand. Man muß sich von solchem Giel nicht zu tief in die Karten sehen lassen.

Erst rieb er sich die Stirn, dann stützte er den weinbenebelten Kopf in beide Hände. Wenn ihm bloß einfallen wollte, wie er auf den Gedanken gekommen, sich zur frischen Wurst einzuladen. Er hatte ja noch gar keinen rechten Appetit so unmittelbar nach dem Frühstück. Ein anderer in seiner Stelle hätte die Sache wahrscheinlich auf sich beruhen lassen. Das konnte er aber nicht, so durfte er sich vor seinem Diener nicht bloßstellen; ein Mann von Charakter hält etwas auf seine Unterschrift, und, wie gesagt, ohne Grund konnte er es doch nicht gethan haben, würde ihm schon noch einfallen, wenn ihm der verdammte Constantia erst wieder aus dem Kopfe wäre.

Er saß noch immer und grübelte, als Kröpel schon mit seinem Korbe zurückkam. Das roch schön und Susenbagen zog mit Behagen den kräftigen Duft ein. Trotzdem er ganz lüsterne Augen dabei machte, entging

im doch keine Bewegung des Burschen und er schien mit Ungeduld darauf zu warten, bis er mit allem fertig sein würde. So! nun stand alles sauber und ordentlich wie auf dem Exerzierplatz.

„Sage mal,“ meinte der Alte, sich die Serviette vorlegend und die Wurst abdeckend, daß der heiße Dampf emporquoll, „weshalb hast du denn aber zwei Couverts hingestellt? Das soll doch nicht etwa für dich sein?“

„O, bewahre, Herr Oberstwachmeister,“ lehnte Kröpel bescheiden ab, „wie würde ich mich denn so etwas unterstehen? Ich esse ja nachher weit ungenierter allein.“

Auf die Antworten achtete Suseuhagen in der Regel nicht. Wenn er gefragt hatte, dann war es gut, dann hatte er schon wieder vergessen, was er wissen wollte, oder er dachte bereits an etwas ganz anderes. So verbielt es sich auch hier.

„Nein, Herr Oberstwachmeister,“ hatte der Diener noch hinzugefügt, „ich kann mir nun mal nicht helfen; aber zum Wurstessen gehören mindestens zwei, und deshalb werden der Herr Oberstwachmeister auch wohl noch einen andern eingeladen haben.“ Dabei schenkte er seinem Gebieter ein und dieser steckte den ersten Bissen Leberwurst in den Mund. Das schien vortrefflich zu schmecken, aber noch ein wenig heiß zu sein; denn er schnitt ein fürchterliches Gesicht, schob das Stück erst eine Weile mit der Zunge hin und her, schluckte es dann ungefaßt hinunter und preßte schließlich die Hand auf den schmerzenden Magen.

„Donnerwetter!“ sagte er, als der Brand sich ein wenig gelegt.

„Ist sie schlecht?“ fragte Kröpel.

„Nein! sehr gut, ich habe mir bloß den Mund verbrannt.“

Der Bursche hielt ihm das Glas hin und während Suseuhagen trank, bepuschelte er ihm die Wurst; dann schnitt er ihm ein Stück ab und schmierte ihm Moststrich drauf. „So!“ sagte er, den alten Herrn fütternd wie einen Vogel, „nun wird's besser sein, nicht wahr?“

„Sehr gut!“ war die Antwort, „bloß zuviel Moststrich, sonst delikät. War gar keine üble Idee von mir, mich zur Wurst einzuladen, werde ich öfter mal thun.“

In dem Moment klopfte es und ohne das „Herein!“ abzuwarten, stürzte Freund Dämmerberg förmlich strahlend vor Freude ins Zimmer.

„Herzje!“ rief Suseuhagen verwundert aus, „wie kommst denn du hierher, alter Dämmerberg? — Doch gar nicht deine Zeit, das ist ja eine sehr angenehme Überraschung!“

Kröpel machte ein neugieriges Gesicht.

„Nun, das war doch wohl ganz natürlich, daß ich sofort hierher eilte,“ antwortete der andere, Hut und Stock fortstellend, dann kriegte er Suseuhagen beim Kopf und küßte ihn, daß ihm der Atem verging. „Es drängte mich, dir einen kräftigen, biedern Schmatz zu geben,“ fuhr er dann fort, „du liebe, alte gute Seele du!“

Er wollte eben wieder von neuem anfangen, aber der andere wehrte ihn mit beiden Händen ab. „Laß dir sein!“ sagte er, „aber so was lebt ja gar nicht mehr, kommt der Mensch plötzlich auf die Idee, sich abzuküßeln. Setze dich lieber und isß ein Stück frische Wurst mit, ein Glas Wein wird dir auch wohl keinen Schaden thun.“

Dämmerberg geborchte und nahm sich gleich eine ganze Blutwurst auf den Teller. „Und nun das erste Glas selbstverständlich auf ihr Wohl!“ rief er dann, mit zärtlich wackelndem Schnurrbart.

Suseuhagen stieß an und that ihm Bescheid. „Danke!“ gab er zurück, „du bist sehr gütig. Weshalb nennst du mich denn aber mit einem Male „Sie?“

„Der hat auch nen Spitz!“ dachte Kröpel, sich das Lachen verbeißend, „das fängt ja heute gut an.“

Auf die letzte Bemerkung seines Freundes machte Dämmerberg aber ein erstauntes Gesicht.

„Ich habe dich „Sie“ genannt?“ fragte er, „das ist mir ja gar nicht eingefallen.“

„Natürlich! Ich habe es ja deutlich gehört, du sagtest: „Das erste Glas auf Ihr Wohl.“

„Gewiß habe ich das gesagt,“ redete Dämmerberg dagegen auf, damit habe ich dich doch aber nicht gemeint.“

„Mich hast du nicht gemeint?“ kam nun der andere wieder, „wen kannst du denn aber sonst gemeint haben?“

„Na, sie!“

Suseuhagen machte ein besorgtes Gesicht.

„Nun nennst du mich ja schon wieder „Sie“,“ sagte er.

Jetzt konnte sich aber Kröpel nicht mehr halten, sondern prüfchte laut los.

„Zur Gesundheit!“ sagte Suseuhagen zu Dämmerberg.

„Zur Gesundheit?“ wiederholte dieser. „Ich habe ja gar nicht genießt.“

„Na, höre mal! Was ist denn das mit dir? Du scheinst ja heute gar nichts gemacht zu haben. „Sie“ genannt hast du mich nicht und genießt willst du nun auch nicht haben. Solchen Widerspruch ist man ja gar nicht an dir gewohnt.“

Dämmerberg lächelte jetzt und drohte ihm mit dem Finger. „Ach, stelle dich doch nur nicht so, du weißt ja recht gut, wen ich mit dem „sie“ gemeint.“

„Nein, das weiß ich eben nicht, du bist heute fürchterlich gedankenlos.“

„Das möchte ich eher von dir behaupten. Wen soll ich denn anders gemeint haben als die Dame.“

„Nun wurde Suseuhagen aber ordentlich ein bißchen ungehalten. „Welche Dame denn? Was redst du denn nun schon wieder von ner Dame?“

„Aber, Menschenkind; mit der ich mich eben verlobt habe.“

Das wirkte besänftigend auf den Freund.

„Du hast dich verlobt,“ sagte er mit mildem Lächeln, „nun sieh einmal an! Gratuliere, alter Sohn!“

„Danke!“

Dann klangen beide miteinander an und tranken aus bis auf die Nagelprobe. Gleich darauf fragte sich Suseuhagen aber den grauen Kopf.

„Donnerwetter!“ sagte er.

„Weshalb fluchst du so schrecklich, edle Seele?“

„Da fällt mir nämlich etwas ein.“

„Was fällt dir ein, vortrefflicher Freund?“

„Daß ich mich ebenfalls verloben wollte.“

„Du wolltest dich ebenfalls verloben? Das ist ja prächtig!“

Kröpel schlug sich vor Vergnügen mit der Hand aufs Bein, daß es knallte; sein Herr aber bekam einen ganz roten Kopf vor Aufregung.

„Da hat mir ja der Himmelsackermeyer, der Postbote, den Brief nicht gebracht!“ rief er aus.

„Den Brief haben der Herr Oberstwachmeister ja bekommen,“ legte sich nun der Bursche ins Mittel.

„Welchen Brief denn, Alter?“ fragte Dämmerberg.

Da hieb Suseuhagen, seiner Gewohnheit nach, auf den Tisch, daß die frische Wurst einen Satz machte.

„Alle Wetter!“ rief er aus, „jetzt fällt mir die ganze Geschichte ein. — Ich hatte ja an mich geschrieben,

daß ich mich heute verloben sollte, das ist aber eine infame Unordnung auf unserer Post, da muß ich ja machen, daß ich fortkomme."

"Mit wem wolltest du dich denn verloben, Alter?" erkundigte sich freundlich teilnehmend der andere Major. Suseuhagen rieb sich die Stirn, weil er nicht gleich auf den Namen kommen konnte.

"Na," sagte er, "mit der... wie heißt sie doch? mit der... rechts um die Ecke, mit der Willich."

"Mit der Willich?" wiederholte Dämmerberg erstaunt, "mit der habe ich mich ja eben verlobt!"

Das Gesicht, das Suseuhagen dazu machte, konnte beinahe dumm genannt werden. "Mit der hast du dich verlobt?" wiederholte er, "wie kommst du denn eigentlich auf die Idee?"

"Aber, Alter," sagte lächelnd der andere, "du spielst heute wirklich eine wundervolle Komödie. Ich bin doch alle Tage zweimal vorbeigegangen, wenn ich dich besuchte, dann haben wir uns immer begrüßt, aber ich dachte an so was nicht, und selbst wenn, ich hätte ja nimmer den Mut gehabt. Da hast du mir heute aber so lieb ins Herz geredet, daß ich nicht widerstehen konnte."

"Du bist verrückt geworden!" rief Suseuhagen, "ich muß zum Doktor schiden, hier wohnt einer nebenan."

"Aber, Alter, besinn dich doch," gegenredete Dämmerberg, Suseuhagens Brief aus der Tasche holend und ihm denselben hinhaltend, "deine eigene Handschrift wirst du doch anerkennen."

Der andere las und sein Gesicht wurde nachher nicht klüger. "Nanu schlag Gott den Deuwel tot!" sagte er.

Dämmerberg nahm ihm das Schreiben wieder aus der Hand. "Alter," sagte er gutmütig, "du hast doch nicht etwa 'nen kleinen Schwipps?"

"Der Teufel hat 'nen Schwipps, aber nicht ich!" fuhr Suseuhagen auf. "Das gilt übrigens nicht, das Rindvieh, der Kröpel, hat die Briefe verwechselt."

"Die Briefe verwechselt?" wiederholte Dämmerberg. "Der Herr Oberstwachmeister haben sie ja selber in die Couverts gesteckt," verantwortete sich der Burche.

Suseuhagen schlug sich vor den Kopf, daß es dröhnte. "Das ist ja aber 'ne verfluchte Geschichte," sagte er zu sich selbst, "dem Dämmerberg schreibe ich, daß er sich verloben soll, und mich selber lade ich zur Wurst ein."

"Aber ich verstehe dich gar nicht," meinte der Freund, nachdem er eine Weile gewartet.

"Das ist auch gar nicht nötig!" polterte der Alte wieder los, "wenn ich es nur verstehe. Das ist schon alles, was man verlangen kann."

Dämmerberg streichelte ihm den Arm dafür. "Wie gut du bist," sagte er, "nimm meinen aufrichtigen Dank dafür!"

Was sollte Suseuhagen nun machen als gute Miene zum bösen Spiel? Sonst blamierte er sich noch und die andern lachten über ihn. Bis jetzt hatte es der dumme Mensch, der Dämmerberg, noch gar nicht mal recht verstanden.

"Bitte, bitte," antwortete er daher auf die Schmeichelei, "gar keine Ursache."

"Ich dachte eigentlich, du machtest ihr selber ein bißchen den Hof?" fing der glückliche Bräutigam wieder an.

"Ja, allerdings," gab Suseuhagen ihm recht, "das dachte ich eigentlich auch, ich muß mich aber doch wohl geirrt haben."

Dann tranken sie noch einmal ihr Wohl.

"Es ist mir lieb, daß es so gekommen ist," tröstete sich der Alte. Das hätte nachher noch 'ne teuflmäßige Geschichte werden können."

Erst gina Suseuhagen zu Dämmerberg auf die Hochzeit, und ein halbes Jahr darauf kam Dämmerberg zu Suseuhagen.

Nun ließ es ihm keine Ruhe mehr, nun mußte er doch auch etwas haben.

"Na, wenn's dem Herrn Oberstwachmeister nur gut bekommt," meinte Kröpel.

Es bekam ihm aber sehr gut. Mein Gott! ein alter Kavallerist, und die Pflege, die sie ihm angedeihen ließ. Sie sorgte für alles, er wurde ordentlich wieder jung dabei.



„Mit der Willich? mit der habe ich mich ja eben verlobt!“

Bequemes Studium.

Vater: "Du mußt viel fleißiger studieren, wenn du einmal Arzt werden willst, Anton."

Sohn: "Das ist nicht nötig, ich werde einmal Spezialist für Lebensüberdrüssige."

Eine kleine Nachhilfe.

Eine Dame vor einem Kunstwert stehend: "Ach, man kann sich aber gar nicht satt sehen."

Vorübergehender Schusterjunge: "Soll ich Ihnen vielleicht eine Semmel dazu holen, Madamchen, da werden Sie eher satt werden."

Gereichte Geschäftsführung.

Fräulein: "Ich möchte den Kuhwalzer."

Kommis: "Den Kuh erhalten Sie bei mir, den Walzer bekommen Sie dort bei dem alten Herrn, der die Musikalien unter sich hat."

Eine vergessene Geschichte.



Wenn man in der Stadt Genf in der Schweiz von der großen Brücke aus, die über den dort beginnenden Austritt der Rhone führt, an dem Quai entlang geht an der Seite, wo sich das Hotel national befindet, gelangt man bald an einen freien Platz, auf welchem sich ein prachtvolles Denkmal erhebt, auf das jeder Fremde bei der Frage nach dem Sehenswerten in Genf aufmerksam gemacht wird.

Auf einem breiten Unterbau, zu dem man von der Seeseite aus auf Stufen hinaufsteigt, sind künstliche Bassins angelegt, in welchen Goldfische umher schwimmen; sauber gepflegte Beete da-

zwischen, mit südlichen Pflanzen und Sträuchern, erfreuen das Auge, und im Hintergrunde steht an der Pforte eines geschmackvollen kleinen Parks ein Häuschen, in Tropfsteinmauern gleich einer Wohnung der Vorzeit eingeschlossen, die über dem Häuschen eine kleine Bastion darstellen, zu dem man von beiden Seiten auf schmaler Treppe hinaufsteigt.

Auf der Vorderseite dieser prächtigen Anlage nach dem Quai zu erhebt sich ein in Marmor ausgeführter turmartiger Bau, der durch seine stilvolle Architektur die Blicke der Vorübergehenden auf sich zieht. Allegorische Figuren schmücken denselben, das Ganze aber krönt in ziemlicher Höhe die Statue eines Reiters, der vom Rosse herab unverwandt hinüber schaut über den blauen Spiegel des schönen Sees zu den mächtigen Berggipfeln des Mont Blanc oder Dent du Midi, die mit ihren weißen Häuptern aus weiter Ferne zu grüßen scheinen.

Das Standbild aber ist dasjenige des — deutscher Leser, erröte nicht! — ehemaligen Herzogs Karl von Braunschweig.

Wie bekannt, wurde derselbe im Jahre 1830 von seinen Unterthanen für abgesetzt erklärt und sein Bruder, der am 18. Oktober 1884 verstorbene Herzog Wilhelm, auf den Thron erhoben.

Der Deposcedierte lebte seitdem bald hier und da außerhalb Deutschlands, die meiste Zeit in Paris, das ihn von jeher mächtig angezogen hatte, und zuletzt in Genf, das sich so gern „Klein Paris“ nennt, welcher Stadt er dann schließlich seine Millionen und Edelsteine, die er aus Braunschweig mitgenommen hatte, testamentarisch vermachte unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ihm ein Denkmal errichtet würde.

Wofür? — Nun, die Antwort ist einfach: Für die geschenkten Millionen.

Die Stadt Genf nahm das Geld freudig in Empfang, quittierte darüber und baute das Denkmal, das,

nebenbei gesagt, mehr als eine Million gekostet hat. Warum sollte sie dies letztere auch nicht thun? Was kümmerte es sie, woher die Millionen stammten? „Kein Geld, kein Schweizer!“ sagt ein altes Sprichwort; und für Geld ist alles zu haben, auch ein Denkmal.

Geburt? Rang? Pah! Dafür sieht man in einem republikanischen Staate, wie Genf, nicht zum Fenster hinaus.

Ehrlichkeit, Treue, Wahrhaftigkeit, rechtschaffenes Leben? Hm, ja, das sind gute bürgerliche Tugenden, und wohl dem, der sie hat, aber ein Denkmal kann man nicht dafür verlangen.

Aber Millionen? Ja, Bauer, das ist ganz was anderes! Wer die hat, ist eine beachtenswerte Persönlichkeit, und die Leute drücken gern ein Auge zu, wenn jene Tugenden fehlen. Geld deckt ihnen leicht alle Mängel.

Und wenn der frühere Herzog Karl seiner Zeit in „Klein Paris“ seine zweifelhaften Persönlichkeiten aus der Demi-Monde in das Theater führte, behangen mit seinen Diamanten, wie sie keine der ehrbaren Frauen und Töchter der Bürgerrepublik aufweisen konnte, so bewunderte man — die Diamanten, sagte aber nichts. Drückte aber vielleicht einmal jemand, vielleicht gar ein philistischer Deutscher, darüber seine Entrüstung aus, dann wurde ihm lächelnd erwidert: „Eh bien, que faire? Il a des millions!“^{*)}

Doch genug hiervon! Der freundliche Leser möge mir verzeihen, wenn ich etwas verraten habe von den bitteren Gefühlen, die mich ergriffen, als ich zum ersten Male das Monument sah, Gefühle, die vielleicht mancher andere Deutsche, der an jenes Ufer kommt, gleich mir empfunden hat und noch empfinden wird.

Lange stand ich vor dem schönen monumentalen Bau, an die Hafenummauer gelehnt, die Wellen des Sees brachen sich an derselben mit allerlei murrenden und zischenden, gurgelnden und pfeifenden Tönen.

Da fühlte ich auf diesem herrlichen Fleckchen Erde, das ich gekommen war zu sehen, es in meinem Herzen aufsteigen wie Heimweh und ich lebte mich zurück nach deutschem Boden, deutschem Laut und deutscher Liebe.

Gehe ich aber von dem Denkmal schied, kam mir der Gedanke, ob dieser Mann, dessen Standbild dort oben so prächtig ausschaut, wohl niemals ein gleiches Gefühl in seinem Herzen gespürt hat? Ob wohl darin nie die Sehnsucht erwacht ist nach den schönen, waldbeschatteten Bergen der deutschen Heimat, des Harzes, wo die Nachkommen des urkräftigen Cheruskerstammes, jener Hermannshelden, die einst deutschem Recht und deutscher Sitte die Stätte wahrten, auch heute noch neben ihrer kräftig und herzlich zugleich klingenden plattdeutschen Sprache deutsches Wesen repräsentieren: nach jener Heimat, wo seine Wiege stand, wo jeder Baum und jeder Strauch, jeder Berg und jedes Thal erzählt von den Thaten seiner Väter, trotzig und kühn, eisensest und mutig und doch dabei mit dem ganzen biederen Charakter, den die Harzbewohner von alters her bis heute als berechnete Eigentümlichkeit festgehalten haben.

Hat er niemals solche Sehnsucht gefühlt? Oder hat er sich hineingeworfen in den Strudel des Lebens — was für eines Lebens! und es bis zur letzten Hefe gekostet, um die innere Stimme zu übertäuben, die vielleicht oft, zu oft, kam, ihn zu erinnern an das, was er verloren, für immer verloren, die Liebe und Achtung seines Volkes, den Anspruch auf den Wert seines Geschlechtes?

^{*)} Was soll man dagegen thun? Er hat Millionen!

Wer weiß? Niemand kann dem Menschen ins Herz sehen und birgt sich nicht zuweilen unter frivoler Außenseite ein von Reue und Qual zerrissenes Herz?

War das bei ihm der Fall, dann war er ein armer, armer Mann, trotz seines Goldes und seiner Edelsteine; ärmer als der Mann im leinenen Kittel in den heimatischen Bergen des Harzes, der mit schwerer Art die Eiche oder Buche oder Tanne mühsam fällt, in beständiger Gefahr, von dem fallenden Baum erschlagen zu werden; ärmer als der ruhige Kohlenbrenner in der einsamen Waldhütte auf dem dürftigen Lager von Moos oder Laub.

Mit diesen Gedanken an die Heimat kam mir dann auch die Erinnerung an manche kleine Episode aus der Geschichte des depossidierten Fürsten, und meine Gedanken hafteten zuletzt an einem kleinen Grabhügel, halb eingesunken und nur mit einem unbebauten Sandsteine versehen, auf den eine Nummer wenig Kunstvoll und oberflächlich eingemeißelt war; er war das einzige Denkmal für das Menschenkind, das unter dem Ratenhügel lag.

Dicht an der Mauer des alten Kirchleins auf dem Berge jener preussischen Grenzstadt Elrich, der damals als Friedhof diente, lag jener Grabhügel, abseits von den in regelrechter Reihe nebeneinander liegenden.

„Das muß doch auch ein Grab sein?“ hatte ich zweifelnd den alten Großvater gefragt, als er mich, da ich noch ein kleiner Knabe war, einst an seiner Hand daran vorbeiführte, um ein anderes, uns teures, zu besuchen.

„Allerdings!“ war die Antwort gewesen, „das ist auch ein Grab.“ Und dann kam aus dem Munde des wißbegierigen Knaben Frage um Frage: Wer liegt da begraben? Warum außer der Reihe? u. s. w., u. s. w.

Jede der Fragen wurde beantwortet und aus den Antworten setzte sich eine Geschichte zusammen, die sich tief in das kindliche Gedächtnis einprägte und durch die später mir bekannt werdenden historischen Ereignisse ihre Ergänzung fand.

Ich will sie dem geneigten Leser erzählen, so gut ich sie im Gedächtnis behalten habe.

Das Jahr 1830 war, wie jedermann weiß, ein sturmbelegtes. In Frankreich wurde ein Thron gestürzt, und in Deutschland lohten die durch die Freiheitskriege erzeugten und unter der Herrschaft der Metternichschen Politik still fortglühenden, noch unklaren Freiheitsideen, angefacht durch den Westwind, plötzlich auf, um ebenso schnell wieder gedämpft und unterdrückt zu werden. Doch fiel auch hier ein gekröntes Menschenkind, freilich unter ganz andern Umständen und aus ganz andern Ursachen wie dort.

Hatte das unruhige, frivole Pariser Volk sich seine Revolution gemacht à son plaisir, so waren es in dem Ländchen Braunschweig die loyalsten Anschauungen, wie sie in einem deutschen Kleinstaate damals nur existieren konnten, die zur Revolution trieben, so daß sogar der Metternichsche Bundestag sie nachträglich gutheißen mußte, während er doch gegen alle andern Revolutionäre, besonders gegen krakeelende Studenten, die sich einfallen ließen, dreifarbige Bänder zu tragen, mit aller Strenge einschritt, und sie sogar zum Tode verurteilt wurden, wie z. B. Fritz Reuter aus Mecklenburg.

In allen Städten und Dörfern des Braunschweiger Landes war die Aufregung groß. Seit lange war der Herzog wieder außer Landes, die Regierung dabei seinen Räten überlassend, während er, wie verkanntete, ungeheure Summen ausgab zu seinem Vergnügen. Und diese Vergnügungen, so drang die Kunde bald in

alle Kreise des Volkes, sollten zuweilen recht zweifelhafter Natur sein. Was Wunder, wenn sich in den Herzen der sonst ihrem Fürstenhause treu ergebenden Braunschweiger die Erbitterung einschlich gegen solch „heilloses Regiment!“

Als dann von der Hauptstadt Braunschweig aus die Losung gegeben wurde, ihn, der die Fremde mit ihren zweifelhaften Anziehungspunkten lieber zu haben schien als sein Stammland, für abgesetzt zu erklären und seinen Bruder Wilhelm auf den Thron zu setzen, da stimmte das ganze Land wie einer erlösenden That zu.

Als es geschehen war, eilte der abgesetzte Herzog herbei, um seine Rechte auf Land und Thron zu wahren. Aber in Braunschweig war man fest entschlossen, dem Entthronten kein Recht mehr einzuräumen, nicht einmal das des Aufenthalts im Vaterlande. Alle weisfähigen Männer wurden aufgeboten, die Grenze zu besetzen, als die Nachricht kam, Herzog Karl sei auf dem Wege nach Braunschweig, und sie waren entschlossen, ihn an jener zurückzuweisen und zwar mit der Waffe in der Hand.

In den Grenzorten des Landes aber ging es lebhaft zu. Die Mannschaft wurde organisiert und um die Grenze ein enger Kordon gezogen, wo man den Uebertritt des Herzogs vermutete, und wußte man ihn in der Nähe, dann wurde auch sonst niemand über die Grenze gelassen, bis er sich wieder entfernt hatte.

Ungefähr zwei bis drei Meilen oberhalb Nordhausen nach dem Harze zu führt die braunschweigische Grenze zwischen dem braunschweigischen Flecken Zorge und dem preussischen Städtchen Elrich durch. Beide Orte sind ungefähr eine gute Wegstunde voneinander entfernt. Damals war Elrich eine Enklave, d. h. rings von braunschweigischen und hannoverschen Landen umschlossen, man mochte von dem Orte aus gehen, wohin man wollte, immer kam man nach einer Viertel oder halben Stunde Wegs ins „Ausland“, das sich überall an der Grenze durch Rollschranken manifestierte.

An verschiedenen Punkten der braunschweigischen Landesgrenze hatte der abgesetzte Herzog Karl bereits vergebens versucht, in das Land zu kommen, überall war er zurückgewiesen worden.

Da machte er einen letzten Versuch.

In aller Stille traf er plötzlich eines Abends in dem preussischen Städtchen Elrich ein mit nur wenigen Begleitern. Er war von Nordhausen herauf über den schmalen Strich Hannover bei dem Dorfe Sachswerten fast unbemerkt gekommen und erschien in dem Hause des Elricher Bürgermeisters wie ein deus ex machina mit dem Begehren einer angemessenen Unterbringung während der Nacht; am andern Morgen früh wollte er weiterreisen.

Der überraschte Bürgermeister wollte die Durchlaucht in dem ersten Gasthose der Stadt, am Markte, einlogieren, ein für damalige Verhältnisse und die kleine Stadt hübsches, nach unsern heutigen Ansprüchen an ein selbst kleinstädtisches Hotel aber sehr bescheidenes Häuschen, das nebenbei noch landwirtschaftlichen Zwecken diente.

„Nein, nein!“ entgegnete der Herzog lebhaft, als ihm der Bürgermeister die Eröffnung machte, „kein Gasthaus! Rathaus! Will im Rathaus bleiben.“

„Wie Durchlaucht befehlen!“ entgegnete Bürgermeister Buße sich fiegend, „allein Durchlaucht werden sich dann in meiner bescheidenen Wohnung, die ganz zu dero Verfügung steht, etwas gedulden müssen, da wir, auf die hohe Ehre von Ew. Durchlaucht Anwesenheit nicht vorbereitet, erst die Zimmer in Bereitschaft setzen müssen, die Durchlaucht befehlen.“

„Ja, ja, aber schnell! Brauche nur ein Zimmer für mich, eins für Dienerschaft und dann — Wache! Bürgermeister! Wache!“

„Steht alles zu Diensten, wie Durchlaucht befehlen. Aber wir haben kein Militär am Orte, Durchlaucht werden mit einer Bürgerwache vorlieb nehmen müssen, die ich gern zu stellen bereit bin.“

„Weiß, weiß! Aber sind die Leute auch zuverlässig? Unruhige Zeiten! Wissen wohl, Bürgermeister, bin Fürst, Herzog. Brauche bewaffnete Leute, zuverlässige Leute.“

„Durchlaucht,“ entgegnete der Bürgermeister ruhig, „wir gehören zum Harz. Und wer bei uns Gastfreundschaft findet, der kann ruhig sein, es wird ihm kein Haar gekrümmt, mag er Bürgersmann oder Herzog sein!“

„Schon gut, gut!“ entgegnete der Herzog hastig und etwas freundlicher, „aber doch vorsehen, für alle Fälle! Werde es bezahlen, gut bezahlen!“

„Eurer Durchlaucht Wunsch soll ganz genau erfüllt werden. Ich bürgе für Dero Sicherheit.“

Der Herzog maß unruhig einige Male das kleine Zimmer des alten Herrn, der sich anschickte, dasselbe zu verlassen, um die nötigen Anordnungen für die Unterbringung des hohen Gastes zu treffen. Noch ehe er hinausging, hielt ihn der Herzog zurück.

„Hm, Bürgermeister! Glauben Sie, daß man mich hier von da drüben“ — dabei zeigte er nach der Gegend des braunschweiger Landes — „überfallen kann?“

„Durchlaucht meinen von braunschweiger Seite? Das weiß ich nicht, ob man das wagen wird, glaube es aber nicht. Denn das wäre Verletzung des preussischen Gebietes, und davor werden sie sich da drüben wohl hüten. Wir aber würden eine solche zurückweisen, so gut wir können, selbst wenn Blut fließen sollte. Wenn Durchlaucht aber wünschen, will ich die Schützengilde aufbieten. Das sind ungefähr vierhundert Mann, und dann stellen wir nach der braunschweiger Grenze Posten aus, die schleunigst melden, wenn etwas Ungewöhnliches wahrgenommen wird.“

„Nein, nein! Würde zu viel Aufsehen machen. Könnten drüben etwas merken! Nur eine Anzahl Männer zu meiner persönlichen Verfügung. Apropos! Haben Sie bemerkt, daß heute die Grenze drüben besetzt wurde?“

„Nein, Durchlaucht. So viel ich weiß, ist der Weg über Zorge frei, auch nach Wolfenried hinüber.“

„So! gut! Also, Bürgermeister, gute und zuverlässige Wache. Nicht viel Umstände! Kein Aufsehen!“

„Wie Durchlaucht befehlen!“ erwiderte Buse, ein alter Soldat, der die Freiheitskämpfe mit durchgemacht hatte, dann ging er und eilte so schnell wie möglich nach dem Rathause, für die Herstellung der Zimmer die nötigen Anordnungen zu treffen.

Das Rathaus, ein Gebäude aus alter Zeit, stand mitten auf dem Markte und hatte das Aussehen eines mittelalterlichen kleinen Schlosses. Das Erdgeschloß war massiv aus dicken Mauern mit Strebenfeilern und bildete jedenfalls den Teil des Gebäudes, der sich im Laufe der Zeit am unverletztesten erhalten hatte. Die mit starken Eisengittern versehenen Öffnungen darin glichen Schießscharten. Auf diesem Erdgeschloß ruhten drei Stockwerke, die alle drei verschiedene Zeitalter repräsentierten, das oberste aber hatte in jüngster Zeit sich so mannigfachen Veränderungen aus Zweckmäßigkeitsgründen unterwerfen müssen, daß das ganze Gebäude wohl als eine Mustertafel architektonischer Stile gelten konnte.

Zu dem zweiten Stockwerk, das die Mitte zwischen

Mittelalter und Neuzeit liest, ließ der Bürgermeister aus dem großen Saale, der als Sitzungszimmer diente, schleunigst die Aktenrepositorien entfernen, die darin standen, während die Ratstellerswirthin in aller Eile ihre beste Bettstelle daselbst aufschlagen ließ und die nötigen Betten nebst ihrer feinsten Bettwäsche selbst herbeibrug, dem hohen Gaste das Lager zu bereiten.

So geräuschlos alles betrieben wurde, hatte sich doch bald die Kunde verbreitet, ein hoher Gast sei angekommen und wolle im Rathause logieren. Das erregte natürlich die kleinstädtische Neugier, und als der Herzog dabei später — es war fast dunkel geworden — aus dem Hause des Bürgermeisters von diesem nach dem Rathause geführt wurde, bemerkte er zu seinem höchsten Mißvergnügen und in nicht zu verbergender Besorgnis Gruppen von Leuten, die auf dem Markte und in der Nähe des Rathauses standen.

„Was sind das für Leute? Wissen sie, wer ich bin?“

„Das sind Eltricher Einwohner, Durchlaucht, und ich glaube nicht, daß sie Durchlaucht kennen.“

„Können Spione darunter sein!“

„Nein, Durchlaucht,“ entgegnete der Bürgermeister lächelnd, „die Leute kenne ich, von denen ist nichts zu fürchten. Die hat bloß die Neugierde hergetrieben, weil sie erfahren haben, daß wir hohen Besuch bekommen haben. Wen? wissen sie wohl bis jetzt noch nicht.“

Ungeachtet dieser Versicherung beschleunigte der Herzog seine Schritte und eilte die breite Steintreppe zum Rathause hinauf, als ob er es eilig hätte, einzutreten. Der Bürgermeister führte ihn in den zweiten Stock und öffnete den bereit gestellten Saal. In der Mitte desselben stand der große ovale, mit grünem Tuch überzogene Tisch, um ihn herum eine Anzahl hochlehniger ledergepolsterter Stühle, zum Gebrauch der Ratsherren bei ihren Sitzungen bestimmt. Diese altertümlichen Möbel machten die einzige Ausrüstung des Zimmers aus, zu denen die grünangestrichene Bettstelle, aus welcher sich ein mit blau- und weißgestreiftem Feinen überzogenes Bett hochgetürmt erhob, einen seltsamen Kontrast bildete. Auf dem Tische stand ein Armleuchter mit vier Kerzen, den der benachbarte Apotheker Schlichteweg geliefert hatte, während von dem Rathauswirth noch verschiedene Leuchter mit brennenden Lichtern auf dem Tische verteilt standen. Infolge dessen war der Saal so ziemlich erhell.

Rasch trat der Herzog ein. Mitten im Saale blieb er stehen und musterte denselben. An den Wänden hingen aneinander gereiht eine Anzahl Bilder, welche Personen in Lebensgröße darstellten.

„Was für Gemälde?“ fragte er kurz.

„Das sind die Porträts der Hohenzollern, vom ersten Kurfürsten von Brandenburg an bis auf unsern jetzigen König,“ entgegnete der Bürgermeister mit Stolz.

„So! Sehen! Licht!“ befahl der Herzog kurz.

Der Bürgermeister ergriff den Armleuchter, den ihm jedoch der anwesende Kammerdiener abnahm, und trat mit dem Herzoge vor die Bilder, lauter Olgemälde. Flüchtig nur schaute er dieselben an und verächtlich murmelte er: *Fi done, misérablement fait! (Pfuui, abscheulich gemacht!)*

Vor dem Bilde Friedrich Wilhelms III., des damals regierenden Königs, blieb er jedoch längere Zeit stehen und schaute sinnend darauf. Plötzlich brach er halblaut aus: „Hm, wird nicht dulden, daß ein legitimer Fürst abgesetzt wird! Geht nicht! Impossible! Impossible!“

Der Bürgermeister schwieg. Da drehte sich der

Herzog kurz auf dem Absatz herum und fragte hastig, nach der Thür sehend: „Was ist das? Höre draußen Leute.“

„Durchlaucht, das sind die Bürger, welche die Wache übernommen haben; sie werden sich auf dem Vorfaale versammeln. Es sind die ersten Bürger der Stadt.“

„So? Vorstellen, Bürgermeister! Vorstellen!“

„Zu Befehl, Durchlaucht! Ich werde sehen, ob sie alle da sind.“ Damit ging der Bürgermeister hinaus, der Herzog aber in der hastigen Weise, die er in allem, was er that und sprach, befundete, schritt in der Stube auf und ab.

Das angrenzende Zimmer war für die Dienerschaft hergerichtet, wohin sie sich außerdem ersten Kammerdiener zurückgezogen hatte, welcher steif und ernst an der Thür des Zimmers stand, der Befehle seines Herrn harrend.

Er mochte vielleicht Betrachtungen anstellen über den Unterschied zwischen den überreich ausgestatteten Pariser Salons mit den parkettierten Fußböden, auf denen er sich bisher bewegt hatte, und dieser dürftigen Eliricher Ratsstube, deren Dielen unter den hastigen Schritten seines Gebieters beständig unwillig knarnten.

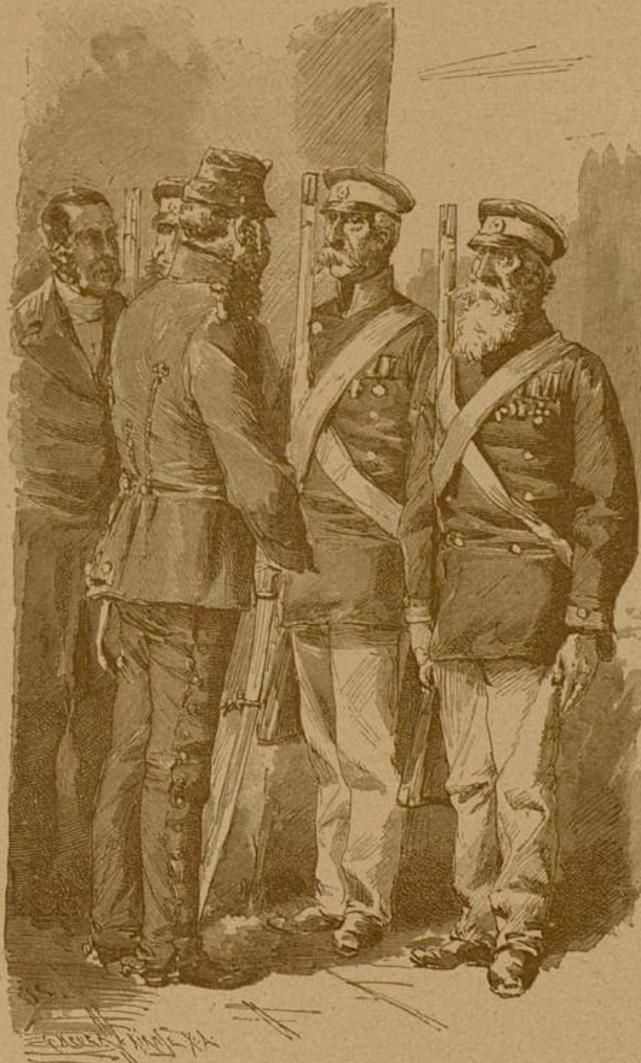
Plötzlich stand der Herzog vor ihm.

„Sie bleiben heute in meinem Zimmer!“ sagte er zu ihm auf französisch, „die übrigen Diener sollen nebenan angekleidet bleiben, die Pferde gesattelt, bis zu Tagesanbruch! Jetzt gehen Sie, werde klingeln, wenn ich Ihrer bedarf, und befehlen Sie, daß die Pferde gut verpflegt werden!“

Der Diener zog sich mit tiefer Verbeugung zurück, als eben der Bürgermeister wieder eintrat, um zu melden, daß die Bürger vollzählig da seien, welche die Wache übernommen hatten und der Befehle von Durchlaucht harnten. Der Herzog horchte wieder. Unten auf dem Markte war es lebendiger geworden, nachdem man erfahren hatte, der Herzog Karl von Braunschweig sei der hohe Gast, der auf dem Rathause logiere. Er

trat an das Fenster. Als er aber die Menge im Mondschein da unten stehen sah, wich er rasch wieder in die Stube zurück. Dann ging er zögernd mit dem Bürgermeister in den großen Vorfaal, in dem etwa zwölf Bürger mit angefaßtem Gewehr sich in Reih und Glied aufgestellt hatten.

Der Herzog trat an die Männer heran und die Vorstellung begann:



„Ich bin geborener Preuße, aber für den Herzog von Braunschweig-Öls, da sich ich noch heut mein Leben.“

„Das ist der Ratmann Bremper, Durchlaucht, ein alter Soldat von anno dreizehn.“

Der Herzog nickte leicht mit dem Kopfe und blickte zum zweiten, den der Bürgermeister sogleich als den Ökonomen Berend, ebenfalls einen ehemaligen Freiheitskrieger, vorstellte. Auch bei diesem ging er mit leichtem Kopfschütteln vorüber und so bei den übrigen, bis er bei dem letzten ankam, einem weißhaarigen Mann mit weitherharten, gebräunten Zügen, aus denen aber ein Paar klare blaue Augen den Herzog mit besonderm Interesse anzublicken schienen.

„Das ist der Zimmermeister Holzhausen, Durchlaucht. Es wird Sie besonders interessieren, zu erfahren, daß er damals in den Unglücksjahren, als Euer Durchlaucht Vorfahr, der Herzog von Braunschweig-Öls, allein den Kampf gegen Napoleon aufnahm und gegen die französische Unterdrückung, sich freiwillig den Braunschweigern anschloß und unter dem Herzog gekämpft hat. Er ist auch mit in England gewesen, von wo er erst 1813 wieder gekommen ist, als es gegen die Franzosen

losging, und da hat er wieder unter den Braunschweigern gedient und die sämtlichen Feldzüge von 1813 und 1815 mitgemacht.“

„So, so!“ entgegnete der Herzog, indem er den alten Krieger, der seine Denkmünzen und Ehrenzeichen aus jener Zeit stolz auf der Brust trug, unsicher ansah. „Braunschweiger?“

„Nein, Durchlaucht, ich bin geborener Preuße,“ entgegnete Holzhausen, „aber für den Herzog von Braun-

schweig=Öls, da ließ ich noch heut mein Leben, wenn es sein könnte. Es sind meine schönsten Erinnerungen, als ich unter den Braunschweigern diente, wenn wir damals unter Herzog Oßen Durchlaucht auch nicht viel haben ausrichten können.“

„Ja, ja,“ entgegnete der Herzog zerstreut, „mußte der Übermacht weichen.“

„Vor den verdammten Franzosen,“ fiel der ehemalige Kämpfer aus der schwarzen Schar ein, dem in Erinnerung an jene Zeit stets das alte Herz wallte. „Aber bei Leipzig . . .“

„Schon gut, gut!“ unterbrach ihn der Herzog ungeduldig, zog seine Börse und nahm daraus ein Goldstück, das er dem Alten reichte.

Dieser blickte den Herzog an und richtete den etwas gebeugten Nacken gerade, ohne jedoch die Hand auszustrecken nach dem Golde.

„Nehmen! Nehmen!“ rief der Herzog ungeduldig.

„Wat?“ brach Holzhausen aus — er fiel stets ins Plattdeutsche, wenn er zornig wurde oder sonst außerordentlich erregt war. „Wat? Nehmen? Nee, Dörchlaucht, dat dauh ich nich! Ich heww min Lewen dunn dran sett för Hertog Oßen; ahn wieter wat tau verlangen as wat taum Lewen nothwendig is, un heww't gien dahn. Wo war ich woll von Sei Geld annehmen för so'n lumpige Nachwach. Behollen Sei man Ehr Geld, Sei wer'n dat woll wieter brufen in dei Frönd, wo Sei vorlöpig rin möten, wenn Sei nich wedder noch Brunswig rin laten wer'n. Na, Dörchlaucht, ich heww, Gott sei Dank, min Hus un min Heim un min Arbeit un naug taum Lewen. Dei oll Holzhausen nimmt nicks!“

Verlegen war der Bürgermeister bei den ersten Worten des Alten einige Schritte zurückgewichen und hatte ihn durch Zeichen aufgefordert, zu schweigen, was er aber nicht verstand oder verstehen wollte. Der Herzog aber hörte unverwandten Blickes zu. Nach den letzten Worten drehte er sich kurz auf dem Absatz um, griffste oberflächlich mit der Hand und verschwand schnell im Zimmer, in welchem man ihn noch lange auf und ab gehen hörte, bis es gegen Mitternacht darin ruhig wurde.

In den benachbarten braunschweigischen Orten ging es um diese Zeit um so lebhafter zu.

Gegen Abend waren reitende Boten in die Harzdörfer gekommen, hatten eine kurze Besprechung mit dem Ortsvorstande gehabt und waren dann ebenso schnell, wie sie gekommen, wieder verschwunden, dann aber kamen aus fast allen Häusern Männer in den damals noch fast ausschließlich getragenen weißen Leinwandfitteln. Sie trugen die Büchsen übergeworfen und truppweise zogen sie hinaus aus dem Orte der nahen Grenze bei Zorge zu.

In dem letztgenannten Orte und zwar in dem Schützenhause saßen in dem großen Saale, wo sonst lustige Tanzmusik erschallte, verschiedene Männer mit dem Ortsvorstande an einem erhöht stehenden großen runden Tische, auf welchem einige Papiere lagen. Boten kamen und gingen, und die Herren sprachen dann und wann eifrig und leise miteinander. Der weite Saal, der nur spärlich erleuchtet war, füllte sich mehr und mehr mit Gestalten in dem heimischen weißen Kittel; alle aber waren mit Büchse und Kugeltasche versehen. Jedesmal, wenn ein neuer Trupp eintrat, warfen die Herren vom Tische her forschend ihre Blicke über den Saal und auf die Neuankommenden.

Mitternacht war es, als der Raum gedrückt voll war, und draußen stand noch eine ganze Anzahl Männer, die keinen Platz mehr fanden.

Da erhob sich an dem Tische einer der Herren und mit sonorer Stimme redete er die lautlos horchende Versammlung an:

„Kinner! Zi wißt, wat 'schein is. Uns' Hertog, dat heißt Hertog Karl, is affett. Worüm, wißt Zi of. Sei hat siet sin Regierungsantritt sich nich öm uns kümmeret. All dei Tied hat hei in'n Usann taubröcht, und dei Pariser Frugens sin em lewer weist, as wi, sin Lannskimmer. Dat heww'n wi nich meh tragen mögen. Wi will'n en Hertog, dei tau Hus bliwot un sich öm uns un sin Lann kümmeret, un tau den wi hengahn kümme und kümme mit em snacken, wenn dei Beamten uns nich recht gew'n will'n. Aber dat kunn' wi nich bi Hertog Karln, denn dei war äwverall tau sinn, man nich in Brunswig. Do heww'n wi sin Brauder taum Hertog maht, un dat kann uns kein' verdenken. Denn Hertog Wilhelm, wat nun uns' Hertog is, is'n gauden Mann, un is'n Brunswiger Hertog, as wi em brufen, un dei her'n Hart för sin Brunswiger. Do is nun dei Hertog Karl kamen und het wedder ein wullt ins brunswiger Lann. Aber wi heww'n uns seggt, wenn bei all dei Tied, wo hei Hertog west is, hat mügt buten sin, dann müg hei of buten bliwen, as hei nun nich meh Hertog is. Denn wenn wi em jetzt inlaten, do gimwt dat Wirrwar un Glem. Wi woll'n aber Raub un Freed hewwen in uns' Lann un woll'n met uns' nigen Hertog in Gauden und Treu und Glauben lewen un taufreden bliwen. Un do heww'n wi em, den Hertog Karl, äwverall taurügg weisen, as hei an uns' Lannsgrenz kamen is. Aber gister heww'n wi hört, dat hei nach Ulrich kamen wullt un hier versäuken, räwwer tau kamen. Do heww'n wi Zi tausamen ropen, dat Zi dei Grenz besetzen sollt on kein' räwwer laten. Willt Zi dortan helpen?“

„Zawoll!“ braute es einstimmig aus der Versammlung heraus wie Donnerrollen. „Wi laten em nich in!“ — „Sei kann buten bliwen!“ — „Hei kann hen gahn, wo hei herkamen is!“ — „Tau sin Pariser Mäfens!“ — „Wi will'n kein franz'schen Hertog, wi sin Brunswiger!“ — Und noch mancher andere Ausruf aus der Versammlung befehdete die tiefe Entrüstung über des abgesetzt erklärten Herzogs unheimliche Vorliebe für jenes Volk, unter dessen Übermut in den Jahren der Schmach Deutschlands gerade der Braunschweiger Stamm schwer und bitter gelitten hatte. War doch mancher unter den Männern, der wegen seiner Treue zum angestammten Fürstenhause einst schwer an Gut und Vermögen hatte büßen müssen, wohl gar Jahre lang in der Verbannung gelebt.

„Kinner!“ ließ sich der vorige Redner wieder vernemen, als sich der Sturm gelegt hatte. „Wi heww'n dat nich anners erwart', as dat Zi deht, wat Zi as gaud Brunswiger dauhn möt. Un denn maht Zi fertig taum Afsmarsch nah de Grenz, den wi heww'n sin Tied tau verlieren. Morr'n früh werd hei woll kamen, un wenn er räwmer will, dann halt Zi em de Büch's vör, dann werd hei woll umkühren un sin Gut wahren. Un Zi lat kein' morr'n äwmer de Grenz, und wenn't Zi eigen Brauder is, dat is de strengst Befehl, den ich Zi tau gewen haww in höhern Auftrage. Zi wißt, wat ich domet seggen will. Un nun gahnt man hen, buten sin dei Führer, die ein' jeden uf sin Posten bringen. Un dat Zi morr'n nich verbungert und verdöst, do lat Zi man kein grau 'hoor wassen. Wi sorgen all för'n gaud Stückchen Brunswiger Wost un för'n gauten Stuck Branwin. Un nun! Bivat hoch! Uns' Hertog Wilhelm!“

„Bivat hoch!“ scholl es aus viel hundert Kehlen.

Dann drängten sie hinaus auf den Platz, der vom Mondschein erhellt war und wo sie den Führern zugeteilt wurden. In kleinen Partien marschierten sie ab und verschwanden bald in dem nahen Waldesdunkel, um die Grenzen zu wahren vor ihrem frühern Herzog, der sich selbst heimatlos gemacht hatte.

Am andern Morgen war der Herzog Karl früh auf. Es war ein Sonntag und der Tag versprach heiß zu werden, denn kein Wölkchen trübte den sommerlichen Himmel. Von Nordhausen waren noch einige gestern zurückgelassene Diener beim Tagesanbruch mit Pferden und Gepäck gekommen, auch übergaben sie einige Briefe. Nachdem der Herzog dieselben gelesen, befahl er den Aufbruch für sich und nur zwei Begleiter. Die übrigen sollten später nachkommen, wenn er Ordre dazu senden würde.

Als alles bereit war, trat der Bürgermeister an den Herzog heran und fragte, ob Durchlaucht wünsche, daß die Mitglieder des Rats ihn begleiteten, wie sie das in Absicht gehabt hätten, oder ob er unter den obwaltenden besondern Umständen allein zu reisen vorzöge. Der Herzog zögerte mit der Antwort, dann nahm er die Begleitung an. Er setzte sich mit seinen beiden Dienern zu Pferde, und der Bürgermeister nebst den Ratsherren sowie eine bewaffnete Schar Schützen gingen zur Seite oder hinterher, als der Herzog fortritt. Vorher hatte letzterer eine namhafte Summe zur Verfügung des Bürgermeisters stellen lassen zur Bestreitung der Unkosten, die seine Anwesenheit verursacht, und zur sonstigen beliebigen Verwendung.

An dem Gebirgsflusse Zorge, der das Thal entlang fließt und dem braunschweigischen

Flecken, bei dem er entspringt, seinen Namen gegeben hat, ging es hinauf der nahen Grenze zu. Der Weg windet sich an dem Flusse mit seinen vielen Krümmungen aufwärts; zu beiden Seiten treten bald die Vorberge des Harzes dicht an ihn heran, die damals stark mit schlanken Buchen und vielhundertjährigen Eichen bestanden waren.

Man war nach kurzem Marsche der Grenze bis auf wenige hundert Schritte nahe gekommen. Noch eine Biegung der Straße, und wenn der Felsenvorsprung des Berges, der sie veranlaßt, umgangen war, so stand man ungefähr zwanzig Schritte von dem Grenzhäuschen und den bunten Grenzpfählen mit dem Schlagbaum. Derselbe war nicht niedergelassen, sondern offen, als das Häuschen sich den Blicken der Ankommenden darbot. Es lag an der linken Seite des Weges. Rechts von diesem, hart am Flußbette, stand ein Hüttenwerk, das aber heute still lag und auf dessen glänzendem Schindeldache sich die schräg über die Berge ins Thal blickende Sonne spiegelte. Nur das Rauschen des Wassers, das über das Werk in hoher Rinne lief und

auf der einen Seite tief in das Zorgebett, aus dem es weiter oben abgeleitet war, wieder hineinstürzte, unterbrach die sonntägliche Ruhe.

Der Herzog hielt beim Erblicken des Grenzhäuschens und ließ das Auge spähend umherschweifen. Er atmete erleichtert auf, als sich nichts Verdächtiges zeigte. Nach kurzem Abschiedsgrüße von dem Bürgermeister und den Ellricher Begleitern war er eben im Begriff, die Sporen einzusetzen und über die Grenze zu sprengen, als aus dem Grenzhause ein donnerndes „Taurügg!“ erschallte und aus allen Fenstern desselben, wie auch aus denen des Hüttenwerkes sich Gewehrläufe hervorstreckten. Zugleich kamen, wie aus dem Boden gesprungen, rechts und links vom Wege weiße Gestalten, die im Nu die Straße versperrten und die Büchsen schußbereit hielten.

„Taurügg!“ schallte es auch hier ihm gebieterisch entgegen.

Des Herzogs Pferd bäumte und wandte um. Er parierte es und schaute bleich nach der bewaffneten Schar, die sich schnell vergrößert hatte und jetzt Mann an Mann stand.

Eine Weile sprach niemand ein Wort.

Da trat der alte Holzhausen, der da drüben mehrere bekannte Gesichter sah, einige Schritte vor. Er fühlte bei seiner Anhänglichkeit an alles, was braunschweigisch hieß, den Beruf, als Vermittler aufzutreten.

„Rinner!“ rief er hinüber, „et is jo euer Hertog. Ji werd' em doch inlaten in sin Lann.“

„Auch Hertog Wilhelm is in Brunswig, un wi kennen man ein Hertog. Dis' is nich unj' Hertog!“ schallte es zurück.

„Wi kennen em nich!“ rief ein einzelner.

„Dat 's 'n Pariser Hertog!“ spottete ein anderer. „Dei Ort (Art) können wi nich brucken in unj' Brunswiger Lann!“

Der Herzog wandte das Pferd und sprengte zurück, gefolgt von seinen berittenen Begleitern und unbekümmert um die Ellricher, die verblüfft der Grenzwehr gegenüber standen.

„Si sind doch rechte Harzer Dickköpfe!“ schimpfte Holzhausen hinüber, als der Herzog um den Vorsprung des Berges verschwunden war und die Büchsen sich gesenkt hatten.

„Dat mag woll sin!“ rief man von drüben nun ruhiger, „aber tru (treu) un iherlich sin wi, un d'rüm woll'n wi ok 'n Hertog, dei's tru un iherlich mit uns meint, kein so'n Rümmlöper (Gerümläufer).“

„Na, wenn ji man kein böß' Suppen inbrockt hewwt für ji!“ rief Holzhausen.

„Wat wi uns inbrockt heww'n, dat freten wir ok ut!“ rief ein baumlanger, hagerer Kerl.

„Knorrig wie die Harzer Eichen ist die Gesellschaft!“



„Taurügg!“ schallte es auch hier ihm gebieterisch entgegen.



sagte Bürgermeister Buse zu Ratmann Schlichteweg.

„Ja,“ erwiderte dieser, „es sind richtige Harzer Knüppel! Was die einmal wollen, davon lassen sie sich nicht abbringen.“

Die Ellricher zogen ab, während die Braunschweiger die Straße besetzt hielten.

Erstere waren noch nicht weit gegangen, als vor ihnen fröhlicher Gesang ertönte.

Luftig und sorgenlos, wie die Jugend überall, speziell aber die Harzer Jugend, kam daher ein Mädchen, fast ein Kind noch, denn sie konnte wohl kaum mehr als sechzehn Jahre zählen. In dem rot- und schwarzgestreiften kurzen Wollrocke schritt sie leicht auf dem Rasen daher, der neben dem Wege am Flusse entlang lief. Den kurzen tuchenen Spenser (Jacke) hatte sie der Hitze wegen ausgezogen und trug ihn in der Hand, so daß Arme und Nacken frei waren. Blütenweiß stach die frische Keimwand der Hemdärmel von den gebräunten Armen ab. Das flachsblonde Haar war in zwei lange dicke, nach hinten herabhängende Zöpfe geflochten. Hin und wieder bückte sie sich, um von dem Rasen eine Blume zu pflücken, die sie dem Strauße, den sie in der Hand trug, hinzufügte. Beim Bücken fielen die Zöpfe fast immer neckisch nach vorn, als wollten sie den Händen beim Pflücken helfen, wurden aber dann mit einer raschen Bewegung der Hand wieder an ihren Platz verwiesen. Jugendlust und Jugendfreude malten sich auf dem lotwangigen Gesicht und von den frischen Lippen schallte lustiger Gesang. Die glöckereine Stimme kennzeichnete den Harzer Singvogel:

Und die Harzer Mäken, die sind lustig,
Und die Harzer Bursche, die sind durstig,
Und die Lustigkeit und die Durstigkeit
Find't man auf dem Harze allezeit.
Als sie der Männer ansichtig wurde, sang sie nur noch leise weiter, immer nur den Rasen blickend nach den dort stehenden Blumen.

„Wo willst du denn hin, Mädchen?“ rief sie einer der rückkehrenden Bürger an.

„Nach Braunlage,“ war die rasche Antwort.

„Aber jetzt doch nicht?“ fragte er zurück und blieb nebst einigen andern stehen.

„Hi, hi,“ sicherte das Mädchen, „dat 's doch der Weg nach Braunlage. Un min Modder hat mi anbefohlen, nich tau spät tau kommen. In drei Stunn bin ich dahus, dat 's grad, as min Modder seggt het.“

„Aber heut kannst du nicht über die Grenze, Mädchen; die da drüben werden dich wohl nicht hinüber

lassen. Kehre daher lieber um mit uns und warte bis morgen.“

„Ne!“ erwiderte sie, „dat geht nich. Min Was' in Ellrich wellt mi all tau'rüg hollen. Aber min Modder het seggt, ich soll Sünntig Mittag dahus sin, un do geh ich.“

„Aber die Grenze ist besetzt von lauter Männern.“

„Ha,“ rief das Mädchen trotzig, „dat sin Braunschwiger un min Lannslüd, dat sin doch keine Däwels, die ein freten.“

Damit ging sie bei den Männern vorbei, die ihr nachschauten. Auch sie wandte nochmals den Kopf und übermütig rief sie: „Adjes ok! Glückliche Reis!“

Halb belustigt, halb verwundert ob der „Harzer Dirn“ gingen die Männer weiter und unterhielten sich von den großen politischen Ereignissen, bei denen sie seit gestern eine, wenn auch nur sehr bescheidene, Rolle mitzuspielen vom Schicksal berufen waren.

Blötzlich dröhnte ein Schuß durch das Thal und hallte in mehrfachen Echo an den Bergen wieder.

Die Männer standen. „Was mag das gewesen sein?“ fragte der Bürgermeister.

„J, den Kerls ist wahrscheinlich ein Reh oder ein Hirsch vor die Linie gekommen und da kann so 'n Harzer Weiskittel nicht anders, da knallt's, wenn er das Gewehr bei der Hand hat,“ erläuterte ein anderer.

„Ja,“ sagte ein dritter, „da oben ist jeder ein Wilddieb, wenn er's sein kann.“

„Ich möcht' nicht auf dem Harze Förster sein,“ bemerkte Schneider Mehmel, „denn solch einer hat den Wilddieben gegenüber einen schweren Stand.“

„Neulich haben sie,“ erzählte ein anderer, „bei Braunberge wieder einen Förster erschossen, der ihnen zu sehr auf die Finger guckte.“

Man war längere Zeit stehen geblieben und das angelegene Thema gab auch noch ergiebigen Stoff, als man sich anschickte, weiter zu gehen.

Da kam der Zimmermeister Holzhausen atemlos dahergeeilt. Er war vorhin zurückgeblieben.

Schon von weitem rief er: „Halt, halt!“

Wiederum standen die Männer. Es war heute gar kein Vorwärtkommen. Lebhaft gestikulierende der Alte, bevor er zu Worte kommen konnte.

„Was giebt's denn?“ rief man ihm entgegen.

„Ach Gott!“ keuchte er mühsam hervor. „Dei Kerls — bei verdammten — dat Mäken — dat Kind — sei hemwen't daud'schoten.“

„Was?“ riefen die Männer entsetzt, „das unschuldige Kind?“



„Dat sin Braunschwiger un min Lannslüd, dat sin doch keine Däwels, die ein freten.“

„Ja,“ erzählte dieser, „ich war dort hinter der Ecke geblieben, als sie bei mir vorüberging.“

„Gaud'n Morr'n, Meister Holzhausen!“ ruft sie im Vorbeigehen, denn sie kennt mich ja, und ich kenne sie auch, die Witwe Apel in Elrich ist ihre Base.“

„Gaud'n Morr'n, Mäken,“ sag' ich, „wo soll denn die Reif' tau?“

„Na Hus,“ sagt' sie, „tau Moddern.“

„Na, aber hüt man nich!“ rufe ich.

„Grad hüt!“ sagte sie, „und dorhen geist mein Weg!“

„Da brüllt so'n Kerl: „Taurügg, Mäken, oder id scheid!““

„Si werd' doch nich!“ ruft sie munter und geht weiter.“

„Taurügg!“ ruft der Kerl zum zweitenmale, „id scheid di daud!““

„Ha, ha!“ lacht sie, „dat seggt min Brauder of immer, wenn id wat dauhn fall, wat id nich müg, un dunn dauh id't ist recht!“ Und sie geht weiter.“

„Der Kerl flucht: „In det Düwels Namen, geh taurügg! Id darp fein rüwver laten!““

Schon ist sie aber am Grenzpfahl und will eben den Fuß heben, um daran vorbeizukommen. — Ein Blitz! Ein Knall! — Lautlos sinkt das feste Harzer Kind in das Gras. Ein Blutquell spritzt aus ihrer Brust und überprudelt den frischen Blumenstrauß, den sie fest in der Hand hält, mit allen den weißen und blauen und gelben Blumen —

„und er färbe die Blümlein so rot, so rot!“ — — „Rurid!“ kommandierte jetzt der Bürgermeister auch, „vielleicht können wir noch helfen.“

Sie ließen Herzog Herzog sein und liefen mehr als sie gingen, bis sie wieder an dem Orte ankamen, wo sie vorhin mit jenem gestanden hatten. Trotzig und finster standen die Männer in den weißen Kitteln hinter der Grenze, die Gewehre in den Händen.

Der Bürgermeister rief ihnen zu: „Wir kommen um zu sehen, ob dem armen Mädchen noch zu helfen ist. Habt ihr etwas dawider, wenn wir an sie herantreten?“

„Ne!“ lautete die Antwort von drüben. „Bis an de Grenz is preuß'ich Lann, do bewo'n wi nicks tau befehlen. Aber nich rüwver kommen. Hüt darp fein' rüwver!“

Die Elricher traten an die Erschossene heran und einige blickten sich zu ihr nieder, zu sehen, ob sie noch lebe. Aber es war vorbei, vorbei für immer. Die vorhin noch roten Wangen waren bleich geworden. Der Schuß war mitten durchs Herz gegangen, das Herz, das noch vor wenigen Minuten so laut und lebensfroh geschlagen und die überquellende Jugendlust über die frischen roten Lippen in jeder Rede und lustigem Gesang hatte strömen lassen.

„Dat arm' Ding!“ rief Holzhausen, und des alten Mannes Augen, der unter Herzog Olsen und später auf so manchem Schlachtfelde manch junges Leben hatte auslöschen sehen, glänzten feucht.

„Worüm bewo't ji dat arm' unschüllig Kind daudschoten?“ fragte er vorwurfsvoll die finster blickenden Männer.

„Dat kümmt up den sin Redning!“ riefen diese wild und zeigten mit der Hand nach der Gegend von Elrich, „up den KümLöper sine. Dei is schüllig an ehren Eem, wi nich! Wenn dei nich wesen wäre, dann stünd wi nich hier un künn in Raub un Fred dahus sitten. Dat Bland von det Mäken kümmt immer em.“

Die Elricher Männer schnitten aus dem nahen Ge-

hölz einige Stangen und Zweige. Daraus wurde eine Tragbahre verfertigt, auf welche man die Tote legte, um sie nach Elrich zu tragen. Denn, wenn sie auch nach „drüben“ gehörte, so lag sie doch auf preussischem Gebiet und mußte daher dem Gejez nach auch nach dem nächsten preussischen Orte, das war Elrich, geschafft werden. Das geschah denn auch.

Der Herzog war lange schon in die kleine Stadt zurückgekehrt, ohne sich bei seiner Rückkehr um diejenigen zu kümmern, die ihm vorhin das „Ehrengeleit“ gegeben hatten.

Nachdem er sein Zimmer auf dem Rathause wieder eingenommen hatte, schrieb er einige Briefe, mit denen ein Diener eiligst den Weg nach Nordhausen zu nahm, wahrscheinlich um sie dort zur Post zu geben. Dann nahm er einen Imbiß und befahl die Abreise.

Es mochte ihm wohl auffallen, daß seine Begleiter von heute früh so lange blieben, und argwöhnisch fragte er den Kammerdiener, ob er von der Rückkehr des Bürgermeisters noch nichts wahrgenommen hätte. Der Diener wußte keine Auskunft zu geben.

Der Herzog hatte sein frugales Frühstück fast beendet, als der Bürgermeister sich melden ließ und nach erhaltener Erlaubnis eintrat. Ernst blickte er den Herzog an, der soeben noch im Begriff war, eines der vor ihm liegenden weichen Eier zu schlürfen, und fragte nach seinen Befehlen.

Der Herzog erwiderte, daß er keinen Wunsch mehr habe, als den, sogleich abzureisen, und daß die nötigen Befehle bereits gegeben seien. Dabei blickte er den Bürgermeister, dessen verändertes Benehmen ihm auffiel, unruhig an und beeilte sich sichtlich, so schnell wie möglich fortzukommen. Vielleicht fürchtete er ein feindliches Einverständnis oder doch ein Geschehenlassen des Bürgermeisters, wenn man ihn hier überfallen wollte.

„Alles fertig?“ fragte er den Kammerdiener, der bereits reisebereit da stand.

„Zu Befehl, Durchlaucht!“

Hastig schritt er die Treppe hinunter, so daß der alternde Bürgermeister kaum nachkommen konnte.

Eben trat er zur Hausthür hinaus auf die breite Stufe der hohen Rathaußtreppe, als vier Männer dort eine Bahre, von grünen Zweigen geflochten, niedersetzen, um die Doppeltbür des Eingangs zu öffnen, damit sie die Tote, die sie trugen, bequemer und ohne anzustoßen in die Leichenkammer des Erdgeschosses hineintragen könnten.

Der Herzog prallte zurück, als er den mit Blut überströmten Leichnam des Kindes sah, während die auf dem Markte vor dem Rathause stets größer werdende Menge sich teils in Klagen, teils in Verwünschungen erging.

„Was ist das?“ fragte er.

„Dat is 'n arm' unschüllig Mäken aut Braunlage, Dörchlauch,“ brach Holzhausen, der dabei stand, los. „Dei bewo'n de Brunswiger daudschoten, weil s' nich glöwen wullt, dat sei nich in ehr Brunswiger Lann dörrt tau ehr Modder. Dat arm' Ding!“

Der Herzog wechselte die Farbe. „Désagréable! Bien désagréable!“ rief er. Dann eilte er die steinerne Treppe hinab, schwang sich auf das bereitstehende Pferd und, wie von Furien gejagt, sprengte er die Marktstraße hinab, dem Nordhäuser Thore zu, während das blutige Opfer des heutigen Tages ins Rathaus getragen wurde, wo der Arzt in Erfüllung der vorgeschriebenen Form, den Leichnam zu untersuchen und den Tod zu konstatieren schon bereit war.

In Braunlage aber saß zu derselben Zeit einsam in

ihrem ledergepolsterten Lehnstuhle eine alte Mutter und genöth der Feiertagsruhe. Der Sohn war gestern abend mit ausgezogen, die Grenze zu besetzen, man wußte nicht, wie lange das dauern würde. Desto mehr fehlte ihr aber die Tochter und sie zählte die Stunden und zuletzt die Minuten, bis sie eintreffen mußte.

Vergebens! — Die Mutterforge erwachte, sie wurde größer und größer, als es auf den Abend zuging.

Es dunkelte und die Mutter ging unruhig aus einer Ecke der Stube in die andere. Da klopfte es leise an die Thür, ein Bote trat ein.

„Erstreck nicht!“ begann er und erschreckte durch diese Worte die alte Frau erst recht. „Deinem Mädchen ist ein Unglück passiert.“ Und nun kamen denn die Worte heraus, zögernd, bis er sagte: „Sie ist tot.“

Da sank sie hin, die alte Frau. Die Kugel, dort an der Grenze entsetzt, traf jetzt zum zweitenmal ein armes Mutterherz, daß es blutete, bis es sich verblutet hatte, zwar nicht so schnell wie das jenes fröhlichen Kindes, sondern langsam, langsam und darum um so qualvoller.

Als aber drei Tage darauf an der Mauer der Friedhofskirche oben auf dem Berge bei Ellrich ein schlichter schwarzer Sarg in die Erde gesenkt wurde und eine silberhaarige gebengte Greisin, auf den Arm ihres Sohnes gestützt, jammern ausrief: „Min Tochter! Min Kind! Min leiw, leiw Kind!“ da blieb kein Auge trocken von denen, die der Toten das letzte Geleit gegeben hatten. —

Vergeffen! Vergeffen! —

Dort aber an dem blauen See des Schweizer Landes erhebt sich das stolze Monument des vormaligen Herzogs Karl von Braunschweig zum ewigen Gedächtnis an die Millionen, die er der Stadt Genf geschenkt.



Ein teurer Span.

Von Wilhelm Fischer.

Vor Jahren lebte in Trier ein lustiger Fährich aus Schlesien, dem außer dem regelmäßigen Wechsel von seinem Herrn Vater hin und wieder eine außergewöhnliche Beihilfe von einer wohlhabenden, unverheirateten Tante ganz erwünscht war.

So auch einmal wieder, als er längern Urlaub genommen hatte, um die alte Heimat zu besuchen. Das Reisegeld von Hauße schmolz schon in Trier wie Eis an der Sonne, aber die wackere Tante ließ den lieben Nefsen nicht im Stich — „sie ist so gut wie bar Geld!“ pflegte er wohlgefällig zu sagen. Dagegen sprach sie in dem freundlichen Briefe, der ihre Sendung begleitete, auch eine Bitte aus: „Wenn du durch Eisenach kommst, lieber Rudolf, und die Wartburg besuchst, so bring mir doch wo möglich irgend eine Erinnerung an Luther für meine Sammlung mit.“ Wer hätte diesen bescheidenen Wunsch einer so liebenswürdigen Verwandten nicht gern erfüllt? Aber ob nun der liebe Rudolf die Wartburg gar nicht erstieg, sondern bloß vom Thal

aus bewunderte, oder ob die Aussicht zu streng war und er keine Reliquie erlangen konnte, oder ob er den Auftrag vergaß — genug, er kam mit leeren Händen nach Schlesien und das fiel ihm im letzten Nachtquartier schwer aufs Herz. Doch bald kam ihm ein Rettungsgedanke. „Holz ist Holz!“ rief er munter, zog die Plemppe und säbelte mit raschem Hieb vom Eichenstamm des Wirtes einen ansehnlichen Span herunter, den er am nächsten Morgen der in der Nähe wohnenden Tante mit der treuerherzigen Versicherung überreichte, er rühre von der Kanzel in der Schloßkapelle der Wartburg her. Die gute Dame nahm das Stücklein Holz mit lebhaftem Dank in Empfang und wies ihm einen Ehrenplatz in ihrer Sammlung an, in der sie allerlei merkwürdige Dinge aufbewahrte, als da sind:

1. ein Fläschchen mit Jordanwasser;
2. Muscheln aus dem roten Meere;
3. eine Rose von Jericho, welk und verschrumpft, aber sie blüht in der Christnacht wieder auf, wenn man sie in ein Glas roten Weines stellt;
4. ein Zahn, von Peter dem Großen höchst eigenhändig ausgezogen, u. s. w.

Der Nefse genöth ihre Gastfreundschaft und reiste schließlich ahnungslos in seine ferne Garnison zurück.

Aber Lügen haben oft kurze Füße. Bald nachher bat der Wirt, an dessen Tisch der tapfere Rudolf seine Klingen erprobt hatte, die Tante um Erlaubnis, einem fremden Gast ihre Sammlungen zu zeigen. Denn sie besaß außer jenen Raritäten auch einige sehr wertvolle Gemälde, die der Kemner nach Gebühr bewunderte. Zu dem Span und seiner vorgeliebten Herkunft schüttelte er dagegen den Kopf; der Wirt lächelte und plauderte: ein Wort gab das andere und die gute Tante erfuhr die volle Wahrheit. Ich weiß nicht, was dabei in ihrer Seele vorging, denn sie äußerte nicht viel und machte ihrem bösen Neffen weder brieflich noch mündlich je den geringsten Vorwurf, ließ auch das Stücklein Eichenholz ruhig an seinem Plage.

Darüber vergingen etwa zwanzig Jahre, da starb sie. Unter den andern Verwandten eilte auch Rudolf, jetzt ein gesetzter Mann und Familienvater, herbei, um ihr die letzte Ehre zu erweisen und — der Testaments-eröffnung beizuwohnen. Dieselbe fand denn in der vorgeschriebenen Weise statt und ergab zunächst nichts Auffallendes. Die Dienerschaft, die Armen des Orts waren bedacht und der Rest des Vermögens unter die Geschwisterkinder verteilt. Auch über den Teil der beweglichen Hinterlassenschaft, der nicht verkauft werden sollte, hatte die Tante nach dem Grundsatz verfügt: Gleiche Brüder, gleiche Klappen. So hieß es z. B.:

„Meinem Neffen Hugo alle Olgemälde. Item meiner Nichte Marie das Porzellan und Silber, alle Kleider und Leinwand. Item meinem Neffen Karl Pferde und Wagen sowie den ganzen Weinkeller.“

So ging's weiter, alle waren reichlich und so viel wie möglich gleichmäßig bedacht, mit einer Ausnahme, die Erstarrten und, ebenfalls mit einer Ausnahme, Heiterkeit hervorrief:

„Item meinem lieben Neffen Rudolf das kostbarste Stück meiner Sammlung, den Span von Luthers Kanzel, den ich seiner Güte verdanke.“

Weiter nichts! Die Strafe war spät, aber empfindlich. Ich weiß nicht, ob der edle Rudolf den teuren Span im ersten Zorn verbrannt hat oder noch zerfurcht und hüffertig aufbewahrt.

Merk: Holz ist freilich Holz, aber Recht soll auch Recht bleiben!

Die unglückliche Glocke.

Ein Ostermärchen von Friedrich Geßler.



Die Stadt meiner Väter, liebe Kinder, ist alt und ehrwürdig. Sie hat breite und starke Mauern, auf welchen zur Sommerzeit Gras wächst, sodas die Dachsen und die Kühe, die Schafe und die Ziegen, wenn sie unten auf der Straße vorbeigeführt werden, gewöhnlich stehen bleiben und sehnsüchtig hinaufschauen nach

der grünen Weide. Viele Häuser lehnen an die Mauer an und dort pflanzen die schönen jungen Bürgerstöchter Nelken, Rosen und andere duftende Blumen auf das alte Gemäuer, daher kommt's, daß um die Pfingstzeit ein lieblicher Duft um die ganze Stadt weht. Dann sind die Menschen freundlicher gesinnt gegeneinander, hadern nicht und zanken nicht: so groß ist die Macht lieblich duftender Blumen auf das Menschengemüth.

Inmitten der Stadt ist ein großer Platz und auf diesem Platz steht die herrliche, alte Münsterkirche zu St. Jakob. Sie hat nur einen, aber einen sehr hohen Turm und sieben Glocken, von denen sechs heute noch ein wunderbar melodisches Geläute geben. Die sechs Glocken sind von grauem Erz, die siebente von glänzendem Silber. Oben im Turm wohnte der alte Glockenwächter Andreas Bogtenberger. Er hatte ein nettes kleines Stübchen, dadrinnen sein Bett stand, daneben ein Kasten, ein Tisch, ein bequemer breiter Großvaterstuhl, der ebenedem mit schwarzem Leder ausgeschlagen war, jetzt aber Kliden und Löcher zeigte. Unterm Fenster hing ein Käfig aus Holunderholz, dadrin ein Star die Stadt und die Menschen drunten recht klug überhante. Der Alte hatte seine Lieblingsbuben, die ihm läuten halfen, und unter denselben war ich am besten dran. Drum hat er mir Geschichten und Erlebnisse erzählt, soviel er nur wußte, so oft er aber eine Erzählung beendet hatte, sagte er stets: „Diese Geschichte weißt du nun, aber die Geschichte der silbernen Glocke erzähl' ich dir nicht, die muß ich für mich behalten.“ Darum hat mir auch besagte silberne Glocke stets in die Augen gestochen, so oft ich dem Alten auf dem Turm das Läuten besorgen half. Sie war so schön glänzend und so zierlich und doch durfte ihr Strang nicht gezogen werden. Auf meine Frage: warum nicht? antwortete mir der Alte: „Die Leute sagen, sie habe sich versündigt, ihr Klang würde binnen Monatsfrist großes Unglück über die Stadt bringen!“ Das wollte mir schwer zu Kopf.

Eines Tages läutete der Alte unten neben seiner Stube mit den andern Buben die grauen Glocken, ich aber stieg in den Glockenraum hinauf, um irgend etwas anzustellen. Die erzernen Glocken schlugen schon mächtig und feierlich an, da dachte ich, nun kannst du's schon wagen und zog an dem Seil voll Spinnweb und Schmutz die kleine Silberglocke an. Aber wie erschrak ich da: statt melodischer, silberner Töne stieß die Glocke ein häßliches, martererschütterndes Geschrei aus. Ich ließ das Seil sofort fahren, eine schwere Angst hatte sich meiner Seele bemächtigt: ich dachte an das Unglück, das nun über die Stadt kommen werde. Sofort schlich ich den Turm hinab, ohne dem alten Bogtenberger unter die Augen zu kommen. Fünf volle Wochen bestieg ich den Turm nicht mehr, so sehr ich auch von einem schmerzlichen Heimweh nach dem Alten gequält war. Dieses Heimweh war jedoch durch die Furcht vor dem schweren Unalück gezügelt, das unserer Stadt bevorstehen sollte. Nächte hindurch konnte ich kaum schlafen, nach einem Monat jedoch, da kein äußerlich sichtbares Unglück über unsere Stadt gekommen war, fastete ich mir ein Herz und ging wieder zu meinem lieben Alten und beichtete ihm. Der gute Bogtenberger war mir nicht gram, er schüttelte mir sogar herzlicher denn je die Hand und sagte, ich solle ihn nicht mehr so lange allein lassen. Er war froh, daß das Gerede von dem Unglück nur ein Gerede war, und erzählte mir nun die Geschichte der silbernen Glocke wie folgt.

Auf dieser Glocke steht eingegraben die Jahreszahl 1549. * In jener Zeit mußte jede Glocke in der Leidenswoche des Herrn ihre Reise nach Rom machen, um den Segen des heiligen Vaters zu holen zu einem tröstlichen Geläute für alle übrige Zeit des Jahres. Anno 1549 also in den ersten Wochen des Januar wurde das silberne Glöcklein hier aufgehangen und es erfreute arm und reich, groß und klein durch seinen milden, freundlichen und friedfertigen Ton. Die Leute gingen wieder lieber in die Kirche, da sie den frommen Klang hörten und es war darüber große Freude bei den geistlichen Herren wie auch bei dem hochehrlichen Magistrate unserer Stadt. Da kam alsdann die Leidenswoche des Herrn. Die Glocken berieten sich zuvor über ihre gemeinsame Fahrt und über alles das, was sie nötig hätten zur weiten Reise ins Land Italien. Dabei waren die erzernen Glocken hochmüthig und zeigten sich neidisch auf ihre jüngste Schwester, das Silberglöcklein, weil dieses so fromm und gottselig erklang und die unchristlichsten Leute zur Kirche zu befehren verstand. Ja sie machten insgeheim untereinander aus, daß sie die silberne Schwester allein ziehen lassen wollten, und siehe da, am Gründonnerstag mittag, kaum war das Sanctus verklungen, da war die ganze Gesellschaft mit einem Mal auf und davon geflogen und nur das Silberglöcklein befand sich noch einsam im hohen und weiten Turm. Es fing an, sich vor den vielen Eulen, Dohlen und Fledermäusen zu fürchten, die da in großer Zahl nisteten und ihr Wesen trieben. Es weinte bitterlich, denn es war geängstet durch die Einsamkeit wie durch den weiten Weg, der ihm bevorstand, die hohen Berge, die tiefen Seen und die reißenden Ströme, über die es fliegen mußte.

So blieb das arme Glöcklein, schwer im Herzen erregt, noch eine Nacht im hohen Turm. Sie war so lang diese Nacht, die erste einsame seines jungen Lebens. Die Dohlen und die Fledermäuse fingen schrecklich zu toben an, da die großen Glocken fort waren,

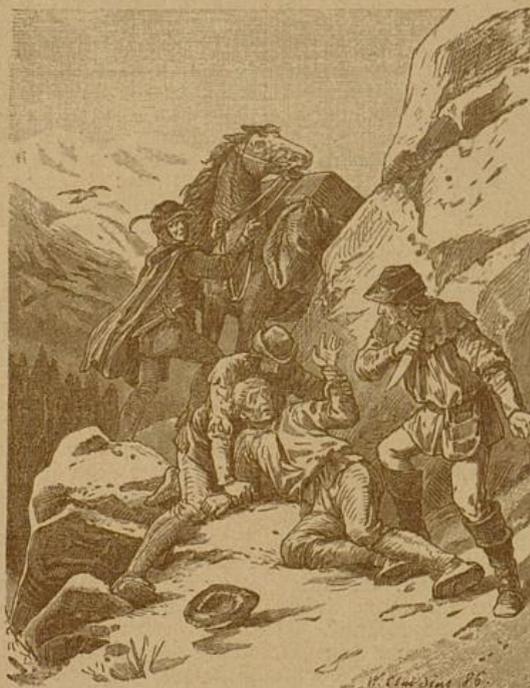
denn vor der Kleinen fürchteten sie sich nicht. Nur eine alte Eulenmutter nahm sich des jungen Glöckleins an, flog zu ihm hin aufs nächste Gebälk und unterhielt sich mit ihm fast die ganze lange Nacht hindurch.

Schon bei den ersten Worten erkannte das Glöcklein, daß die Eulenmutter sehr erfahren und recht vernünftig sein müsse, drum faßte es Zutrauen und so gab ein Wort bald das andere. Die Eulenmutter hielt nicht viel auf die Welt, denn es war ihr schon recht schlecht ergangen und sie hatte schon manche Maus gefangen, die andere, vornehmere Eulen, ohne sie zu fragen, verspeisten. Aber sie hielt viel auf ein einfältiges und gutes Herz und meinte, man könne besser damit durch die Welt kommen als mit einem wohlgeschliffenen Schnabel oder einem Kopf voll Ränken und Schwänken, Hinterlist und Prahlerei. Die Gule war eine Zeitlang Haushälterin bei einem gefürsteten

Abler, der zu den Allerhöchsten dieser Erde zählte. Sie hat da wenig gute Tage gehabt, denn der Adler hatte einige Falken als Lakaien angestellt, die sich auf ihre Betterschaft viel zugut thaten. Und als die Gule eines Tages aussprach, verwandte Lakaien seien auch nur Lakaien, da wurde sie von der Sippe verleumdet und beschimpft trotz ihrer vernünftigen Art und Weise. Jetzt lebte die Alte wieder einsam im Turm. Und sie tauschte mit dem Glöcklein so freundliche und herzliche Worte aus, daß dieses gestrohten Sinnes wurde. „Tröste auf deinem Weg alle, die deines Trostes bedürfen, sei hilfreich und gut, dann wirst du leicht dein Ziel gewinnen!“ sagte sie. In der nächsten Frühe nach Gründonnerstag nahm das Glöcklein Abschied von der Gule, von dem alten Turm und flog dem sonnigen Süden zu. Das Herz wurde ihm schwer und die Thränen flossen in den ersten Stunden, dann wurde es

besser. Der Reiseflug ging gut von statten; die Luft war frühlingsmild und freundlich und die Gegend schön. Da unten zog der Rhein seinen hellleuchtenden Weg, freundliche Städte und Dörfer, saftgrüne Felder und lachende Fluren links und rechts. Dann ging's hohen Bergen zu. Nun wurde die Luft eifig kalt und immer kälter, bis es voller harter Winter war. Jetzt wohnten die Menschen auch nicht mehr in Städten und Dörfern zusammen, sondern in einzelnen Gehöften hoch im Gebirg. Endlich wurde die Luft gar dünn, der Atem ging schwer; es war schneidend kalt und ein dichtes Schneegestöber wirbelte in der Luft. Dem armen Glöcklein wurde recht bang zu Mut. Was war aber das?! Ein jammervoller Laut klang an sein Ohr. Es horchte zu. Ja das sind Menschenstimmen. Dort geht ein Pfad aus dem Thal herauf. Und jetzt triift ein herzerreißender Ton

sein Ohr, das Glöcklein beieilt sich hinzukommen, von wo der Laut ausging. Ja was geht da vor! Ein gewaltiges und schwerbepacktes Saumpferd stapft den Alpenpfad, geführt von einem alten Mann, dem drei wüste Gefellen folgen. Sie sind mit Messern und Stöcken bewaffnet und wollen dem Alten ans Leben, um des Saumtiers Ware zu rauben und zu teilen. Die drei haben sich schon über den alten Mann hergemacht. Er ruft ihre Barmherzigkeit an, sie aber wollen seinem Leben ein Ende machen. Der Schnee ist blutig, denn der Alte hat schon seine Wunden. Da gilt's, keine Zeit zu verlieren. Das Glöcklein rast herzu und heult seinen fürchterlichsten Ton den Mordgesellen ins Ohr. Die sind verblüfft und lassen ihr armes Opfer. Da faßt das sonst so furchtame Glöcklein bessern Mut, stürmt aufs neue auf die Mörder ein und heult ihnen furchtbare Weltgerichtsöne entgegen. Seine Stimme ist ihm zu gewaltiger Macht gewachsen. Die Mörder fliehen, das Glöcklein hinter ihnen in den Klüften drein. Sie wollen sich verstecken, das Glöcklein schreit ihnen zu: „Geraus, ihr Mordbuben, aus eurem Versteck!“ Sie können die furchtbare Macht dieser Töne nicht ertragen, sie eilen aus ihrem Versteck und fliehen weiter. Sie wollen sich trennen, das Glöcklein treibt sie wieder zusammen. So geht's in rasender Flucht. Dort sind Stätten der Menschen, dort ist ein Dorf. Die Mörder erschrecken davor, aber das Glöcklein läßt ihnen keine Zeit zur Besinnung. Die Leute im Dorf vernehmen den seltsamen Glockenruf und eilen auf die Straße zusammen. Sie sehen die blutigen Gefellen, sie sehen die hinter ihnen rasende Glocke und wissen nicht, was das zu bedeuten hat. Aber die Mörder in ihrer Herzensangst fallen aufs Knie und rufen mit em-



Er ruft ihre Barmherzigkeit an, sie aber wollen seinem Leben ein Ende machen.

porgehobenen Händen: „Erbarmen! Erbarmen! Wir sind die Mörder! Wir sind schuldig! Erbarmen!“ Nun wußten die Leute, um was es sich handelt. Sie nahmen die Mordgesellen gefangen und legten sie ins Eisen.

Das Glöcklein hielt einen Augenblick inne, gleichwie um auszuruhen. Dann schlug es einen ganz andern Ton an, einen barmherzigen Klang: „Folget mir, folget mir!“ Es kam den Leuten reich ins Gemüt, was das Glöcklein wollte, und sie liefen ihm darum willig nach. Das Glöcklein flog immer schneller, denn es schien Gile zu haben, doch die Leute wurden nicht verdrießlich und gingen so schnell, als die Veine und der Atem es erlaubten, so herzlich, barmherzig und lebend war der Ton der silbernen Führerin. Bald kamen sie an die Stelle, wo das wuchtige Saumpferd stand und sein Führer im Blute lag. Jetzt wußten

die Dorfente, warum die Glode so gejamert und geklebt; sie legten rüstig Hand an, brachten den wunden Mann auf sein Säumtier und führten ihn ins Dorf herab zu wohlthätiger Pflege und Genesung. Das Glöcklein war aber todmüde; es legte sich in den tiefen Schnee und schlief ein mit warmem Herzen trotz der großen Kälte, denn es hatte eine gute That vollbracht. Das Glöcklein erwachte wieder; es wußte nicht, wie lange, fühlte aber, daß es gut geschlafen. Nun kam ihm seine Pflicht zu Sinn und es beeilte sich, den Reifflug fortzusetzen. Bald hatte es die schneeigen Alpen hinter sich und flog wieder über lachendem Land. Fernhin war auch das Meer und es wunderte sich über das gar so große Gewässer. Es flog über großen und schönen Städten hin und die Luft war immer rein und heiter. Bald sah es fern, fernhin eine große Stadt mit einem riesigen, runden Thurm: das mußte Rom, die heilige Stadt, sein. Es war die heilige Stadt. Nun hörte das Glöcklein entferntes Summen und Klingen, wie wenn von vielen auf der Wallfahrt ein Rosenkranz gebetet wird. Was war das? Es kam näher. Siehe da, es kamen unzählige Gloden von jener Stadt daher, große und kleine, die plauderten und summten fröhlich und wohlgenut, denn sie hatten ihren Segen. Nur einige davon beteten das Ave Maria. Das Silberglöcklein erschrak ein wenig, dann raffte es sich wieder auf und flog beharrlicher seinem Ziel entgegen.

Da kam die gesegnete Glodenschar vorbei. Das Silberglöcklein sah weder rechts noch links, flog seines Weges, aber es bemerkte doch seine Turmschwester und vernahm, wie die heimtückisch sicherten und lachten. Jetzt flog es über der heiligen Stadt Rom und jener ansehnliche Palast mußte des heiligen Vaters Wohnung sein, denn es war ein großes vergoldetes Kreuz am Dach angebracht. Das Glöcklein klopfte und pochte an allen Thüren und Thoren, aber es ward ihm nicht aufgethan. Es irte traurig um den Palast herum, klagte und weinte, und es war niemand, der sich seiner erbarmen wollte. So war es einen ganzen langen Tag. Am andern Morgen faßte es sich ein Herz und pochte mit kräftigerer Hand. Einmal, zweimal, dreimal! Das dritte Mal am stärksten. Da öffnete sich ein großes Portal und heraus trat ein Mann, der sah so barsch aus, daß er der heilige Vater nicht sein konnte. Er trug einen schweren Stab von Eisen in seiner Hand. Das Glöcklein fragte bescheiden nach dem Vater der Christenheit, der Mann antwortete barsch: „Du fragst umsonst, du kommst zu spät, du faumseliger Klatterstimm! Fort von hier!“ Bei diesen rauben Worten verfestete der barsche Mann dem Glöcklein mit seinem Eisenstab einen schweren Schlag, daß es zurücktaumelte. Ein herzzerreißender Schrei, der nicht mehr Klang, nicht mehr Ton war, entfuhr seinen Lippen, so schwer hatte es der Schlag getroffen. Der raube Mann rief noch: „Wenn du zehnmal als reuige Sünderin zur rechten Stunde in der Karwoche hierher wallfahrest und um Gnade flehest, dann soll der Bann von dir genommen sein und Stimme und Klang sei dir zurückgegeben.“ Jetzt schloß das hohe Portal sich.

Das Glöcklein lag in tiefer Ohnmacht; als es wieder zu sich kam, seufzte es tief auf und begann mit traurigem Sinn, heimwärts zu fliegen. Seine Stimme war gebrochen und seine Seele krank.

Es kam rasch und glücklich in die Heimat, denn seine Sehnsucht nach dem alten Turme war groß, obgleich es da nicht viel Frieden und Freude finden konnte bei den neidigen Schwestern. Die aber sicherten und lachten, als die traurige Kleine ankam und sich

auf ihren schöngeputzten Kinderstuhl setzte. Es war Sonntag nach Ostern. Die Schwestern jubelten harmonisch ins Land hinaus und freuten sich ihrer Stimme, es war aber niemand, der das Silberglöcklein anzoog, seine Stimme erklingen zu lassen. Und es war froh darum, denn es hatte keinen Klang mehr. Die alte Gule aber teilte dem Glöcklein mit: „Ich sah gestern im Ratssaal verborgen, da wurde vom Stadtschreiber ein Brief des päpstlichen Kammerers an den Magistrat verlesen. Der schrieb: Hochehrfamer Magistrat! Eure Silberglode kam zur Segnung unverzeihlicher Weise zu spät. Sie ist von uns mit dem kleinen Bann belegt: Wohlklang und Stimme sind ihr genommen. Zehnmal muß sie reuig und demüthig, folgjam und ohne Säumnis die Reise hierher machen, dann soll sie wieder in Gnaden angenommen und ihr Stimme und Wohlklang zurückgegeben sein.“

Das wußte ja das arme Glöcklein alles schon; es wollte mit getreuem Herzen und gehorsamem Sinn Buße thun, das Opfer vollbringen und dann dem heiligen Vater erzählen, warum es gehindert war, zur rechten Zeit nach Rom zu kommen.

Das arme Glöcklein durfte seinen Bußgang niemals machen. Das Jahr darauf wurde unsere Stadt lutherisch, die Gloden auch und mit ihren Romreisen war es aus und vorbei. So hat das Silberglöcklein seine heisere Stimme behalten müßen bis auf den heutigen Tag, weil es lutherisch geworden ist. Eine Glode aber ist unglücklich, wenn sie keine Stimme hat! schloß der alte Wächter seine Erzählung.

Eine unterbrochene Opernprobe.

Von Oskar Höder.

Zu jener gesegneten Zeit, als noch Eduard Devrient am Karlsruher Hoftheater sein dramaturgisches Scepter schwang, verbrachte an dem gleichen Institute ein Mann sein harmloses Dasein, auf welchem das alte Gellertische Wort: „Er ward geboren, nahm ein Weib und starb!“ seine volle Anwendung fand. Michelfelder — so lautete der poetische Name des unberühmten Mannes — hatte damals nur die beiden ersten Thaten zuwege gebracht, zu der letzten, dem Sterben, ernannte er sich erst später.

Obgleich er als Theaterdiener der Großherzoglichen Hofoper eine öffentliche Stellung einnahm, drang sein Name doch nur selten in die Öffentlichkeit; im Laufe des Jahres gewöhnlich einmal, wenn er seinen Freunden und Gönnern das freudige Ereignis mittheilte, daß ihn seine liebe Frau mit einem neuen Söhnchen oder Töchterchen beglückt habe.

Unser unberühmter Mann gehörte zu jenen kleinen, rundlichen Gestalten, denen Behäbigkeit und Gemüthlichkeit eigen sind, die sich nicht gern aus ihrer Ruhe, ihrem geistigen Dolce far niente bringen lassen, ja sich sogar zu einem mächtigen Zorn aufraffen, wenn dieser unliebsame Fall eintritt. Michelfelder ging in dieser Beziehung sogar noch einen Schritt weiter, er erhob sich zum Sarkasmus.

Der freundliche Leser wird diesen Charakterzug an dem sonst so beschränkten Manne wahrscheinlich etwas eigentümlich finden, allein er darf nicht vergessen, daß unser Held dem Theater angehörte und daß in diesem Kreise vieles eigentümlich ist.

Der Theaterdiener zählt in der Bühnenwelt durchaus nicht zu den letzten Unterbeamten, er nimmt im Gegentheil eine gewisse Rangstellung ein, an welche

sogar eine Art von Macht geknüpft sein kann, wenn der Betreffende sich einer sogenannten Affematur erfreut und den Intendanten und Regisseur zu kopieren versteht. Die Atmosphäre der beiden letztern wird vom Personal mehr oder minder gefürchtet; wohl daher jedem Theaterdiener, der sich in diesen Dunstkreis zu schwingen vermag, er wird sich dadurch Respekt verschaffen. Durch seinen steten Verkehr mit den Mitgliedern des Schauspiels und der Oper wird einem strebsamen Theaterdiener aber noch ein weiteres Gebiet erschlossen, nämlich das des Humors. Das Personal jeder Bühne verfügt über eine Anzahl von guten und schlechten Witzern, mit denen der Theaterdiener außerhalb seiner Sphäre glänzen kann und die ihn, am Bierisch zum besten gegeben, sogar in den Verdacht zu bringen vermögen, ein geistreicher Mann zu sein. Da die Schauspieler gewöhnlich mehr Mutterwitz besitzen als die Sänger, so steht auch der Schauspielertheaterdiener jenem von der Oper in dieser Beziehung voran. Trotzdem bleibt für den letztern immerhin noch ein gut Teil Humor übrig, um sich damit über den beschränkten Horizont seiner Bekannten und Freunde, die nicht beim Theater angestellt sind, erheben zu können.

Auch Michensfelder erfreute sich nach dieser Richtung hin des besten Renommées. Er gehörte zu den Stammgästen eines in der Nähe des Hoftheaters gelegenen Weinlokals. Dasselbst pflegten sich zum Frühstücken sowie in der Stille des Abends an einem bestimmten Tische mehrere „Vorzimmerexzellenzen“ einzufinden, welches nomen collectivum die große Klasse der Bureaudiener aller nur denkbaren Behörden und Kollegien in sich schließt. An diesem Stammtisch errang Michensfelder seine Erfolge; hier erntete er, was er drüben im Tempel der Kunst zwar nicht gesät, aber aufgechnappt hatte. Der sonst so stille Mann entpuppte sich im Kreise der Weingewissen zu einem trefflichen Gesellschafter, welcher auf das Zweckföhl aller erschlitternd wirkte. Kein Wunder, daß einer der Vorzimmerexzellenzen den wunderbaren Anspruch that: „Ja, ja, der Eduard Devrient versteht es, geistreiche Leute an sich zu ziehen. Er weiß recht gut, warum er unsern Michensfelder als Theaterdiener angestellt hat.“

Zur Ehre unseres unberühmten Mannes sei es gesagt: das ungeteilte Lob der Freunde machte ihn nicht übermütig. Er blieb der bescheidene, unterthänige Michensfelder, der im stillen, gleich einem Veilchen, fortblühte, sehnsüchtig des Tages seines Dienstjubelums und der damit verbundenen kleinen goldenen Verdienstmedaille harrend. In pflichttreuer Weise wartete er seines Postens, so daß er noch nie in eine Geldstrafe genommen worden war, was bei der strengen Direktionsführung Devrients viel sagen wollte.

Allein der Mensch soll nicht zu früh jubeln, eingedenk des alten Wahrwortes: nemo ante mortem beatus. Auch für Michensfelder sollte die Zeit eines „Strafzettels“ anbrechen.

Von Webers ewig jungem „Freischütz“ war Probe angezettelt. Unser Theaterdiener zeigte sich nicht eben darüber erfreut, denn er feierte sein Wiegenfest, dem zu Ehren im benachbarten Weinlokale ein solenner „Frühstücken“ stattfinden sollte. Die Vorzimmerexzellenzen hatten alles auf das beste arrangiert und das Gerücht ging, daß das „Accompagnement“ des Frühtrunkes aus Sardinen, Kaviar und diversen Würstwaren bestehen würde.

Unter solchen Umständen mußte die angezettelte Opera-

probe für Michensfelder ein Dorn im Auge sein. Glücklicherweise war es aber der „Freischütz“, der probiert werden sollte, und der Theaterdiener wußte aus Erfahrung, daß die Probe dieser auf dem Repertoire heimisch gewordenen Oper keine lange Zeit in Anspruch nahm. Sie begann um neun Uhr und konnte mithin nach elf Uhr Ende erreicht haben. Michensfelder sagte daher sein rechtzeitiges Erscheinen am Stammtisch zu.

Das arme Geburtstagskind! Es ahnte in seiner unschuldsvollen Gourmandise nicht, welche unübersteiglichen Hindernisse sich ihm entgegenstellen würden.

Devrient hatte schon längst die Absicht gehegt, die dekorative Ausstattung sowie das scenische Arrangement der „Wolfschlucht“ einer Reform zu unterziehen. Die Ansprüche des Publikums waren auch nach dieser Richtung hin gestiegen und jede spöttelnde Kritik mußte durch eine sorgfältige Inspektion verniedert werden, damit sich nicht ein ähnlicher Vorfall wiederholen könnte, wie er in der zuletzt stattgefundenen „Freischütz“-Vorstellung zu verzeichnen gewesen war. Bei dem dritten Rufe des Kaspar hatte sich nämlich eine mit glühenden Augen versehene Gule gezeigt, die sich im Vordergrunde auf einem Felsstück niederließ und ganz entsetzlich mit den Flügeln um sich schlug. Der Apparat wurde von einem kleinen Jungen gehandhabt, der im Leibe der Gule Platz genommen hatte. Das augenrollende Ungetüm war vom Publikum bisher stets sehr beifällig aufgenommen worden. Bei der letzten Vorstellung passierte aber dem kleinen Jungen, der ziemlich lange mit dem Nachtvogel in den Sofitten hängen mußte, das kindliche Unglück, fest einzuschlafen. Die Gule langte daher im entscheidenden Augenblick mit dunkeln Augen und lahm herabhängenden Flügeln auf dem Felsstück an und machte auf das heiter gewordene Publikum einen entsetzlich freipierten Eindruck. Man kann sich den Schreck und Ärger Devrients denken, unter dessen wahrhaft genialer Bühnenleitung so etwas noch nicht vorgekommen war. Die Gule wurde sofort infam kassiert und der verschlafene Junge dazu. In dem Atelier der Dekorationsmaler entwarf und konstruierte man neue Ungetüme und fertigte in aller Stille ein recht amüsantes Schattenspiel für die wilde Jagd. Der Direktor sollte damit überrascht werden, und er war es auch, als er kurz vor der heutigen Probe des „Freischütz“ die neuen Herrlichkeiten sah. Da die Partie der „Agathe“ diesmal von einer jungen Dame gesungen wurde, welche überhaupt die Bretter zum erstenmal betrat, so gelangte Devrient zu dem Entschluß, die Oper neu in Szene zu setzen, zum nicht geringen Schrecken Michensfelders. Mußte derselbe doch in seiner Doppelseigenschaft als Theaterdiener und Darsteller bis zum Ende der Probe ausharren. Michensfelder war nämlich im „Freischütz“ die große Auszeichnung zuteil geworden, die stumme Rolle jenes Aufwärters übernehmen zu dürfen, welcher im ersten Akte den Wein für Kaspar bringt. Die Kenner, d. h. die Freunde unseres Helden, huldigten der Ansicht, daß er diese Partie mit großem Aufwand und wohlthuernder Sicherheit durchführte. Es ist in der That nicht zu leugnen, daß Michensfelder den Aufwärter gern spielte; wahrscheinlich weniger aus schauspielerischem Interesse als vielmehr des Spielhonorars wegen, was die hübsche Summe von fünf- unddreißig Kreuzer repräsentierte.

Heute war es unserm Freunde jedoch nicht um den schönen Mannon zu thun, denn sein Herz sehnte sich nach dem runden Stammtisch, dem festlichen Frühstücken und den damit verbundenen Delikatessen.

Es kommt uns hart an, von dem sonst so pflicht-eifrigen Michensfelder sagen zu müssen, daß er höchst widerwillig der Probe beiwohnte und sich in ganz gotteslästerlichen Reden erging, von denen wir nur die eine anführen wollen: „Den „Freischütz“ könne der T. . . . l holen und der Direktor solle mit seiner neuen Inszenierung hingehen, wo der Pfeffer wächst!“ Man ersieht hieraus, welcher Leidenschaftlichkeit ein Gourmand fähig ist. Sie steigerte sich bei Michensfelder in beunruhigendster Weise, indem er bei jeder Scene, die wiederholt wurde, sarkastische Bemerkungen laut werden ließ.

Der sonst so ruhige, stille Mann trabte hinter den Coullissen auf und wieder gleich einem eingesperreten Löwen, der seinen Käfig mißt. Der Inspizient mußte ihn wiederholt zur Ordnung verweisen, worauf der schlimme Michensfelder es für gut



Allgemeine Sensation. Alles blickte verwundert gen Himmel.

fand, sich zu „verträumeln“. Diese Eigenschaft war ihm bei Reizzuständen seines Gemüths überhaupt eigen. Es gehörte dann schon eine genaue Lokalkenntnis dazu, den spurlos Verschwundenen auf der Bühne wieder zum Vorschein zu bringen; denn — gleich einem Uhu — suchte er die geheimsten Schlupfwinkel auf, in denen er sich einnistete und von wo aus er mit stillem Vergnügen dem Treiben der nach ihm Spähenden zusah. Heute merkte indessen der Inspizient noch rechtzeitig seine Absicht. Er lief ihm da-

her nach, ergriff ihn am Arme und führte ihn mit den Worten zurück: „Jetzt bleiben Sie gefälligst hier, Müsijöh Michensfelder, denn das Trinklied vom Kaspar kommt bald. Ich verspüre keine Lust, mir vom Alten eine Klüge zu holen.“ Unter dem „Alten“ verstand der Sprecher niemand Geringern als Devrient, welcher in seinem weiten Künstlermantel neben dem Souffleurkasten Posto gefaßt hatte. Er war ein strenger Regisseur, der das geringste Versehen rügte, aber mit einer aristokratischen Würde, welche den feinen Hofmann verriet. Eduard Devrient ließ sich nie zum Zorn hinreißen, sondern beobachtete stets jene Ruhe, welche gerade beim Theater so imponierend wirkt. Wenn während einer Probe die Choristen hinter den Coullissen ihr mutwilliges Spiel trieben und durch ihre laute Heiterkeit

störten, so brauchte Devrient nur ein wenig mit seinem Spazierstock auf das Podium zu pochen und die tiefste Stille herrschte im Augenblick. Diese heilige Ruhe nahm bei der letzten Generalprobe, wo Devrient sich in seine Loge verfügte, womöglich noch zu, denn aller Blicke richteten sich auf das Stück Papier, welches er in seiner Hand hielt und das ihm zur Verzeichnung der Ausstellungen diente, die er im Verlauf der Probe an den einzelnen Darstellern zu machen hatte. Mit diesem Zettel, welcher bei den Mitgliedern den bezeichnenden Namen „Sündenbogen“ führte, kam Devrient nach Beendigung jedes Aktes auf die Bühne, um sich die „Betreffenden“ zu angeln und mit ihnen ein geheimes Gespräch anzuknüpfen.

In der heutigen „Freischütz“-Probepielte der „Sündenbogen“ zwar noch keine Rolle, trotzdem bestrebt sich alles, Devrients Zufriedenheit zu erlangen oder wenigstens einer Klüge auszuweichen.

„Reißen Sie mir nur um des Himmels willen nicht wieder aus,“ ermahnte daher der Inspizient den mißgelaunten Michensfelder, „es vergehen jetzt keine zwei Minuten mehr, so fällt Ihr Stichwort.“

„Sie sehen ja, daß ich zur Stelle bin,“ brummte der Angeredete, dem Sprecher den Rücken wendend und an der Wand mit einem herabhängenden Drahtseil spielend.

Die Arie des Max ging zu Ende. Devrient hatte dem Sänger nur wenig zu sagen, es brauchte nichts repetiert zu werden, und so trat Kaspar auf. Der kurze Dialog nahm seinen Anfang und bald erscholl der Ruf: „He, bringt Wein!“

„Hinaus!“ kommandierte hinter der Coullisse der Inspizient, aber siehe da, Freund Michensfelder war spurlos verschwunden.

Im Dialog auf der Bühne trat eine Pause ein. Mit stillem Entsetzen vernahm der Inspizient das wohlbekannte Klopfen des Direktionsstodes.

„Nun?“ fragte die scharf prononciierende Stimme Devrients, „wo bleibt der Aufwärter?“ Und gleichzeitig flatterte der Künstlermantel der Coullisse zu.

„Ich bitte um Entschuldigung,“ schluckte ängstlich der Inspizient, „ich bin an der Störung unschuldig. Michensfelder ist nicht da.“

„Ja, das sehe ich,“ grollte Devrient. „Sie hätten eben dafür sorgen sollen, daß er rechtzeitig zur Stelle war.“

„Das habe ich auch gethan,“ wimmerte der Getadelte, „und vor einer Minute stand er noch dort an der Wand.“

„Ei was,“ fiel Devrient ärgerlich ein, „der Mensch kann doch nicht in den Boden gesunken sein!“

„Nein, gewiß nicht,“ bestätigte der unglückliche Inspizient, „mir ist sein Verschwinden ganz unbegreiflich.“

Devrient kehrte auf die Bühne zurück, klopfte mit seinem Stoc auf den Boden und rief: „Michensfelder — wo sind Sie?“

Lautlose Stille.

„Wollen Sie wohl gleich antworten, wo Sie stecken?“

Wiederum ein Moment tieffter Stille, dann ertönte eine schüchterne Stimme aus den Wolken herab: „Hier, Herr Direktor!“

Allgemeine Sensation. Alles blickte verwundert gen Himmel.

„Wie kommen Sie denn da hinauf?“ begann Devrient zu examinieren.

„Das weiß ich selber nicht recht,“ lautete die himmlische Antwort.

„Sprechen Sie nicht einfältiges Zeug,“ ermahnte Devrient stürmisch. „Noch einmal, wie kommen Sie da hinauf?“

„Ich — ich — kann nichts dafür, Herr Direktor, — ich — ich bin herauf gefahren.“

„Herauf gefahren?“ wiederholte der Chef, während sich der auf der Bühne Anwesenden eine heitere Stimmung bemächtigte.

„Ja,“ bestätigte der unsichtbare Michensfelder, „und zwar ganz plötzlich, ich weiß es selber nicht wie.“

„Kommen Sie jetzt wieder herab,“ gebot Devrient, „das weitere wird sich finden.“

„Ich bitte um Entschuldigung,“ wimmerte es aus dem Himmel, „aber ich — ich kann nicht. Ich hänge in den Wolken und bin ganz fremd hier oben.“

Über das ernste Antlitz Devrients glitt ein Lächeln, das noch zunahm, als jetzt der Theatermeister zu ihm herantrat und äußerte: „Der Michensfelder hängt im Flugwerk. Dasselbe war für die Wolfschlucht gerichtet.“

„Ja, du mein Himmel,“ lachte Devrient, „wie kommt Michensfelder aber dazu, sich auf das Trittbrett zu stellen? — Seien Sie so gut und befreien Sie ihn aus der schwebenden Lage.“

Der Chef lachte abermals, und dieses seltene Vorkommnis war zu verführerisch, um es nicht auszubenten. So gaben sich denn zuerst die Sänger einer stürmischen Heiterkeit hin, ihnen folgte das Orchester und der Chor, bis schließlich auch die Zimmerleute und das übrige technische Personal in die allgemeine Fröhlichkeit mit einstimmten.

Unter dröhnenden Lachsalven wurde Michensfelder aus den Wolken herabgeholt, um, nach eingetretener Ruhe, eine Beichte abzulegen. Es kam jetzt an den Tag, daß er sich auf das Trittbrett der Flugmaschine gestellt und mit den Drähten gespielt hatte. Bei dieser Gelegenheit mußte sich die Feder gelöst haben, denn unipöblich fühlte er sich emporgehoben und in die Lüfte getragen.

Diese Aufklärung war geeignet, die Lachlust des Personals noch einmal zu wecken, bis endlich das komische Intermezzo durch die von Devrient an den Inszipienten gerichteten Worte seinen Abschluß bekam: „Notieren Sie für Michensfelder einen Strafzettel!“ Die unterbrochene Probe ward wieder aufgenommen, das Orchester intonierte Kaspar's Trinklied, — Michensfelder aber brummte: „Das ist ein schöner Geburtstags, den der Kuckuck holen kann!“

Welcher fühlende Mensch vermöchte bei diesem Erguß nader Empfindungen ungerührt zu bleiben!

Unser aus den Wolken zwar nicht gefallener, aber herabgeholter Held verlor sich in den dunkeln Hintergrund, um dort ein einsames Plätzchen aufzusuchen und seinen schwermütigen Gedanken nachzuhängen. Da saß er denn, das Haupt auf beide Arme gestützt und den Oberkörper weit übergebengt, auf echt mecklenburgische Art da, ein Prototyp des stillen Zorns und wehmütigen Schmerzes.

Bewegte Bilder zogen vor seinem geistigen Auge vorbei, ähnlich dem schnell wechselnden Schattenspiel der wilden Jagd, welche jetzt draußen auf der Bühne vorgeführt wurde. Da kam der runde Stammtisch der Weinstube, mit den außerlesensten Delikatessen beladen, und gleich hinterher tauchte der zu erwartende „Strafzettel“ auf. Der „Frühshoppen“ erschien und mit ihm die Vorzimmerexzellenzen, alle den Mann erwartend, welcher hier in stiller Abgeschlossenheit sein trauriges Dasein verbrachte. Die Zeiger der Uhr rückten unaufhaltsam

vorwärts, die Glocken der Residenz hatten schon längst die erste Morgenstunde verkündet, — nur die Probe des „Freischütz“ dehnte sich hinaus. Der dritte Akt begann erst und endete voraussichtlich nicht vor halb ein Uhr. Dann aber mühte Michensfelder die Freiheit nichts, dann war der geliebte Stammtisch verwaist und von Frühshoppen und Delikatessen keine Spur mehr geblieben.

Eine schmerzliche Perspektive für Michensfelder. Die Frequenz seines Pulses nahm zu und er knirschte mit den Zähnen.

Da tauchte in dem mystischen Halbdunkel die Gestalt eines Theaterarbeiters auf, welcher Michensfelders Namen flüsterte. Der Gerufene gab sich zu erkennen und erfuhr, daß ihn jemand zu sprechen wünsche. Der Jemand kam sofort und entpuppte sich als der kleine Kellner aus der Weinstube. Er nahte als Gesandter der Freunde, welche Michensfelder bitten ließen, doch endlich zu kommen. Zu unseres unbekannteren Mannes Besuß regten sich die widerstreitendsten Gefühle. Bald erschien ihm der kleine Kellner wie die sanfte Taube, welche Noah das Olblatt gebracht, und bald wiederum wie ein heimtückischer Kobold, der die Menschen nur necken will. Michensfelder schwankte daher, ob er den Burschen ans Herz schließen oder durchprügeln sollte, bis er sich endlich für keines von beiden entschied und den Gesandten mit dem Bescheid entließ, die Herren möchten mit dem Beginn des Frühshoppens nur noch eine kleine Viertelstunde zögern, dann käme er.

Der angehende Hotelier eilte von dannen, Michensfelder aber murmelte etwas von „Slaven“ und „Ketten zerreißen,“ worauf er in der Dunkelheit verschwand.

Die erste Scene des dritten Aktes war vorüber und die Verwandlung kam, wo Agathe vor dem Betspult kniet und ihr Gebet singt.

Die Sängerin bedurfte als Anfängerin doppelt der nötigen Unterweisung. Es verging daher eine geraume Zeit, ehe die junge Dame die Arie beginnen konnte. Endlich aber öffnete sie die Lippen zu der heiligen Weise, unterstützt von dem diskreten Piano des Orchesters. Da aber erschütterte plötzlich ein Geräusch die Luft, ein entsetzlicher Krach erfolgt, die erschreckte Sängerin schreit auf und fällt in Ohnmacht. Das Orchester schweigt, alles blickt sich verwundert um.

„Was war das?“



Die erschreckte Sängerin schreit auf und fällt in Ohnmacht.

Devrient aber stand inmitten der Bühne und schüttelte den Kopf.

„So etwas ist mir noch in meinem ganzen Leben nicht vorgekommen,“ äußerte er mit emporgezogenen Augenbrauen und fügte, da er den Theatermeister auf sich zuweilen sah, die Frage hinzu: „Was ist denn eigentlich geschehen?“

„Ha,“ lautete der amtliche Bescheid, „s hat eins den Einschlag 'runter gelassen.“

Diese Frage erlöste unisono. Die Musiker stellten ihre Instrumente weg und kletterten auf die Bühne; der Souffleur kroch aus seinem Kasten, Sänger und Choristen rannten durcheinander, der böse Kaspar beschäftigte sich mit der ohnmächtigen Agathe,

Für den mit den Bühneneinrichtungen nicht vertrauten Leser wollen wir erläuternd hinzufügen, daß die sogenannte „Einschlagmaschine“ jenen Krach hervorbringt, welcher zu vernehmen ist, wenn der Blitz eingeschlagen hat oder steinerne Wände einstürzen. Die Vorrichtung besteht aus einem auf dem Schmirboden befindlichen Kasten, in welchem sich Steine befinden. Sowie unten auf der Bühne an einer Schmir gezogen wird, öffnet sich der Boden des Kastens und die Steine poltern innerhalb eines gedeckten Ganges, der sich im Fickack bis in die Kellergewölbe erstreckt, in die Tiefe hinab, um dort auf einem ziemlich straff gespannten Trommelfell liegen zu bleiben. Der dadurch verursachte Krach ist in Wahrheit ohrenbetäubend und seine Wirkung auf ahnungslose Gemüther geradezu schreckenerregend.

Kein Wunder daher, daß die nervöse Darstellerin der „Agathe“ in Ohnmacht fiel, aus welcher sie erst nach geraumer Zeit wieder erwachte.

Devrient geriet in einen namenlosen Zorn, d. h. er erblaßte, frauchte sich am Backenbarte und fragte in vibrierendem Tone: „Wer hat eine solche That gewagt? Ich muß den Namen des Schuldigen wissen, denn ich will an ihm ein Exempel statuieren.“

Das letztere war jedenfalls in der Ordnung; allein ein altes Sprichwort sagt:

„Die Nürnberg'ger hängen keinen,
Sie hätten ihn denn erst!“

Dies paßte auch für diesen Fall. Mit dem „Exempel statuieren“ war es nichts, denn niemand wußte den Attentäter namhaft zu machen, selbst nicht einmal Michenfelder, der gleichfalls erschreckt auf die Bühne gestürzt kam.

Mit der Probe des „Freischütz“ war es aber für heute vorbei. Die junge Sängerin fühlte sich außerstande, weiter zu singen, und so ward sie von Michenfelder, unter lebhaftem Bedauern, in den Theaterwagen befördert und nach Hause gefahren.

Bald nachher ließ unter unberühmter Mann bei dem festlichen „Frühchoppen“ im Kreise der Freunde.

Er lächelte diabolisch, aß und trank sehr viel, verhielt sich aber im allgemeinen schweigsam. Die von ihm verübte Schandthat beichtete er erst nach Jahren, unter der Ägide eines andern Direktors. Das Verbrechen war verjährt und Michenfelder brauchte sich daher vor keinem Strafzettel zu fürchten. Für jenen ersten, den er in der „Freischütz“-Probe erhalten, hatte er sich gerächt, „blutig gerächt“ — wie er triumphierend mit lächelndem Munde erzählte.

Die Herbstnacht.

Eine Ballade von Schulte vom Brühl.

Es segt der herblich kalte Sturm
Dumppbrausend durch die Felder,
Umheult des Schlosses grauen Turm
Und prasselt in die Wälder.
Und wie er mit Wirbeln die Gegend durchhaust,
Erknarren die Fichten, der Eichwald erbräust.

Hinab zur Erde blinket klar
Ein einsam Sternestimmer,
Aus kampfbewegter Wolkenschär
Zuckt heller Mondenschimmer.
Und weiter, gleich wilder, gespenstischer Jagd,
Durchtobt und durchpeitscht es die herblich Nacht. —

Die Friedhofsmauer schützt ein Grab,
Dem ist kein Kranz zu eigen,

Nur dürr's Laub rauscht drauf herab,
Hält dort den Todesreigen.
Ins Grab an der Mauer vom Sturmwind umfegt
Ward gestern die Schönste im Lande gelegt. —

Doch hoch vom Hügel strahlt ein Schloß
In festesteirern Scheine.
Da schwelgt mit seinem Freundestrog
Der Graf beim Ungarweine.
„Hoch lebe der Graf und sein feuriger Wein!
Sein Lieb mög' die Schönste in Ungarland sein!“ —

„Sie war's,“ so lachte laut der Graf,
„Doch das ist bald vergangen.
Der kalte Hauch des Todes traf
Die morgenfrischen Wangen.
Nun denkt sie des Herzallerliebsten nicht mehr.
Hört an, ihr Genossen, die traurige Mär!“

„Seit ich die schönste Maid erseh'n,
Lag ich in ihren Banden,
Doch hat sie meinem Liebesflehn
Drei Monden widerstanden,
Bis daß ich ihr sagte von Priester und Weib,
Da war sie mir eigen mit Seel' und mit Leib.“

„Und als ihr Stündlein nicht mehr weit,
Sollt' ich zur Frau sie machen.
Da gab es großes Herzeleid,
Als ich ihr sag' mit Lachen:
Es sei für der Liebe leichttändelndes Spiel
Die gräßliche Hand doch des Preies zu viel.“

„Ich bot zum Trost ihr Schmutz und Gold. —
Doch sie ist fortgegangen. —
Dort, wo die Vega schäumend rollt,
Hat man sie aufgefangen.
Vor wenigen Tagen erst ist es geschehn;
Noch hab' ich kein neues Herzliebchen erseh'n.“

Ein wilder Beifall scholl mit Macht,
Es stießen an die Gäste.
Sie zechten fort bis Mitternacht
Und ritten heim vom Feste. —
Und lauter umheulte das Schloß und den Turm
Mit tollem Gebräuse der wirbelnde Sturm.

Es kniet des Grafen Dienerschaft
Mit bang gefaltten Händen
Und suchte durch Gebetes Kraft,
Das Wetter abzuwenden.
„Vertreib, o Maria, du göttliche Frau,
Vertreibe den Vampyr von unserer Au!“

„Was Vampyr!“ lachte laut der Graf.
„Ihr seid nicht recht bei Sinnen!
Macht euch zu Bett, dann wird im Schlaf
Die feige Angst zerrinnen.
Wo saul sich das Knechte- und Mägdevolk pflügt,
Da werden auch spulende Geister gehegt.“ —

Bald lag das weite Schloß in Ruh,
Der Wind pfliff durch die Spalten.
Unheimlich rauscht es ab und zu
Gleich schleichenden Gestalten.
Oft loht es von ferne; — ein bläulicher Schein
Zuckt wider vom Hügel, von Mauer und Stein.

Im Thale, bei der stillen Gruft,
Da rüttelt sich die Erde,
Ein Weib entsteigt der Grabesluft
Mit graufiger Gebärde.
Es flattert im Winde ihr dunkles Haar
Gleich bäumender Schlangen wildgeriger Schar.

„Sprechen Sie nicht einfältiges Zeug,“ ermahnte Devrient stürmisch. „Noch einmal, wie kommen Sie da hinauf?“

„Ich — ich — kann nichts dafür, Herr Direktor, — ich — ich bin herauf gefahren.“

„Herauf gefahren?“ wiederholte der Chef, während sich der auf der Bühne Anwesenden eine heitere Stimmung bemächtigte.

„Ja,“ bestätigte der unsichtbare Michensfelder, „und zwar ganz plötzlich, ich weiß es selber nicht wie.“

„Kommen Sie jetzt wieder herab,“ gebot Devrient, „das weitere wird sich finden.“

„Ich bitte um Entschuldigung,“ wimmerte es aus dem Himmel, „aber ich — ich kann nicht. Ich hänge in den Wolken und bin ganz fremd hier oben.“

Über das ernste Antlitz Devrients glitt ein Lächeln, das noch zunahm, als jetzt der Theatermeister zu ihm herantrat und äußerte: „Der Michensfelder hängt im Flugwerk. Dasselbe war für die Wolfschlucht gerichtet.“

„Ja, du mein Himmel,“ lachte Devrient, „wie kommt Michensfelder aber dazu, sich auf das Trittbrett zu stellen? — Seien Sie so gut und befreien Sie ihn aus der schwebenden Lage.“

Der Chef lachte abermals, und dieses seltene Vorkommnis war zu verführerisch, um es nicht auszubenten. So gaben sich denn zuerst die Sänger einer stürmischen Heiterkeit hin, ihnen folgte das Orchester und der Chor, bis schließlich auch die Zimmerleute und das übrige technische Personal in die allgemeine Fröhlichkeit mit einstimmten.

Unter dröhnenden Lachsalven wurde Michensfelder aus den Wolken herabgeholt, um, nach eingetretener Ruhe, eine Beichte abzulegen. Es kam jetzt an den Tag, daß er sich auf das Trittbrett der Flugmaschine gestellt und mit den Drähten gespielt hatte. Bei dieser Gelegenheit mußte sich die Feder gelöst haben, denn unipöblich fühlte er sich emporgehoben und in die Lüfte getragen.

Diese Aufklärung war geeignet, die Lachlust des Personals noch einmal zu wecken, bis endlich das komische Intermezzo durch die von Devrient an den Inszipienten gerichteten Worte seinen Abschluß bekam: „Notieren Sie für Michensfelder einen Strafzettel!“ Die unterbrochene Probe ward wieder aufgenommen, das Orchester intonierte Kaspar's Trinklied, — Michensfelder aber brummte: „Das ist ein schöner Geburtstags, den der Kuckuck holen kann!“

Welcher fühlende Mensch vermöchte bei diesem Erguß nader Empfindungen ungerührt zu bleiben!

Unser aus den Wolken zwar nicht gefallener, aber herabgeholter Held verlor sich in den dunkeln Hintergrund, um dort ein einsames Plätzchen aufzusuchen und seinen schwermütigen Gedanken nachzuhängen. Da saß er denn, das Haupt auf beide Arme gestützt und den Oberkörper weit übergebengt, auf echt mecklenburgische Art da, ein Prototyp des stillen Zorns und wehmütigen Schmerzes.

Bewegte Bilder zogen vor seinem geistigen Auge vorbei, ähnlich dem schnell wechselnden Schattenspiel der wilden Jagd, welche jetzt draußen auf der Bühne vorgeführt wurde. Da kam der runde Stammtisch der Weinstube, mit den außerlesensten Delikatessen beladen, und gleich hinterher tauchte der zu erwartende „Strafzettel“ auf. Der „Frühshoppen“ erschien und mit ihm die Vorzimmerexzellenzen, alle den Mann erwartend, welcher hier in stiller Abgeschiedenheit sein trauriges Dasein verbrachte. Die Zeiger der Uhr rückten unaufhaltsam

vorwärts, die Glocken der Residenz hatten schon längst die erste Morgenstunde verkündet, — nur die Probe des „Freischütz“ dehnte sich hinaus. Der dritte Akt begann erst und endete voraussichtlich nicht vor halb ein Uhr. Dann aber mühte Michensfelder die Freiheit nichts, dann war der geliebte Stammtisch verwaist und von Frühshoppen und Delikatessen keine Spur mehr geblieben.

Eine schmerzliche Perspektive für Michensfelder. Die Frequenz seines Pulses nahm zu und er knirschte mit den Zähnen.

Da tauchte in dem mystischen Halbdunkel die Gestalt eines Theaterarbeiters auf, welcher Michensfelders Namen flüsterte. Der Gerufene gab sich zu erkennen und erfuhr, daß ihn jemand zu sprechen wünsche. Der Jemand kam sofort und entpuppte sich als der kleine Kellner aus der Weinstube. Er nahte als Gesandter der Freunde, welche Michensfelder bitten ließen, doch endlich zu kommen. Zu unseres unbekannteren Mannes Besuht regten sich die widerstreitendsten Gefühle. Bald erschien ihm der kleine Kellner wie die sanfte Taube, welche Noah das Olblatt gebracht, und bald wiederum wie ein heimtückischer Kobold, der die Menschen nur necken will. Michensfelder schwankte daher, ob er den Burschen ans Herz schließen oder durchprügeln sollte, bis er sich endlich für keines von beiden entschied und den Gesandten mit dem Bescheid entließ, die Herren möchten mit dem Beginn des Frühshoppens nur noch eine kleine Viertelstunde zögern, dann käme er.

Der angehende Hotelier eilte von dannen, Michensfelder aber murmelte etwas von „Slaven“ und „Ketten zerreißen,“ worauf er in der Dunkelheit verschwand.

Die erste Scene des dritten Aktes war vorüber und die Verwandlung kam, wo Agathe vor dem Betspult kniet und ihr Gebet singt.

Die Sängerin bedurfte als Anfängerin doppelt der nötigen Unterweisung. Es verging daher eine geraume Zeit, ehe die junge Dame die Arie beginnen konnte. Endlich aber öffnete sie die Lippen zu der heiligen Weise, unterstützt von dem diskreten Piano des Orchesters. Da aber erschütterte plötzlich ein Geräusch die Luft, ein entsetzlicher Krach erfolgt, die erschreckte Sängerin schreit auf und fällt in Ohnmacht. Das Orchester schweigt, alles blickt sich verwundert um.

„Was war das?“



Die erschreckte Sängerin schreit auf und fällt in Ohnmacht.

Devrient aber stand inmitten der Bühne und schüttelte den Kopf.

„So etwas ist mir noch in meinem ganzen Leben nicht vorgekommen,“ äußerte er mit emporgezogenen Augenbrauen und fügte, da er den Theatermeister auf sich zuweilen sah, die Frage hinzu: „Was ist denn eigentlich geschehen?“

„Ha,“ lautete der amtliche Bescheid, „s hat eins den Einschlag 'runter gelassen.“

Diese Frage erlöste unisono. Die Musiker stellten ihre Instrumente weg und kletterten auf die Bühne; der Souffleur kroch aus seinem Kasten, Sänger und Choristen rannten durcheinander, der böse Kaspar beschäftigte sich mit der ohnmächtigen Agathe,

Für den mit den Bühneneinrichtungen nicht vertrauten Leser wollen wir erläuternd hinzufügen, daß die sogenannte „Einschlagmaschine“ jenen Krach hervorbringt, welcher zu vernehmen ist, wenn der Blitz eingeschlagen hat oder steinerne Wände einstürzen. Die Vorrichtung besteht aus einem auf dem Schmirboden befindlichen Kasten, in welchem sich Steine befinden. Sowie unten auf der Bühne an einer Schmir gezogen wird, öffnet sich der Boden des Kastens und die Steine poltern innerhalb eines gedeckten Ganges, der sich im Zickzack bis in die Kellergewölbe erstreckt, in die Tiefe hinab, um dort auf einem ziemlich straff gespannten Trommelfell liegen zu bleiben. Der dadurch verursachte Krach ist in Wahrheit ohrenbetäubend und seine Wirkung auf ahnungslose Gemüther geradezu schreckenerregend.

Kein Wunder daher, daß die nervöse Darstellerin der „Agathe“ in Ohnmacht fiel, aus welcher sie erst nach geraumer Zeit wieder erwachte.

Devrient geriet in einen namenlosen Zorn, d. h. er erblaste, fraute sich am Backenbarte und fragte in vibrierendem Tone: „Wer hat eine solche That gewagt? Ich muß den Namen des Schuldigen wissen, denn ich will an ihm ein Exempel statuieren.“

Das letztere war jedenfalls in der Ordnung; allein ein altes Sprichwort sagt:

„Die Nürnberg'ger hängen keinen,
Sie hätten ihn denn erst!“

Dies paßte auch für diesen Fall. Mit dem „Exempel statuieren“ war es nichts, denn niemand wußte den Attentäter namhaft zu machen, selbst nicht einmal Michenfelder, der gleichfalls erschreckt auf die Bühne gestürzt kam.

Mit der Probe des „Freischütz“ war es aber für heute vorbei. Die junge Sängerin fühlte sich außerstande, weiter zu singen, und so ward sie von Michenfelder, unter lebhaftem Bedauern, in den Theaterwagen befördert und nach Hause gefahren.

Bald nachher ließ unter unberühmter Mann bei dem festlichen „Frühchoppen“ im Kreise der Freunde.

Er lächelte diabolisch, aß und trank sehr viel, verhielt sich aber im allgemeinen schweigsam. Die von ihm verübte Schandthat beichtete er erst nach Jahren, unter der Ägide eines andern Direktors. Das Verbrechen war verjährt und Michenfelder brauchte sich daher vor keinem Strafzettel zu fürchten. Für jenen ersten, den er in der „Freischütz“-Probe erhalten, hatte er sich gerächt, „blutig gerächt“ — wie er triumphierend mit lächelndem Munde erzählte.

Die Herbstnacht.

Eine Ballade von Schulte vom Brühl.

Es segt der herbstlich kalte Sturm
Dumppbrausend durch die Felder,
Umheult des Schlosses grauen Turm
Und prasselt in die Wälder.
Und wie er mit Wirbeln die Gegend durchhaust,
Erknarren die Fichten, der Eichwald erbräust.

Hinab zur Erde blinket klar
Ein einsam Sternegestimmer,
Aus kampfbewegter Wolkenschär
Zuckt heller Mondenschimmer.
Und weiter, gleich wilder, gespenstischer Jagd,
Durchtobt und durchpeitscht es die herbstliche Nacht. —

Die Friedhofsmauer schützt ein Grab,
Dem ist kein Kranz zu eigen,

Nur dürr's Laub rauscht drauf herab,
Hält dort den Todesreigen.
Ins Grab an der Mauer vom Sturmwind umfegt
Ward gestern die Schönste im Lande gelegt. —

Doch hoch vom Hügel strahlt ein Schloß
In festesheiterm Scheine.
Da schwelgt mit seinem Freundestrog
Der Graf beim Ungarweine.
„Hoch lebe der Graf und sein feuriger Wein!
Sein Lieb mög' die Schönste in Ungarland sein!“ —

„Sie war's,“ so lachte laut der Graf,
„Doch das ist bald vergangen.
Der kalte Hauch des Todes traf
Die morgenfrischen Wangen.
Nun denkt sie des Herzallerliebsten nicht mehr.
Hört an, ihr Genossen, die traurige Mär!“

„Seit ich die schönste Maid erseh'n,
Lag ich in ihren Banden,
Doch hat sie meinem Liebesflehn
Drei Monden widerstanden,
Bis daß ich ihr sagte von Priester und Weib,
Da war sie mir eigen mit Seel' und mit Leib.“

„Und als ihr Stündlein nicht mehr weit,
Sollt' ich zur Frau sie machen.
Da gab es großes Herzeleid,
Als ich ihr sag' mit Lachen:
Es sei für der Liebe leichttändelndes Spiel
Die gräßliche Hand doch des Preises zu viel.“

„Ich bot zum Trost ihr Schmutz und Gold. —
Doch sie ist fortgegangen. —
Dort, wo die Vega schäumend rollt,
Hat man sie aufgefangen.
Vor wenigen Tagen erst ist es geschehn;
Noch hab' ich kein neues Herzliebchen erseh'n.“

Ein wilder Beifall scholl mit Macht,
Es stießen an die Gäste.
Sie zechten fort bis Mitternacht
Und ritten heim vom Feste. —
Und lauter umheulte das Schloß und den Turm
Mit tollem Gebräuse der wirbelnde Sturm.

Es kniet des Grafen Dienerschaft
Mit bang gefaltten Händen
Und suchte durch Gebetes Kraft,
Das Wetter abzuwenden.
„Vertreib, o Maria, du göttliche Frau,
Vertreibe den Vampyr von unserer Au!“

„Was Vampyr!“ lachte laut der Graf.
„Ihr seid nicht recht bei Sinnen!
Macht euch zu Bett, dann wird im Schlaf
Die feige Angst zerrinnen.
Wo saul sich das Knechte- und Mägdevolk pflügt,
Da werden auch spulende Geister gehegt.“ —

Bald lag das weite Schloß in Ruh,
Der Wind pfliff durch die Spalten.
Unheimlich rauscht es ab und zu
Gleich schleichenden Gestalten.
Oft loht es von ferne; — ein bläulicher Schein
Zuckt wider vom Hügel, von Mauer und Stein.

Im Thale, bei der stillen Gruft,
Da rüttelt sich die Erde,
Ein Weib entsteigt der Grabesluft
Mit graufiger Gebärde.
Es flattert im Winde ihr dunkles Haar
Gleich bäumender Schlangen wildgeriger Schar.

Aus starrem Blick ein Leuchten bricht,
Es glühen ihre Wangen,
Um ihren Körper weiß und schlicht
Die Totenkleider hangen.
Die eifigen Lippen, noch bläulich vom Tod,
Durchbringt es wie Leben, — sie färben sich rot.

Laut pfeift der Wind und husch, husch, husch,
Erhebt sich's in die Lüfte,
Schwebt über Baum und Strauch und Busch
Und Wald und Felsenklüfte.
Mit neblichter Wolken grauwogendem Troß
Umwallt und umbraust und umheult es das Schloß.

Jetzt raffelt's leise, dann verweilt's.
Nun rauscht es hier, — dann dornen.
Und zu des Grafen Zimmern eilt's.
Weit fliegen auf die Pforten.
Hinein mit den Geistern des Sturmwindes wallt
Mit lodrenden Blicken die wilde Gestalt.

„Wach auf, wach auf, du falscher Mann!
Folg mir zur Grabesstätte!
Es bietet sich die Erde an
Zum kühlen Hochzeitsbette.“ —
Mit klagenden Tönen trifft's leise sein Ohr.
Wild starrte sein Auge, er rafft sich empor.

Und näher kommt's und näher spricht's
Und Grabesklüfte wehen.
Im bleichen Glanz des Mondenlichts
Sieht er die Liebste stehen.
Wohl sucht er zu rufen, wohl möcht' er entfliehn,
Doch Schrecken und Grausen ihn niederwärts ziehn.

Es neigt sich stumm das Totenbild
Mit grohen, starren Augen.
An seinen Mund so fest und wild
Sich kalte Lippen saugen.
Sie legt ihre Hand auf sein klopfendes Herz.
Da faßt ihn ein heißer, verzehrender Schmerz.

Er ringt in schwerem Todeskampf,
Es zuden seine Glieder.
Ein Köcheln dann, — ein letzter Krampf —
Und sterbend sinkt er nieder.
Mit Heulen und Zischen und Brausen husch, husch
Schwebt's über die Zinnen, die Bäume, den Busch.

Den Bergen ähnlich fliegen fort
Gespenst'ge Wolfenballen,
Dumfsgrollend hier, hellknatternd dort
Die Wetterstrahlen fallen.
Und drunten im Thal schließt zu ewiger Ruh
Die einsame Gruft an der Mauer sich zu.

Das erste Gedicht.

Humoreske von A. Fehner.

„Zwei Buch Papier, Sabine — nein, zwei Ries
und eine Maß Tinte, aber schnell, ich brauche sie
sogleich!“

„Zwei Ries Papier und eine Maß Tinte? Willst
du einen Handel mit Schreibmaterialien anfangen?“

„Wo denkst du hin, Frau, ich brauche diese Dinge
zu Höherem, sie sollen den Grund legen zu meiner Un-
sterblichkeit! Sabine, glückliches Weib! In kurze
vielleicht schon wirst du die Gattin eines berühmten
Mannes sein.“

Frau Sabine schlug die Hände zusammen: „So
wirst du also endlich einmal Stadtrat werden?“

„Bah, Stadtrat! das kann jeder Esel werden, höher,
viel höher steht mein Sinn, ich, Andreas Reimer,“
er sprach diese Worte langsam und feierlich, „werde
Dichter werden.“

„Ach geh, Andresl, was dir doch noch alles einfällt!
Seitdem du nichts mehr zu thun hast, kommst du mir
jeden Tag mit einer neuen Dummheit. Hättest du
deinen Laden behalten und nach wie vor Käse und
Beringe verkauft, dann bliebe dir keine Zeit für solchen
Unsinn.“

„Unsinn? Höre, Sabine, das verbitte ich mir und
dein „Andresl“ verbitte ich mir von nun an auch;
du wirst einsehen, daß dieser Name nicht für einen
Dichter paßt, das würde mir meinen ganzen Nimbus
rauben.“

„Ja wie soll ich dich dann heißen? Andres ist ein-
mal dein Name, was kann ich dazu?“

„Du heißt mich von jetzt an „Andresius“, damit
jedermann sofort erkennt, daß er etwas Außerge-
wöhnliches in mir zu vermuten hat. Andresius
Reimer! Das klingt ganz vortrefflich. Reimer, in diesem
Namen schon lag vom ersten Tage meines Lebens
an meine künftige Bestimmung ausgedrückt, Reimer,
ja ich werde reimen, reimen, was noch kein Mensch
vor mir zusammengereimt hat! Sabine, du wirst
es erleben, daß man mich noch bei lebendigem Leibe
mit dem Vorbeertranz schmückt.“

Frau Sabine schüttelte bedenklich mit dem Haupte;
sie war nicht sicher, ob es bei ihrem Mann noch ganz
richtig im Kopfe sei, solch konfus Zeug hatte er
noch nie geschwätzt, wenn er auch früher schon manch-
mal Anfälle von „Versmachen“ gehabt hatte. Das
beste war zu solchen Zeiten immer gewesen, wenn
man ihn hatte austoben lassen, durch Widerspruch
war er stets nur noch toller geworden; deshalb ging
sie, ohne ein Wort zu erwidern, und holte einen Bogen
Papier, goß ein wenig Tinte in das halb ausgetrocknete
Tintenfaß und glaubte nun ihre Schuldigkeit als
Frau eines Dichters vollkommen gethan zu haben.

„Was soll das?“ rief Andresius, wie auch wir ihn
aus Artigkeit jetzt nennen wollen, seinem davoneilenden
Weibe nach, „was soll ich mit diesem Schnipfeldchen
Papier und diesem Tropfen Tinte beginnen?“

„Nun für heute wird es reichen, morgen lasse ich
dir dann mehr holen.“ — Frau Sabine hoffte näm-
lich mit Bestimmtheit, daß bis „morgen“ die Krisis
vorüber sei und somit das Geld für Papier und
Tinte gespart werden könnte.

„Wo denkst du hin, genug — ein einziger Bogen!“
„Schreibe mir erst einmal diesen voll, ich habe
niemand zum schicken, Bärbel ist bei der Wäsche, die
kann nun nicht alles liegen und stehen lassen und nach
Papier laufen.“

„Es ist gut, schweig mir nur von solchen profanen
Dingen in einer so wehevollen Stunde; auch der
Name Bärbel paßt nicht mehr in ein Haus, das vom
Geist der Poesie durchweht ist — nenne das mächtige
Wesen von nun an Babina — und nun gehe und
halte mich nicht länger auf, ich muß arbeiten und will
für einige Stunden ganz ungestört sein.“

Den letzten Befehl schien Frau Sabine nicht gehört
zu haben, oder es nicht für nötig zu halten, darauf zu
achten, denn kaum, daß Andresius die holde Muse in
seiner Nähe gebannt hatte und das Rauschen ihrer
göttlichen Schwingen vernahm, wurde sie auch alsbald
wieder durch Frau Sabines Eintritt verschreckt und
die Hippokrene tröpfelte so langsam, daß Andresius
nach einer Stunde noch keine zwei Zeilen auf seinen

Vogel Papier geschrieben hatte. Einmal war der Schuster gekommen und Andresius sollte bestimmen, ob seine Stiefel einen Kiefler oder neue Vorderblätter bekommen sollten; zum andernmal erschien Frau Sabine wieder und verlangte, Andresius sollte nachsuchen, ob nicht irgendwo ein schmutziges Taschentuch oder ein Paar Socken herumlägen, damit sie noch mitgewaschen werden könnten. Jetzt rief sie zum drittenmale zur Thüre hinein: „Andresl, was magst heute abend zum Kraut, Leberwurst oder Gefelchtes?“ Bisher hatte Andresius mit Lammesgeduld seiner Frau Rede und Antwort gegeben, aber jetzt, wo er von ihr zum drittenmale vom Pegasus heruntergerissen wurde, nachdem er ihn kaum mit vieler Mühe erklimmen hatte, war es mit seiner Geduld vorbei. „Sabine,“ rief er zornig, „wie kannst du mich immer wieder mit der Prosa des Lebens zu stören wagen, wo ich mich

sozusagen in Dichtewehen befinde! Hast du denn gar kein Gefühl für Poesie? Wehe mir, daß ich mir eine geborene Zwiebel zum Weibe erkoren — aus dir wird niemals eine Reimerin werden, und wenn du diesen geweihten Namen 100 Jahre führen solltest. Weiche von mir, deine Nähe schon reizt mich aus allen Himmeln und lähmt den Flügelschlag meines Genies!“

Andresius stand hochaufgerichtet im Zimmer und wies mit einer nicht mißzuverstehenden Gebärde der erstaunten und beleidigten Gattin die Thüre. Die Stube erzitterte, so heftig hatte Frau Sabine nach dieser Abfertigung die Thüre zugeworfen; doch nun trat eine Pause der Ruhe und Stille für den gequälten Dichter ein und die so oft verschlechte Muse ließ sich noch einmal bewegen, seine Stirn mit leisem

Kusse zu berühren. Bald reihete sich Vers an Vers, Strophe an Strophe, Andresius hatte schon die Hälfte seines Papiervorrates beschrieben, der Abend nahte — Andresius schrieb! Die Essenszeit rückte heran, Andresius schrieb! Sie war längst vorüber, Andresius schrieb! Sabine harrete von Minute zu Minute, des Dichters Magen knurrte — Andresius schrieb! — Da öffnete sich endlich wieder einmal geräuschvoll die Thüre, Sabine erschien mit Teller, Messer und Gabel, hinter ihr drein kam Bäbel mit einigen Schüsseln, die Kraut, Schweinefleisch und Knödel enthielten; stillschweigend wurde alles dem tief in Gedanken versunkenen Dichter vor die Nase gesetzt, der, den Kopf in die Hand gestützt und ins Leere starrend, mit großem Eifer seine Feder zerfaute. Stillschweigend, wie sie gekommen waren, entfernten sich die Penaten wieder, um den Mäusen das Feld zu überlassen, und wieder herrschte tiefste

Stille im Gemache. Andresius hatte nichts von all dem bemerkt, was vorgegangen war, doch allmählich zog ein lieblicher Geruch von Speisen ihn von der Höhe, in der er schwebte, zur Erde nieder. Unbewußt griff er nach Messer und Gabel und fing an, statt seine Feder Knödel und Fleisch mit den Zähnen zu bearbeiten, immer noch dichtend, und gleichsam zwischen Himmel und Erde schwebend, schwang er mit einer Hand die Gabel, mit der andern die Feder, bis alles Eßbare vertilgt und das Gedicht der Vollendung nahe war. Wenn Andresius auch nur aus Unerfahrenheit und Schwachheit sich soweit vergessen hatte, Irdischem und Himmlischem zugleich huldigen zu wollen, so mußte er dennoch die Strafe für diese Vermeßtheit bald genug fühlen. Zürnend entwich die hehre Göttin, die Poesie, satt und träge lehnte sich der entartete Sohn Euterpens in seinen Stuhl zurück und begann einzunicken. Als nach einer geraumen Weile Frau Sabine ins Zimmer trat, betrachtete sie mit Befriedigung die Veränderung, die inzwischen hier vorgegangen war. Die Feder lag auf der Erde, Knödel, Fleisch und Kraut waren verschwunden, Andresius schnarchte, und hätte Frau Sabine den „Faust“ gelesen gehabt, würde sie gewiß voll Pathos ausgerufen haben: „Die Feder sinkt, die Erde hat ihn wieder!“ So aber packte sie vergnügt lächelnd die leeren Schüsseln und Teller zusammen mit dem stolzen Bewußtsein, den Dichter durch Kraut und Knödel besiegt und den Gatten vom „Versmachen“ kuriert zu haben. Durch das Klappern mit Messer und Teller wurde Andresius' Ruhe gestört und erschreckt fuhr er aus dem Schläfe empor.



„Ich, Andreas Reimer, werde Dichter werden.“

„Kommst du schon wieder, habe ich dir nicht strengen Befehl gegeben, mich nicht mehr zu stören?“

„Geh, du hast ja geschlafen, Andresl, leg dich doch lieber in dein Bett! Am Ende fällst du noch vom Stuhl herunter.“

„Geschlafen? Sabine, wie kannst du so niedrig von mir denken! Ich habe nachgedacht, es fehlt mir ein Reim auf Feuer, den ich nicht finden kann, weißt du keinen?“

fragte er, schlaftrunken nach Feder und Papier greifend.

„Auf Feuer! und da mußt du dich erst noch lange bemühen? Geh, mit deiner Dichterei scheint's nicht weit her zu sein; da weiß ich ja mehr als du, wenn ich auch nur eine geborene Zwiebel bin. Feuer, Eier, Eier, Meier — hast du; jetzt genug?“

Andresius lächelte vornehm — die Reime seiner Gattin waren echt „Zwiebelisch“.

„Was dachtest du denn eigentlich?“ fragte seine Sabine jetzt etwas dreister; denn da sie soeben durch ihre auf-

gefundenen Reime das Werk ihres Gatten hatte fördern helfen, war sie nun vollständig berechtigt, zu verlangen, daß sie nun in die Sache eingeweiht würde. Aber Andreſius wies die Gattin mit Würde in die ihr gebührenden Schranken zurück. „Weib, das bleibt auch dir ein Geheimnis, bis es im Drucke erscheint.“

Nun ist es immer eine gewagte Sache, Frauen gegenüber von einem Geheimnis zu reden. Man wirft da einen Stein ins Wasser, der Wellen und Kreise hervorruft so lange, bis er endlich Grund gefunden. Auch Frau Sabine war entschlossen, diesem Geheimnis auf den Grund zu kommen, und ehe sie das Geschir abtrug, merkte sie sich genau, wo das Gedicht lag. Als Andreſius in tiefem Schläfe lag, erhob sich Sabine, die keine Ruhe finden konnte, von ihrem Lager und notdürftig bekleidet, schlich sie ins andere Zimmer und unterwarf nun alle Fächer, jeden Winkel, jedes umherliegende Papier einer strengen Musterung. — Vergeblich, nirgends war etwas von dem Gedicht zu entdecken, wo mochte es ihr Mann versteckt haben? Frau Sabine wußte, daß er ein geheimes Fach in seinem Schreibtisch hatte, worin er alles barg, was er für wertvoll hielt. Es war denkbar, daß dort das Gedicht lag. Als kluge Frau hatte sich Sabine schon längst heimlich einen Schlüssel zu verschaffen gewußt, der in jenes Fach paßte. Und richtig, sobald sie den Schlüssel geholt und das Fach geöffnet hatte, war sie auch im Besitze des so eifrig gesuchten Gedichtes. Eilig nahm sie es heraus und in einer Hand das Licht, in der andern das Gedicht haltend, las sie laut und gefühlvoll: „An Sie.“

„Schau, schau, das ist doch schön von meinem Andreſl,“ sagte Frau Sabine gerührt, „daß er gleich an mich denkt, wenn er dichten will, ja es ist doch ein braver Mann, wenn er auch zuweilen seine Schrüllen hat.“ Sie las weiter:

„Du, die ich mit viel Behagen

Im Sinn und Arm so oft getragen“ —

Frau Sabine stellte einen Augenblick das Licht beiseite und wischte sich mit dem Band ihrer Nachtmütze eine Thräne aus dem Auge. Zwar konnte sie sich nicht erinnern, daß ihr Andreſl sie einmal im Arme getragen hatte, aber es lautete doch schön. Mit bewegter Stimme fuhr sie fort:

„Du meiner öftern Sehnsucht Ziel,
Ich liebe dich mit viel Gefühl!“

„Der gute Andreſl —“

„Denn wie du mich am hellen Tage

Vergeſſen lässeſt Müh und Plage,

Wie es mich stärket und erquidt,

Wenn, Holde, dich mein Aug' erblickt —“

Frau Sabine warf einen langen Blick in den Spiegel —

„So hab' in stiller Nächte Stunden

Bei dir ich Trost und Freud' gefunden.

Wenn Weib und Kinder — längst — zur — Ruh“ —

Frau Sabine zitterte so heftig, daß Licht und Gedicht ins Schwanken kamen und sie kaum noch die Buchstaben erkennen konnte, endlich entzifferte sie mühsam das schreckliche Geständnis:

„Wenn Weib und Kinder längst zur Ruh,
Sind noch beisammen — ich und du.“

„O der Ehrvergeſſene, was muß ich armes Weib entdecken!“ Verſtört las die Armeſte weiter:

„Dann lab' ich mich
an deinem Feuer“

Hier fehlte der andere Vers; ach das war die Stelle, wo er von ihr, seiner ehrbaren und so schändlich betrogenen Frau, verlangt hatte, sie solle ihm den Reim suchen helfen. Jetzt wußte Sabine besser Bescheid, sie eilte an den Tisch, ergriff die Feder und schrieb an die leere Stelle:

„Pfui! schäme dich, du Ungeheuer,“

dann las sie mit heiferer Stimme bis zu Ende:

„Von deinem holden Reiz verführt,
Hat oft dich schon mein Mund berührt.“

Voll Entsetzen und moralischer Entrüstung schleuderte Frau Sabine die Früchte stundenlangen Brütens und Quälens weit ins Zimmer, hob sie aber

nach einigem Besinnen wieder auf und barg sie an einem Ort, wo sie vor aller Entdeckung sicher waren, dann ging sie voll Nachgedanken zu Bett, zornige Blicke auf Andreſius werfend, der so friedlich im Bette lag und schlief. Von dieser Nacht an hatte Sabine weder Ruhe noch Friede, die schrecklichen Worte, die sie gelesen, gelten ihr fort und fort in den Ohren. Eifersüchtig bewachte sie jeden Schritt ihres Mannes und besonders, wenn er des Abends im Garten lustwandelte, stand sie wie festgebannt an ihrem Fenster und beim leisesten Knistern des Kiefes, oder bei jedem Rauschen des Laubes schrak sie zusammen und fürchtete, das könnte die gewesenen sein, von der ihr Mann gesungen:

„Von deinem holden Reiz verführt,
Hat oft dich schon mein Mund berührt.“



Hinter ihr drein kam Bärbel mit einigen Schüsseln, die Kraut, Schweinefleisch und Knödel enthielten.

Daß es ihr niemals gelang, die Gehefte zu entdecken, war Frau Sabinen das sicherste Zeichen von der List und Verschlagenheit ihres Mannes und derjenigen, die ihr sein Herz entwendet hatte, aber sie wollte und mußte hinter die Schliche dieser beiden kommen, so wahr sie Sabine Reimer hieß.

Auch für Andrefsius war eine Zeit angebrochen, die zu besingen er keine Lust hatte. Sabine, seine fürsorgliche herzensgute und aufer, was Poesie anlangte, vortreffliche Frau, hatte sich gleichsam über Nacht in einen Drachen, in eine Kantippe verwandelt. Was waren das für unholde Blicke, wenn sie ihn ansah, und für unholde Worte, die sie an ihn richtete, es wurde ihm immer banger, immer schwüler in Sabinens Nähe, es war ihm, als stünde ein Gewitter über seinem Haupte, das nicht mehr abziehen wollte; die Wolken ballten

sich immer dichter und dichter, es bligte zuweilen, der Donner grollte dumpf dazwischen und plötzlich brach es los mit fürchterlicher Gewalt! — Andrefsius wollte jetzt mehr als je im Garten, schon um Sabinens ungemüthlicher Nähe zu entfliehen, da konnte er allein noch frei atmen und der Druck, der so schwer auf ihm lastete, wich dort am Herzen der Natur einer sanften Wehmut.

Zum Dichten hatte er sich seit jenen ersten wehevollen Stunden, die in Kraut und Knödel ihren Abschluß gefunden, nicht mehr aufzuschwingen vermocht. Sabinens Unmuth lastete wie Blei auf seiner Seele und hinderte den Aufschwung seiner Gedanken. Zudem war sein Gedicht auf räthselhafte Weise verschwunden, er hatte schon sein ganzes Zimmer darnach umgestürzt. — Vergeblich! Sabine darum zu fragen, wäre bei ihrer jetzigen Stimmung ein bedenkliches



Knödel, Fleisch und Kraut waren verschwunden, Andrefsius schnarchte

Ding gewesen. Ach, das Gedicht könnte jetzt längst gedruckt, der Name Reimer bekannt, berühmt sein, — wenn er seine geliebten Verse gehabt hätte. Er hatte sich bemüht, sie noch einmal aus der Erinnerung nachzuschreiben, aber was er jetzt zusammenbrachte, glich jenen Schwungvollen, in erster Begeisterung niedergeschriebenen Stropfen wie eine Wurst dem göttlichen Ambrosia. Als Andrefsius nach einem regnerischen Tage eines Abends vorhatte, durch einen Spaziergang sich für die schauerlichen Stunden zu entschädigen, die er heute an Sabinens Seite verlebt hatte, beging er die Unvorsichtigkeit, sich vor dem Spiegel die wenigen Haare, die das vorschreitende Alter ihm noch gelassen, über seine Denturturne zu büirsten. Mit eifersüchtigen Blicken sah Frau Sabine ihrem Manne zu und fragte endlich mit hämischem Lachen: „Nun, bist du jetzt bald schön genug für „sie?“

„Für sie? Wer ist denn das?“

„Nun die,

die du mit viel Behagen

Im Sinn und Arm so oft getragen,“

recitierte Sabine mit bitterem Spotte.

„Sabine, du — du hast gewiß mein so schmerzliches gesuchtes Gedicht gefunden?“ rief Andrefsius mit freudigem Schreck aus, „o warum hast du mir dies nicht gesagt, es könnte jetzt längst schon gedruckt und weit und breit bekannt sein.“

„Was, du schamloser Mensch, drucken willst du diesen Auswurf deiner Niederträchtigkeit auch noch lassen! Willst du denn aller Welt zeigen, was für ein ehr- und pflichtvergessener Mann du bist, soll man mit Fingern auf mich armes, betrogenes Weib deuten? Nein, so lange ich lebe, wird dieses Gedicht nicht gedruckt. Wenn ich einmal aus Kummer über dich ungetreuen Mann gestorben sein werde, dann laß es drucken, damit die Leute es erfahren, was mir das Herz gebrochen!“

Sabine schluchzte laut, ermannte sich aber bald wieder, da sie noch lange nicht zu Ende war mit dem, was sie zu sagen hatte. „O, wenn ich geahnt hätte, daß alle deine Schwüre falsch waren, ich hätte dir einen Korb gegeben, dir die Thüre gewiesen, statt dich zu heiraten. O ich hatte Freier genug, die mich alle liebten, mehr liebten als du, der alle seine Schwüre gebrochen!“

Andrefsius wurde durch die außerordentlich lebhaften Gefühlsäußerungen seines Weibes in wahres Entzücken versetzt. Eine Dichtung, die den Leser in solche Aufregung versetzte, mußte eine ganz vorzügliche Leistung sein. Seine kühnsten Erwartungen waren übertroffen, wenn auch der Chemann unter den Vorwürfen seines Weibes

zu leiden hatte, der Dichter feierte einen Triumph, wie er ihn niemals sich hatte träumen lassen. Wenn sein Gedicht überall solche Wirkung hervorbrachte, soviel Thränen den Augen der Frauen und Mädchen entlocken würde, dann war er bald der gefeiertste Dichter, soweit die deutsche Zunge reicht, und vielleicht auch noch darüber hinaus.

„Sabine,“ rief er aufgeregt, „gieb mir sogleich das Gedicht, ich sehe, es wird meinen Ruhm begründen für ewig!“

„Deinen Ruf wird es vernichten für ewig, willst du sagen. Was sollen denn die Leute von dir denken, wenn du schreibst:

„Wenn Weib und Kinder längst zur Ruh,
Sind noch beisammen ich und du“ —?

nein, ich thäte die Schande nicht überleben, so vor der

ganzen Welt als zurückgesetztes, misachtetes Weib dazustehen!"

"Aber Sabine, so nimm doch Vernunft an, ein Dichter kann doch nicht nur seine Frau besingen und preisen —"

"Und schön finden," fiel Sabine ihrem Manne ins Wort.

"Du hast ja neulich selbst gesagt, sie sei recht hübsch."

"Ja? wen habe ich schön gefunden, doch nicht am Ende gar des Seilers Anna, die mit jedem Schreiber herumläuft und allen Burschen den Kopf verdreht, mit der bist du abends zusammen und küßt sie? Du verworfener Mann, nun warte,

euch werde ich helfen! Sogleich gehe ich zu der Person hinüber — oder ist sie vielleicht jetzt gerade dahin bestellt, wo du hin spazieren gehen willst, damit sie dich dort „tröstet und erquicht?"

"Sabine, du kannst ja das ganze Gedicht auswendig, viel besser als ich selbst. — Frau, ich sage dir, wer und wo sie ist, wenn du mir meine herrlichen Verse herausgiebst."

Sabine eilte weg und brachte sogleich ein ziemlich zerknittertes Papier, das sie mit hochgeröteten Wangen und erwartungsvollen Blicken ihrem Mann übergab. Entzückt erkannte Andresius sein Gedicht „an Sie", er wollte es sofort lesen und sein Herz daran weiden, aber Sabine faßte ihn beim Arm und fragte mit hohler Stimme: „Also wo ist sie?"

"In meinem Zimmer," sagte Andresius schnell, um nur endlich Ruhe und Muße zu bekommen, sein Gedicht durchzulesen.

"In deinem Zimmer?" kreischte Frau Sabine auf, „o du verworfenster aller Männer, schämst du dich denn nicht vor deinem Weib, vor deinen Kindern? Jetzt kommst du mit in deine Stube, du sollst Zeuge sein, wie ich sie, die du so feurig besungen hast, die Treppe hinunterwerfe, daß sie nie mehr daran denken wird, wieder heraufzukommen."

Ob Andresius Zeit hatte, sein Gedicht in die Tasche zu schieben, ward er von Sabine am Rockärmel gepackt und in das andere Zimmer gezogen.

"Wo ist sie?" rief Sabine, als sie das Zimmer betrat und niemand gewahrte.

"Im Wandschrank."

"Im Wandschrank? Ist das dein Ernst?"

"Ja, links in der Ecke."

Frau Sabine stürzte auf den Wandschrank zu, öffnete ihn mit zitternder Hand, faßte hastig nach ihrer



Sie brachte sie verschämt zu ihrem Manne, denn es war -- seine Tabakspfeife.

Nebenbuhlerin und warf sie — nicht die Treppe hinunter, sondern brachte sie verschämt zu ihrem Manne, denn es war — seine Tabakspfeife. — Andresius hatte den fehlenden Reim indes gefunden und las nun seiner Frau zur Beschänkung und zur heilsamen Lehre das Gedicht noch einmal im Zusammenhange vor:

An Sie.

O du, die ich mit viel Behagen
Im Sinn und Arm so oft getragen,
Du meiner öftern Sehnsucht Ziel,
Ich liebe dich mit viel Gefühl!

Dem wie du mich am hellen Tage
Vergeßen lässest Müß und Plage,
Wie es mich stärket und erquicht,
Wenn, Holde, dich mein Aug' erblickt.

So hab' in stiller Nächte Stunden
Bei dir ich Trost und Freud' gefunden.
Wenn Weib und Kinder längst zur Ruh,
Sind noch beisammen ich und du.

Dann lab' ich mich an deinem Feuer
Trotz Monopol und Tabaksteuer,
Von deinem holden Reiz verführt,
Hat oft dich schon mein Mund berührt.

Ob Andresius Keimer nach diesem stürmischen Anfang noch Lust hat, seine Dichterlaufbahn fortzusetzen, wird die Zeit enthüllen, vor der Censur seiner Sabine jedoch braucht er sich nicht mehr zu fürchten: sie hat es aufgegeben, die poetischen Ergüsse ihres Cheherrn zu kontrollieren.

Der übergeschnappte Lieutenant.

Humoreske von Albert Jaenich.



u dem Arbeitskabinett des Regenten eines der kleinen mittel-deutschen Fürstentümer, in welchem sonst jene an dergleichen Orten gewohnte Stille und vornehme Ruhe herrschte, vernahm man an einem schönen Augustabende den lauten Ton einer tiefen, knarigen Bassstimme.

Der Eigentümer derselben war der alte Oberst von Schrent, der Kommandeur des in der fürstlichen Residenz in Garnison liegenden Dragonerregiments, dessen Chef der regierende Fürst war und für das er infolge dessen eine besondere Zuneigung und Fürsorge hegte.

Der alte Oberst, dessen Ahnen bis zu den ältesten Urahnen hinauf den Beherrschern jenes Ländchens treu gedient hatten, und der sich aus diesem

Gründe schon der besondern Huld und Gnade seines fürstlichen Herrn erfreute, war, wie man so sagt, eine kreuzbrave, biedere Haut, der für seinen Fürsten, ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, auf dessen etwaigen Wunsch durchs nördliche Eismeer geschwommen wäre oder sich in den kochenden Krater des Vesuvus gestürzt hätte, obwohl Spaßvögel sonst von ihm behaupteten, daß er bei der Erfindung des Pulvers durch seine Abwesenheit gegläntzt hätte. Das aber mußte ihm selbst der Reiz lassen, daß er ein durchaus ehrenwerter Charakter und ein wahrer Vater seines Regiments war, das ihm Mann für Mann ohne Ausnahme, vom Gemeinen bis zum Feldwebel, vom jüngsten Fähnrich bis zum ältesten Oberstlieutenant, trotz seiner Strenge und Unnachlässigkeit im Dienst aufrichtig zugethan war. Kamentlich war dies bei dem Offiziercorps und von diesem hauptsächlich wieder bei den jüngern Mitgliedern desselben der Fall, die sich meist bei allem, was sie bedrückte, an ihn vertrauensvoll wandten und in der Regel auch die gehoffte Unterstützung oder Vergebung fanden, falls die Sache überhaupt möglich oder im letztern Falle nicht gar zu schrecklich war.

An jenem Abende war der alte Oberst in einer gelinden Aufregung. Die weißen fuchigen Augenbrauen waren an der Nasenwurzel fester zusammengezogen, die Enden seines mächtigen weißen Schnurrbarts bäumten sich in zwei drohenden Spitzen empor, und in seinen stahlgrauen Augen brannte das Feuer eines lodrenden Zornes.

„Ich kann Ew. Durchlaucht nur nochmals unterthänigst versichern,“ sagte er mit grollender Stimme, „daß es mit dem Herrn Lieutenant so nicht mehr weiter geht. Es gelangen jetzt fast jede Woche ein halbes Duzend Briefe an mich, in welcher mir ein Schuldschein des Herrn Lieutenants mit der Bitte um Sorgtragung für baldige Bezahlung präsentiert wird. Das ist ja gegen alles Reglement und darf unter keinen Umständen geduldet werden, wenn nicht der Ruf des ganzen Regiments darunter leiden soll.“

Der Fürst, ein schlanker Herr mit geistreichen und gewinnenden Gesichtszügen, schritt während dieses Ergrusses, die Hände auf den Rücken gelegt, auf dem mit kostbaren Teppichen belegten Fußboden des Gemaches auf und nieder.

Als der Oberst jetzt schwieg, blieb er vor ihm stehen und sah ihn mit einem fast heitern Blicke an, während ein feines Lächeln seine Lippen umspielte.

„So, also so schlimm stehen die Sachen, mein lieber Oberst?“ sagte er dann mit sonorer, wohlklingender Stimme.

„Zu Befehl, Durchlaucht! Genau so stehen sie, nicht um ein Haar besser,“ erwiderte der Oberst in strammer Haltung.

„Um, ja, aber was ist denn da zu machen?“ fragte der Fürst, dessen Augen man ansah, daß der Grimm des alten Obersten ihn ungemein belustigte.

„Um, ja, was zu machen ist, Durchlaucht, das ist eben der casus belli!“ erwiderte der Oberst.

„Hängen wir ihn auf, lieber Oberst, das ist das kürzeste Verfahren!“

„Durchlaucht belieben zu scherzen,“ entgegnete der Oberst, ohne auch nur eine Miene zu verziehen. „Es giebt allerdings im vorliegenden Falle auch ein kurzes Verfahren, das ist die Entlassung aus dem Dienste! Der Herr Lieutenant hat sich in Hinsicht des ihm zur Last liegenden Vergehens des Schuldenmachens heute nicht zum erstenmale verfehlt. Ew. Durchlaucht haben schon

einmal in Dero Huld und Gnade die Schulden desselben bezahlt und doch hat er sich wieder zu dem nämlichen Vergehen hinreißen lassen!“

„Entlassung? Ist das Ihr Ernst?“ fragte da der Fürst, dessen Antlitz einen forschenden Ausdruck angenommen hatte.

„Der Dienst schreibt es so vor, Durchlaucht!“ erwiderte der Oberst kurz.

„Sie sagten mir, Herr Oberst, daß der Lieutenant von Tüllhausen sonst ein sehr tüchtiger, wissenschaftlich gebildeter und dabei sehr lebenswürdiger Offizier wäre. Ist dem nicht so?“

„Gewiß, Durchlaucht, das sagte ich und das sage ich auch noch heute! Er ist der flotteste und schneidigste Offizier im ganzen Regiment und wenn er erst gesetzt und älter sein wird, wird er ein ganz gediegener und vorzüglicher Offizier sein, vorausgesetzt eben, daß er seine übermüthigen Streiche sein läßt und nicht vorher Schulden halber kassiert wird.“

„Nein, das wird er für diesmal noch nicht! Das bin ich schon seinem braven seligen Vater schuldig! Ein paar Thaler Schulden wegen möchte ich den Sohn nicht unglücklich machen. Lassen Sie sich den jungen Mann kommen, reden Sie ihm nochmals väterlich ins Gewissen und dann lassen Sie ihn seine sämtlichen Schulden zusammen notieren und Ihnen diesen Passionszettel behändigen. Ich werde dann nach erfolgter Rapporterstattung weiter beschließen. Damit er aber nicht wieder in diese Zwangslage kommt, so werde ich ihm für seine notwendigen Bedürfnisse aus meiner Privatschatulle eine monatliche Zulage bewilligen. Damit wäre wohl diese Angelegenheit erledigt, mein lieber Oberst!“

Der Fürst sagte das letztere wieder mit seinem gewinnenden Lächeln und machte mit der Hand eine verabschiedende Bewegung.

Der Oberst verließ mit einer tiefen Verneigung das Zimmer. Im Vorzimmer aber atmete er tief auf. Ihm war ein Stein vom Herzen gefallen.

Während sich diese Scene in dem fürstlichen Arbeitszimmer abspielte, befand sich der Lieutenant von Tüllhausen, über den soeben das hochnotpeinliche Gericht gehalten worden war, nichts ahnend, in der rosenfarbenen Laune und in der behaglichsten Stimmung von der Welt; er lag lang ausgestreckt auf einem Sofa im Nebenzimmer des Speisezimmers des Offizierkasinos, hatte ein schäumendes Glas echt bayrischen Biers neben sich auf dem Tische stehen, aus dem er ab und zu einen kräftigen Schluck nahm, und blies den Dampf einer Cigarre in geschickt geformten Ringen vor sich hin, denen er so lange träumerisch nachsah, bis sie sich zuletzt in das große Nichts der Luft auflösten.

Der junge Offizier mochte etwa 25 Jahre zählen und war in der That ein bildhübscher Mann. Sein Gesicht, von einem länglichen Oval, war edel geschnitten, seine braunen Augen sprühten Geist und Leben und um seinen feinen Mund spielte der Schalk. Seine mittelgroße, aber ebenmäßig gebaute Figur wurde von der blauen fleidsamen Dragoneruniform noch besonders gehoben.

Ihm gegenüber saß, ebenfalls in schmucker Dragoneruniform, sein lebendiges Gegenteil in Gestalt eines Fähnrichs. Bei diesem blonden Jünglinge war eigentlich jeder Teil des Körpers zu lang. „Es wuchs das Miesemaß der Glieder weit über Menschliches hinaus!“ hätte man frei nach Schiller von ihm sagen können. Unendlich lang waren die Füße, unendlich lang die

dünnen Beine, unendlich lang die schwächtigen Arme, unendlich lang der magere Hals. Aus seinem stumpfnasigen Antlitze blickten zwei blöde wasserblaue, mit einem Klemmer bewaffnete Augen und vollendeten mit den schlaffen Zügen das Bild nichtsagender Blasiertheit. Das einzige, was den Fähnrich von Stoc zu einem äußerst anziehenden Gesellschafter, namentlich für unbemittelte Lieutenants, machte, das war sein bedeutender Reichtum und seine in Geldsachen wirklich große Gefälligkeit Kameraden gegenüber. Es war daher kein Wunder, daß er allenthalben recht teilnehmende Freunde fand.

Besondere Liebenswürdigkeiten in dieser Hinsicht hatte er natürlich auch schon seinem ewig bedürftigen Freunde Tillhausen erwiesen, für den er eine merkwürdige Zuneigung gefaßt hatte, ganz abgesehen davon, daß er in denselben seinen unmittelbar nächsten Schwadronsvorgesetzten zu respektieren hatte.

Der fennelblonde Fähnrich hockte also mit zurückgelehntem Oberkörper und weit von sich gestreckten Beinen auf seinem hochlehnigen Stuhle und starrte anscheinend nachdenklich auf sein halbgeleertes Glas Himbeerlimonade.

„Famose Limonade! Wahrhaftig ganz süperbe! Hätte auf Taitle nicht geglaubt, daß in solch einfacher Limonade solch fabelhafte moussierende Kraft läge! Schmeckt so angenehm säuerlich und kühl vorzüglich ab! Begreife nicht, wie Sie das schwere Bier da trinken können.

Herr Lieutenant, das das Blut dick und träge macht und Hitze im Kopf verursacht!“ begann er das längere Zeit unterbrochen gewesene Gespräch aufs neue in jenem unnachahmlichen, nur den Fähnrichs und Sekondelieutenants eigentümlichen Nasaltone.

„Hm, was Sie sagen!“ entgegnete der Lieutenant, einen lammigen Seitenblick auf ihn werfend. „Also Sie begreifen das nicht, daß ich lieber gutes echtes Bier als diese schale Schlempe trinke, die Sie süperbe und Gott weiß wie noch finden! Mein Lieber, was können Sie überhaupt begreifen, was haben Sie schon begriffen, was wollen und was werden Sie noch begreifen? Das Begriffsvermögen ist eine sehr köstliche und von den Göttern sehr sparsam unter die Menschheit verteilte Gabe, und ich möchte fast behaupten, daß die wenigsten sie überhaupt besitzen, daß vielmehr das, was so häufig für Begriffsvermögen gehalten wird, nichts weiter ist als ein gesteigerter Instinkt, wie ihn die höher organisierten Tierassen ebenfalls besitzen.“ erwiderte der Lieutenant, sich gemüthlich auf seinem Sofa redend.

„Wi—ie? Wa—as?“ fragte der Fähnrich mit einem so verwunderten Gesicht, als wenn er vor einer ägyptischen Sphinx stände. „Gesteigerter Instinkt? Un-

möglich! Da wäre der Mensch ja eigentlich nichts weiter als ein gesteigertes Vieh! Ha, ha, ha! Auf Ehre, das ist famos! Da müßte er ja in jedem Döhen oder Giel seinen etwas beschränktern Bruder erkennen! Ha, ha! Brillante Idee und vollkommen logische Konsequenz! Wie?“

„Das bleibt eben jedem nach dem Grade seiner Selbsterkenntnis vollständig überlassen. Diese geistige Verwandtschaft läßt sich überdies auch niemals von denen verleugnen, die sie besitzen. Die Natur liefert ja zu dieser Annahme merkwürdige Beläge. Ist Ihnen das nicht auch schon häufig aufgefallen?“

„Aufgefallen? Mir? — Nein! Würste nicht, wahrhaftig!“ erwiderte verblüfft der Fähnrich. „Mir ist nichts aufgefallen!“

„So, das wundert mich!“ rief der Lieutenant. „Sehen Sie, mein Vester, sich doch einmal gefälligst recht genau Hunde-, Katzen-, Schweine- und Schafgesichter an, oder auch Hühner- und Gänseköpfe! Studieren Sie deren Züge und dann betrachten Sie einmal die Menge der menschlichen Antlitze und Köpfe. Wie viele werden Ihnen da begegnen, deren Gesichtsbildung wie Gesichtsausdruck dem der genannten Tiere ganz ähnlich ist. Da aber beinahe das Antlitze das Aushängeschild der individuellen Firma und das Auge der Spiegel der Seele ist, so besteht zwischen den betreffenden Tieren und den betreffenden Menschen unbedingt eine innere geistige und seelische Verwandtschaft!“



Er lag lang ausgestreckt auf einem Sofa im Nebenzimmer des Speisensaals des Offizierskasinos.

Den Fähnrich überließ es kalt. Das erlah man aus dem Schauer, mit dem er sich einen Augenblick schüttelte. Der Gedanke, den die Auseinanderlegung seines Freundes sonnenklar ergab, konnte ja möglicherweise an ihm selbst sich bewahrheiten. Die Möglichkeit war ja vorhanden, daß auch sein Antlitze irgend eine tierische Ähnlichkeit aufwies und mit einem leisen Grauen drängte sich ihm die Frage auf: „Welcher Bestie könntest wohl du ähnlich sehen und welche tierische Gelüste verbergen sich wohl noch in des Busens Tiefe?“

„Weiß der Geier, mit Ihnen wird man nie fertig!“ rief er halb ärgerlich. „Habe bloß meine gerechtfertigte Verwunderung darüber ausgesprochen, daß Sie das schwere Bier da trinken, und Sie beweisen als Antwort, daß der Mensch der nahe Verwandte von Döhen, Gieln, Hunden, Katzen, Schweinen, Schafen, Hühnern und Gänzen sei! Da möchte man ja wahrhaftig Angst kriegen, daß man vor der Geburt in der Seele einer solchen Bestie gesteckt hat oder nach dem Tode in eine solche fährt! Das wäre ja eine höchst schauderöse Seelenwanderung!“

„Na, na, so schlimm wird die Sache denn doch

nicht werden, als wie Ihre entsetzte Phantasie sie sich eben ausmalt!" lachte der Lieutenant. "Im übrigen habe ich ja meine Ansicht durchaus nicht als unbedingt zutreffend hingestellt, sondern ich habe Sie nur auf eine von mir gemachte Beobachtung aufmerksam gemacht."

"Hören Sie mal, lieber Herr von Tüllhausen, lassen Sie das gefälligst bleiben! Thun Sie mir den einzigen Gefallen und brechen Sie von diesem greulichen Thema ab! Für mich hat das wahrhaftig ganz und gar nichts Reizvolles. Mir macht es durchaus keinen Spaß, die Beweise für die Verwandtschaft zwischen Mensch und Vieh zu ergübeln oder auch ergübeln zu hören, besonders wenn dadurch meiner Verwundung, wie man schweres, hitziges Bier trinkender Limonade vorziehen kann, keine Erklärung gegeben wird!"

Der Fähnrich ergriff hastig sein Glas und goß den Rest des Inhalts mit einem Zuge hinunter.

"Bravo, lieber von Stock! Ich merke schon, Sie sind ein geborener Philosoph! Ubrigens besitzen Sie eine Hartnäckigkeit, die eines bessern Zielens würdig wäre! Warum ich lieber hitziges Bier trinke? Wein Gott, aus dem allereinfachsten Grunde von der Welt! Weil ich eben Hitze brauche! Kommen Sie erst in meine Jahre, machen Sie das durch, was ich schon durchgemacht habe, dann, sage ich Ihnen, junger Freund, trinken Sie nicht bloß keine Limonade, sondern auch nicht einmal echtes Bier mehr, das ist Ihnen alles beides nicht mehr hitzend genug, nein, dann trinken Sie Grog, sage ich Ihnen, heißen steifen Seemannsgrog, dessen Flüssigkeit einzig und allein aus siedendem Rum, Arrak oder Cognak besteht!"

"Ha, ha, ha!" platzte der Fähnrich mit dröhnendem Lachen heraus. "Auf Taille, Herr Kamerad, Sie sind unbezahlbar!"

"Sagen Sie das nicht, Verehrtester!" bemerkte der Lieutenant mit einem eigentümlichen Lächeln. "Es kommt nur ganz darauf an, wieviel man mir in bar bietet. Versuchen Sie es einmal!"

"Oho, hä, hä, hä! Köstlicher Witz! Wahrhaft pyramidale Bemerkung! Schade, daß niemand weiter da ist als ich, um riesigen Applaus zu klatschen!" schrie der Fähnrich.

"Sie können sie ja in Vertrieß nehmen, wenn Sie mir die entsprechenden Prozente gewähren! Apropos! ich dachte, Sie machten sich auch endlich von ihrer langweiligen Limonade los, bei deren Anblick ich immer an den bekannten Ausspruch in Schillers „Kabale und Liebe“ erinnert werde, und ließen sich ein Seidel „Hitzendes“ kommen! Das giebt eben dem Blute Feuer, daß es heiß durch die Adern rollt, giebt dem Geiste Funken und dem Herzen Blut und vertreibt die abscheuliche Trägheit und Langeweile, zu der man in diesem infamen Garnisonleben verurteilt ist! Gott sei Dank, daß wir übermorgen zum Manöver ausrücken, das ist doch endlich einmal sechs Wochen lang eine Dasei in der Wüste! Vielleicht erlebt man da irgend ein interessantes Abenteuer, das entscheidend in das Schicksal, in die Zukunft eingreift!"

"Donnerwetter, ja, da haben Sie recht! Manöver! Dieser Gedanke ist erhaben! Den kann ich nicht in Limonade feiern, dazu ist edlerer Stoff erforderlich! Heda, Kellner, Wirtshaus, Bedienung!" brüllte der Fähnrich in wahrer Verzückung, während er mit einem Rucke aus seiner bisherigen nachlässigen Haltung emporfuhr.

Auch der Lieutenant hatte sich aus seiner liegenden Stellung emporgerichtet und betrachtete mit vergnügtem

Gesicht, die Arme auf den Tisch gestützt, seinen in Erregung geratenen Freund.

"Bringen Sie sofort eine Bulle Sekt in Eis! Vorwärts! Ganze Schwadron fecht! marsch, marsch!" rief dieser dem mit vor Verwunderung offenem Munde dastehenden Kellner zu, der sich hierauf eiligst entfernte, um dem willkommenen Befehle Folge zu leisten.

"Mensch, hat Sie die Tarantel gestochen, oder wollen Sie den Beweis erbringen, daß Sie zum lieben Vieh in absolut keiner Verwandtschaft stehen, das nur Wasser, aber keinen Champagner säuft?" lachte der Lieutenant, vor Vergnügen den Daumen der rechten Hand mit größter Schnelligkeit um den der linken und umgekehrt drehend. "Aber es ist wahr, der Manövergedanke ist es wohl wert, in dem edelsten aller Stoffe gefeiert zu werden!"

Der Kellner hatte inzwischen den Goldlack in einem blinkenden Eiskühler gebracht, lustig knallte der Stößel gegen die Decke, der köstliche Schaum perlte im Glase, und mit einem begeisterten Hoch auf das Manöver und seine Freunde klangen die Gläser aneinander.

Dieses Thema erhielt sich nun dauernd auf der Tagesordnung, auch, und zwar erst recht, als noch mehrere Kameraden hinzukamen. Bildet doch in Friedenszeiten das Manöver für jeden Soldaten vom Offizier herab bis zum Gemeinen den interessantesten Gesprächsstoff.

Selbstverständlich blieb es nicht bei der einen Flasche, auch nicht bei der zweiten und dritten. Der Verbrauch wuchs vielmehr im Verhältnis zur Temperatursteigerung des Bluts und in kurzer Zeit herrschte an der kleinen Tafel eine Fröhlichkeit und eine so lebhaft und laute Unterhaltung, als ob sämtliche Teilnehmer soeben das große Los gewonnen hätten.

"Postausend! Tüllhausen, so fidel wie heute habe ich Sie schon lange nicht gesehen! Was ist Ihnen denn eigentlich widerfahren? Sie müssen doch eine Veranlassung zu solch besonderer Lustigkeit haben!" rief ein beliebter Rittmeister, sich vor Lachen über die sprühenden Witze des Genannten krümmend.

"Ja, Herr Kamerad, das macht alles das Manöver! Mir ahnt so etwas! Wer weiß, ob mir dasselbe nicht Glück bringt!" erwiderte der Lieutenant.

"Möglich! Warum denn nicht? Vielleicht geraten Sie in ein gutes Quartier, zu einem Vater mit einem Duzend heiratsfähiger Töchter, von denen Sie sich die schönste aussuchen, um sie in den Stand der heiligen Ehe zu führen! Selbstverständlich muß der Vater einen rothschildmäßigen Geldsack besitzen, denn sonst ist's mit der Geschichte von vornherein Essig! Was nützt der Mantel, wenn er nicht gerollt ist und was nützt mir ein schönes Bild ohne goldenen Rahmen. Ueberdies sagt ein altes Sprichwort: Ein hübsches Mädel ohne Geld ist wie ein lackierter Stiefel ohne Sohle!"

"Pui, wie prosaisch!" warf ein baumlanger, schwärmerisch aussehender Premierlieutenant dazwischen.

"Aber um so wahrer!" erwiderte der Rittmeister.

"Ihre Prophezeiung wird wahr werden, verlassen Sie sich darauf! Ich sehe mich schon in einem schönen großen Schlosse mit prächtigen, lichten Sälen und hohen Bogenfenstern, umgeben von einem weiten Parke voll mächtiger uralter Bäume! Darinnen aber wandelt die schönste der Schönen auf Erden! Ich trete hinein und so wie sie mich erblickt, eilt sie mir entgegen, umfängt mich mit ihren lilienweißen Armen und drückt ihren Kopf, umwallt von dem herrlichsten goldenen Lockenhaar, an meine Brust, rufend: Da, jetzt endlich ist er da, der Ritter, der mich aus meiner

Einsamkeit erlösen soll! Ja, Geliebter, vor dir beugt sich in Demut mein jungfräulich Herz! Ich will dein sein mit allem, was mir gehört! Komm mit mir in die Burg meiner Väter, da liegen alle die Schätze in Gold und Juwelen aufgehäuft, die des Menschen Herz erfreuen! Nimm alles, alles und schenke mir dafür dein Herz und deine Liebe!"

Mit erhobenem Tone, das Auge in schwärmerischer Glut nach oben gerichtet, hatte der Lieutenant von Tüllhausen, das gefüllte Champagnerglas in der Hand, diese Worte mit prophetischer Begeisterung gesprochen.

Der einzige, der ihm mit wahrer Andacht zugehört, der jede Miene desselben unbewußt nachgeahmt, der ab und zu in einen unartikulierten, fast lallenden Entzückungslaut ausgebrochen war, und nun, auffpringend, unter einem löwenartig donnernden Hurraruf mit seinem Glase an das des Lieutenants anstieß, war der Fähnrich von Stoc. Die übrigen brachen sämtlich in ein ungeheures Gelächter aus.

"Kreuz, Mohren, Bomben und Clement!" schrie der Rittmeister, sich die Thränen aus den Augen wischend, "Tüllhausen, Tüllhausen! Wo haben Sie denn das verfluchte Zeug her! Sind Sie denn ganz und gar verrückt! Sie bilden sich wohl ein, das Märchen vom Dornröschen würde Ihnen zuliebe in wahrhafter, greifbarer Gestalt auftreten, und Sie würden der Ritter sein, der sich zu seiner verwünschten Prinzessin durch einen Haufen von Gold und Edelsteinen erst hindurchwühlen, oder, wie im Schlaraffenlande, durch Berge von Kuchen und Konfekt hindurchfressen muß!"

"Spotten Sie nur, lieber Rittmeister, spotten Sie, so viel Sie wollen, das soll mich wenig stören! Wer zuletzt lacht, lacht bekanntlich immer am besten! Ich sage Ihnen, ich werde mein Dornröschen finden und befreien, so gewiß dreimal drei neun ist!" rief der Lieutenant, und aus seinem Tone klang es, als ob er fast etwas verlegt sei durch den Spott des Rittmeisters.

"Ich will's Ihnen wünschen von ganzem Herzen, besonders die Berge von Gold und Juwelen, die können Sie ebenso gut gebrauchen, glaube ich, wie wir alle! Ich werde genau aufpassen, wenn Sie mit Ihrer Millionerin ankommen werden, um Sie sofort um einige tausend Thaler anzupumpen! Sie werden es mir doch dann nicht abschlagen, Herr Kamerad?" lachte der Rittmeister.

"Gott bewahre, im Gegenteil, es soll mir ein wahres Vergnügen sein, auch einmal jemanden mit der Münze dienen zu können, mit der man mir, offengestanden, auch schon so oft gedient hat!" erwiderte, die alte Heiterkeit wiedergewinnend, der Lieutenant.

"Na, Freund, von mir haben Sie noch keinen roten Dreier erbeten und auch keinen bekommen, denn in der Hinsicht kann ich von mir ebenso offen wie Sie gestehen: Wo du nicht bist, Herr Organist, da schweigen alle Klöster!" rief der Rittmeister.

Ein donnerndes Gelächter der gesamten Tischgesellschaft begleitete seine Worte.

"Ja es ist, weiß Gott, beinahe zum Davonlaufen!" fuhr er fort. "Das bißchen Gage ist zum Verhungern zu viel und zum Leben zu wenig, und doch soll man alles mitmachen und seinem Stande gemäß leben und auftreten! Wenn man nicht noch die paar eigenen Groschen zum Zusetzen hätte, da wäre es längst aus mit der ganzen glänzenden Herrlichkeit! Wahrhaftig, so ein Dornröschen von der Sorte, wie es Tüllhausen soeben geschildert hat, wäre die reine Wohlthat für unjehreinen, ich glaube nur, oder ich fürchte vielmehr mir, daß ich von der Natur zu einem solchen Glückspilz nicht

geschaffen worden bin, denn sonst hätte der Zauber bei mir längst vor sich gehen müssen! Jetzt mit meinem Schmerbauch und meinen vierzig Jahren auf dem Buckel dürfte ich für ein solches poetisches Rittertum nicht mehr die geeignete Persönlichkeit sein, sondern nach dieser Richtung hin höchstens einen Ritter von der traurigen Gestalt abgeben!"

"Geben Sie acht, meine Herren, ohne ein Dornröschen komme ich vom Manöver nicht zurück, darauf gehe ich jede Wette ein!" rief der Lieutenant, dem der Wein bereits zu Kopfe zu steigen begann.

"Na, na, na!" bemerkte mit zweifelndem Lächeln der Premier, während der Fähnrich mit vor Verwunderung offenem Munde über den Ernst, mit dem sein Freund diese kühne Behauptung aufstellte, sprachlos dasaß und nur die blöden Augen von dem einen zu dem andern schweifen ließ.

"Was gilt die Wette? Ich halte sie!" schrie der Lieutenant emporspringend.

"Machen Sie keine Geschichten, Tüllhausen! Wie kann man auf solchen Unsinn wetten!" rief der Rittmeister unwillig.

"Fällt mir auch gar nicht ein, die Wette anzunehmen, falls sie die Grenze einer Flasche Sekt übersteigt! Für diesen Fall aber, daß der Herr Kamerad eine Flasche Champagner annimmt, möchte ich dieselbe schon wagen!" bemerkte der Premier trocken.

"Gut, ich nehme das an! Sie sind sämtlich Zeugen, meine Herren, ebenso wie Sie hoffentlich alle Zeugen meines Gewinnes sein werden."

"Das lasse ich mir gefallen, das ist vernünftig! Auf diese Weise löst sich die Geschichte in allseitiges Wohlgefallen auf! Das aber sage ich Ihnen, mein lieber Tüllhausen, wenn Sie wirklich ein Dornröschen der von Ihnen so verlockend beschriebenen Art mitbringen sollten, dann müssen Sie auch dafür sorgen, daß wir dieses neue Wunder in gebührender Weise feiern können, verstehen Sie mich?" lachte der Rittmeister.

"Ob ich das verstehe! Ich sage Ihnen, meine Herren, da soll des feinsten Champagners ein solches Quantum zur Stelle sein, daß wir uns samt und sonders darin baden könnten! Sie sind alle meine Gäste bei der Feier der Verlobung, bei der Hochzeit, bei den sich eventuell daran schließenden Kindtaufen, bei den . . ."

"Um Gottes willen, was soll denn noch kommen? Hören Sie auf, Tüllhausen, wir haben an der Hälfte schon genug, denn wenn Sie bei jeder dieser Feiern uns in Champagner baden wollen, dann fangen wir schließlich an zu mouffieren und das dürfte doch stellenweise eine ziemlich bedenkliche und nicht gerade angenehme Empfindung sein!" unterbrach ihn der Premier.

Die Heiterkeit hatte mit dieser drastischen Bemerkung wieder den Höhepunkt erreicht. Lustig klangen die Gläser zur größten Freude des Wirtes in immer kürzern Pausen aneinander. Ein Wit und ein Scherz jagte den andern, bis schließlich spät nach Mitternacht eine unglaublich selige Stimmung sich aller bemächtigt hatte, in welcher man sich teilweise mit recht schwerer Zunge eine herzliche gute Nacht oder vielmehr einen guten Morgen wünschte.

Zu den Besitzern so gearteter Zungen gehörten auch unsere überjähigen Freunde, der Lieutenant und der Fähnrich, die Arm in Arm mit nicht immer sicherem Schritt ihrer Befahrung zusteueren.

"Weiß der Geier, mir kommt es immer so vor, als ob das Pflaster bei jedem Tritte sich vertiefe und eine wellenförmige Bewegung mache? Scheint es Ihnen

nicht auch so, lieber von Stod?" fragte der Lieutenant, eine bedeutliche Kurve nach rechts beschreibend.

"Allerdings, gewiß, mir auch! Lächerliche Schwankung das! Macht es wahrhaftig geradezu unmöglich, unbehindert seines Weges zu gehen! Fragt sich nur, ob das Pflaster —"

"Oder ob wir schwanken, ha, ha, ha! Das wollten Sie doch sagen, wie? Na, ich glaube, das Pflaster wird wohl unschuldig sein! Der verdammte Champagner! Hol's der Teufel, es war des Guten ein bißchen viel!" unterbrach ihn der Lieutenant, sich die Mütze von der heißen Stirn nach hinten rückend.

"Schadet nichts! Hübsch war es doch, und morgen können wir ja ausschlafen, wir haben ja früh keinen Dienst!" erwiderte der Fähnrich.

"Freilich! Hoffentlich war das Zeug rein, sodaß es keinen Brummhübel giebt. So, ich bin bei meinem Hause angelangt; sehen Sie zu, daß auch Sie bald den Anichluß ans Bett erreichen. Gute Nacht, liebster von Stod!" — "Gute Nacht, liebster von Tüllhausen!"

Damit schüttelten sich die beiden müden Wanderer die Hände und der Lieutenant verschwand in seinem Hausflur, während der Fähnrich seinen Weg bis zu seiner nicht weit entfernten Behausung fortsetzte.

Sechs Stunden später stand der Bursche des Lieutenants von Tüllhausen mit vorschriftsmäßiger Dienstmine vor dem Bette seines Vorgesetzten, dessen laut rasselnde Schnarchtöne bekundeten, daß ein fester Schlaf seine Sinne umfassen hielt.

"Herr Leutnant!" rief der Bursche, seinen Herrn gleichzeitig an der Schulter rüttelnd.

Der Herr "Leutnant" hörte aber nichts, sondern schnarchte ununterbrochen weiter.

"Herr Leutnant!" ertönte zum zweitemale der Weckruf mit verstärkter Stimme.

Daselbe Ergebnis.

"Herr Leutnant!" schrie nun mit Donnerstimme der Bursche, denselben mit einer Heftigkeit rüttelnd, daß der Kopf auf dem Kissen hin und her flog.

"Donnerwetter, was ist los? Kerl, bist du verrückt? Laß mich schlafen und schere dich zum Teufel! Diesen Vormittag ist kein Dienst!" brüllte ihn der Lieutenant, der nun erwacht war, an.

"Zu Befehl, Herr Leutnant! Aber der Herr Oberst hat soeben die Ordonnanz hergeschickt und läßt dem Herrn Leutnant sagen, der Herr Leutnant möchten sofort zu ihm kommen!" meldete der Bursche, dem ein Zentner vom Herzen gefallen war, daß die unangenehme Aufgabe des Weckens nunmehr gelöst war.

"Wa—a—as? Ich soll zum Herrn Oberst kommen? Hast du auch richtig gehört?" fragte aus den Kissen emporfahrend der Lieutenant, der plötzlich ganz munter geworden zu sein schien.

"Zu Befehl, ja, Herr Leutnant!"

"Donnerwetter, was ist denn da wieder einmal los, was kann denn der Alte zu dieser frühen Stunde von mir wollen? — Na, dann rasch meine Kleider her!"

"Zu Befehl, Herr Leutnant!"

Wenig Minuten war der Lieutenant soweit angekleidet, daß er an den Waschtisch treten konnte.

"Alle Hagel, das ist ja ein ganz niederträchtiger Petroleumskopf, den ich habe! Der verfluchte Wein hat also doch nichts getaugt! Und mit solch einem Blechschüssel auch noch zum Alten kommandiert sein, um sich von ihm womöglich irgend eine Pauke halten zu lassen! Pfui Teufel, thun mir meine Haare weh!"

Nach diesem Selbstgespräche tauchte er seinen Kopf

tief in die Waschschüssel und ließ ihn einige Sekunden drin.

"Wirkt doch verdammt wohlthuend, die Hitze kann da so brillant verdunsten! Nun schnell noch ein frisches Glas Wasser! Außerlich Wasser und innerlich Wasser, das hält selbst der widerspenstigste Kater nicht aus, da muß er entschieden ersaufen, wenn er sich nicht schleunig aus dem Staube macht!" murmelte er, während er sich Kopf und Gesicht mit dem Handtuch abrieb.

Noch einige Minuten und der Lieutenant stand fix und fertig da. Der Bursche reichte ihm Mütze und Handschuhe und unmittelbar darauf klirrte sein Schlepplüffel auf dem Straßenpflaster, das inzwischen die wellenförmigen Schwankungen verloren hatte, der Wohnung des gestrengen Herrn Oberst zu.

"Melden Sie mich dem Herrn Oberst!" sagte er zu der im Vorzimmer befindlichen Ordonnanz und im nächsten Moment stand er im Arbeitszimmer seines Chefs.

"Guten Morgen, Herr Oberst!" sagte er mit gewinnendstem Tone, indem er auf den an seinem Schreibtische sitzenden Alten zutrat.

"Guten Morgen!" erwiderte dieser den Gruß kurz und grollend, während er sich bemühte, sein verwittertes Gesicht in möglichst ernste und strenge Falten zu legen.

"Der Herr Oberst haben befohlen —"

"Jawohl Herr," unterbrach ihn der Alte aufstehend und ihn mit seinen scharfen, stahlgrauen Augen durchbohrend anblickend, "jawohl, ich habe Sie hierher befohlen, um Ihnen zu sagen, daß die Sache mit Ihnen so nicht mehr weiter geht. Verstehen Sie mich?!"

"Zu Befehl, nein, Herr Oberst!" stotterte der durch die Heftigkeit des Anpralls vollständig verblüffte Lieutenant.

"Desto besser verstehe ich Sie! Sehen Sie sich mal diese Briefe hier an! Dieselben betreffen einen gewissen Herrn Lieutenant von Tüllhausen und bringen zur Anzeige, daß dieser Herr Lieutenant wiederum eine Menge Schulden gemacht hat, die er nicht bezahlen kann! Einmal ist eine ähnliche Geschichte für Sie schon geregelt worden! Das hat Ihnen wahrscheinlich Courage gemacht, es in erhöhtem Maßstabe zum zweitemale zu probieren! Jetzt aber ist die Sache aus und was Sie zu gewärtigen haben, das wissen Sie ja wohl selbst!"

Der Oberst hatte das in kurzen, ruckartigen Sätzen hervorgestossen, wie er es stets that, wenn er in heftiger Erregung war.

Der Lieutenant war sichtlich erbleicht und richtete seine dunkeln Augen mit einem traurigen Ausdruck auf den Obersten.

"Ich weiß es, Herr Oberst, ich werde einfach kassiert," erwiderte er dumpf, während er mit der Hand nach dem Taschentuche faßte, um sich die großen Schweißtropfen abzuwischen, die sich auf seiner Stirn aus den Poren drängten.

Dem alten Obersten war dies nicht entgangen und sein mitleidiges, gutes Herz spielte seiner dienstlichen Strenge sofort wieder einen vernichtenden Streich. Sein Gesicht glättete sich beim Anblick des reinigen Säubers und die eben noch zornig funkelnden Augen blickten wieder mild und väterlich.

"Ja, was ist denn da zu machen? Die Sache ist schimm!" begann er nach kurzer Pause.

Der Lieutenant zuckte schweigend mit den Achseln. "Sie sind also nicht in der Lage, sich die Mittel zur Abwicklung Ihrer Verbindlichkeiten zu verschaffen?"

„Nein, Herr Oberst!“ lautete die kurze, resignierte Antwort.

„Um, hm, schlimm, sehr schlimm!“ sagte der Oberst, sich mit bedenklich emporgezogenen Augenbrauen hinter dem Ohre kratzend.

„Machen Sie es nur kurz, Herr Oberst, wozu mich erst noch länger martern!“ erwiderte der Lieutenant bitter.

In den Augen des Obersten leuchtete es seltsam.

„Na, Herr Lieutenant von Tüllhausen, ich werde Ihnen einmal etwas sagen! Auch für diesmal soll Ihnen die Sache noch einmal geschenkt sein und sollen Sie nochmals mit einem blauen Auge davonkommen! In Anbetracht dessen, daß Sie sonst ein tüchtiger und brauchbarer Offizier sind, hat Se. Durchlaucht, unser allergnädigster Fürst und Landesherr auf meinen diesbezüglichen Vortrag zu bestimmen geruht, daß Ihre Schulden noch einmal aus Allerhöchster Privat-schatulle bezahlt werden!“

„Das ist brav!“ plagte der Lieutenant im Übermaße seines Entzückens heraus.

„Herrr! Wissen Sie nicht, daß diese Äußerung gegen den Respekt verstößt, den Sie Ihrem Landes-herrn schuldig sind!“ donnerte ihm der Oberst an.

„Gardon, Herr Oberst, die Größe des Glücks und der fürstlichen Guld ließ mir diesen Ausruf entfahren! Die Freude macht mich verwirrt, ich weiß nicht, wie ich denselben Ausdruck verleihen soll! Wenn Se. Durchlaucht meinen Kopf verlangt, mit Freuden werde ich ihn denselben zu Füßen legen!“ rief der überglückliche Lieutenant.

„Das möchte Ihnen doch einigermaßen sauer ankommen, mein bester Tüllhausen! In Ihrem Kopfe in dieser Servierung dürfte Sr. Durchlaucht überdies auch nichts gelegen sein! Und nun bringen Sie mir bis heute mittag eine genaue Aufzeichnung Ihrer sämtlichen Schulden! Ihrer sämtlichen, verstehen Sie mich? Dann werde ich das weitere veranlassen! Adieu, Herr Lieutenant!“ sagte der Oberst lächelnd.

Wie der Wind war der Lieutenant aus dem Zimmer und in zwei Sätzen die Treppe hinab und zum Hause hinaus, um vor demselben an den gerade vorübergehenden Fährich mit einer Gewalt anzurennen, daß dieser sich nur mit Mühe im Gleichgewicht erhielt und bei einem Haare in den Kinnstein gesloßen wäre.

„Donnervetter, Tüllhausen! Was machen Sie denn hier? Wollte mir eben ein wenig meinen Kater auslaufen! Kommen Sie mit?“

„Ja, nein, nein, ja! Mensch, ich bin der glücklichste Bewohner unsers Planeten! Meine Feinde liegen jetzt zum Schemel meiner Füße, alle meine Gläubiger sind für mich nichts mehr als eine Einbildung meiner erregten Phantasie! Denken Sie sich, man hat mich wieder einmal beim Regiment Schulden halber denunziert! Ich sollte kassiert werden! Da ist aber unser Alter zum Fürsten gegangen und Se. Durchlaucht hat in Gnaden geruht, meine sämtlichen Schulden zu bezahlen! Ich soll nun dem Alten ein genaues Sündenregister aufsetzen und bis mittag überreichen, damit darauf die Anweisung aus der fürstlichen Kasse erfolgt! Sie sehen also, daß ich zuvörderst nach Hause muß, um diese weishebolle Arbeit auszuführen! Kommen Sie daher mit mir! Sie leisten mir dabei stumme Gesellschaft, machen sich's auf meinem Sofa bequem und stecken sich eine von meinen Pseudo-Havannas ins Gesicht! Nachher, wenn das große Werk vollendet ist, geben wir ins Kasino frühstücken und —“

„Hundshaare auflegen! Lawohl, das ist für uns

das beste! Gratuliere übrigens von ganzem Herzen! Brillanter Gedanke von Durchlaucht das, wert mit einem Glase Sekt begossen zu werden! Geben wir also, ich bin dabei!“ unterbrach ihn der Fährich, das laterbleiche Antlitz zu einem freudigen Lächeln verziehend, während er seinen Arm unter den des Freundes schob.

„Herrgott, mit welcher glücklicher Ruhe kann ich morgen zum Manöver anrücken! Mein Stern, du beginnst zu leuchten!“ rief der Lieutenant.

Darauf eilten beide mit raschen Schritten der Wohnung desselben zu.

Am nächsten Morgen waren sämtliche Bewohner der kleinen Residenzstadt auf den Beinen. Unter den schmetternden Klängen des voranreitenden Trompeter-corps rückte ja das Dragonerregiment zu dem sechs-wöchentlichen Manöver aus. Was gab das da für ein Trennungsweh und für ein Herzeleid, besonders unter den lieblichen Nymphen des Herdes, die ja nun eine so entsetzlich lange Zeit je ihren treuen „Anjust“ entbehren mußten, dem sie in heißer Liebe alle Abende überreicht, was sie mittags von ihrer Portion und denen — der Herrschaft abgeknapsft hatten. Die wackern Kriegsmänner schienen diesen Schmerz freilich nicht zu teilen, denn nicht wie halb geknickte Lilien, sondern stramm und fest saßen sie im Sattel und mit heiterm Blick und frohem Lächeln nickten sie ihren Schönen zu, wenn diese an der Hausthür sich mit dem Schürzenzipfel die Thränen aus den Augen wischten.

Der fidelste von den Fideleu war aber unstreitig der Lieutenant von Tüllhausen, der seinem Zuge mit einer Miene vorausritt, die zu sagen schien: Mir gehört die ganze Welt! Was kostet Europa und die umliegenden Ortshäfen?

Etwa eine kleine halbe Stunde Wegs seitwärts der Heerstraße nach D liegt auf einer sanften Anhöhe ein prächtiges kleines Schloß, dicht umgeben von einem ausgedehnten Park. Die blattreichen Kronen seiner uralten Baumriesen, meist Eichen, Linden, Ahorn und Kastanien, reichen fast hinauf bis zu dem kleinen Türmchen auf dem roten Ziegeldache, welches letzteres von ihnen beinahe ganz verhüllt wird und nur hie und da durch eine Lichtung hindurch schimmert. In den kostbar und mit wahrhaft vornehmem Geschmack ausgestatteten Sälen und Gemächern des Schlosses herrschte somit in Folge des reichen Schattens beständig jenes dem Auge so wohlthuende Halbdunkel, wie man es in seinen Häusern, entweder eben von der Natur oder durch die Kunst hergestellt, meist antrifft. Dieser stimmungsvolle Ton wurde noch bedeutend vermehrt durch die tiefe Ruhe, die ringsum herrschte, denn die zum Schlosse gehörigen Wirtschafts- und Stallgebäude lagen außerhalb des Parks und waren mit dem Schlosse nur durch einen breiten Fahrweg verbunden.

Der Blick aus den hohen Spiegelscheiben der Fenster führte ringsum nur über oder in die Parkanlagen, dagegen hatte man von dem Türmchen aus, in welchem eine Glocke hing, mit der der Kastellan alle Tage pünktlich den Morgen und den Abend zur bestimmten Zeit einläuten mußte, eine prächtige Aussicht in das Land. Vor der Vorderfront, zu beiden Seiten des mächtigen Portals, befand sich eine elegante, von zierlichen dorischen Säulen getragene Veranda; vor dieser ein halbkreisförmiger, weiter, kiesbestreuter Platz, in dessen Mitte aus einem Bouquet verschiedenartiger Blattgewächse eine aus karavischem Marmor hergestellte Statue des Apollo auf einem mit entsprechenden sinnreichen Reliefs

verzieren Postamente sich erhob und somit gleichsam als ein Wahrzeichen des Geistes und der Gesinnung sich darstellte, welche in dem schattigen Schlosse ihre Stätte gefunden. Die Hinterfront lief in eine mit einem Baldachin überdeckte steinerne Terrasse aus, deren breite nach dem Park führende Treppe mit blühenden Topfgewächsen und kostbaren Blattpflanzen herrlich zu beiden Seiten geschmückt war.

Eines Nachmittags, zwei Tage nach jenem schönen Augustmorgen, an welchem unser Lieutenant von Tüllhausen mit seinem Freunde, dem Fähnrich von Stock, aus der Garnison zum Wandern ausgerückt war, saß in einem mit kostbaren altdeutschen Möbeln aus geschlitztem Eichenholz ausgestatteten Zimmer des Schlosses in einem hohen Lehnstuhle ein alter Herr in leichtem, bequemem Sommeranzuge, in die Lektüre einer Zeitung vertieft. Man sah aus dem Ausrunde seines sanften Gesichtes, daß die Lektüre ihn außerordentlich anregte.

So sehr war er in dieselbe vertieft, daß er selbst das Eintreten eines Dieners in reicher Livree überhört hatte, der jetzt in seinem zaghaften Nähertreten durch das drohende Knurren eines riesigen Bernhardinerhundes gehindert wurde, der bisher ruhig neben dem Stuhle seines Herrn gelegen hatte und jetzt seinen mächtigen Kopf emporhob, um dem seiner Meinung nach unberufenen Eindringling ein energisches und wohl zu beachtendes Halt entgegenzurufen.

Erst dadurch wurde der alte Herr darauf aufmerksam, daß sich jemand in Zimmer befände, denn er wußte, daß sein „Pascha“ niemanden, selbst seine Diener nicht, ohne seine besondere Erlaubnis an ihn nahe heran ließ.

„Herr Professor!“ ertönte jetzt die Stimme des Dieners.

„Was willst du, Franz?“ erwiderte der alte Herr, das Zeitungsblatt sinken lassend.

„Es ist zu heute Einquartierung angemeldet. Eine Abteilung Dragoner, zwei Offiziere und ein Fähnrich. Sie müssen bald hier sein!“

Eben wollte der alte Herr etwas erwidern, da ertönte ein Trompetensignal auf dem Platze vor dem Hause.

„Sie sind schon da, ach du lieber Gott!“ rief Franz.

„Schön, so weise den Leuten ihre Quartiere an und Sorge dafür, daß sie alles Erforderliche erhalten, während ich die Herren Offiziere begrüße!“

„Na, das wird einen schönen Wirwar geben und Gepolter und Lärm, hier, wo sonst stets die tiefste Ruhe herrscht!“ murrte Franz.

„Das muß eben ertragen werden! Beeile dich, Franz!“ sagte der Professor aus der Thüre schreitend.

Die Offiziere waren bereits abgefahren und eben im Begriffe, das Haus zu betreten.

„Rittmeister von Knorrfeld, Lieutenant von Tüllhausen und Fähnrich von Stock bitten um Ihre Gastfreundschaft!“ stellte der Rittmeister, unser alter Bekannter, sich und seine Kameraden vor.

„Ach bin der Professor Sanderl! Seien Sie mir herzlich willkommen, meine Herren! Franz, führe die Herren nach ihren Zimmern! Sobald Sie es sich bequem gemacht haben werden, bitte ich Sie, sich im Speisesalon hier zu ebener Erde zu einem kleinen Jubiß einzufinden zu wollen; solch ein langer Ritt in der warmen Temperatur erschläft und macht Appetit!“ sagte der alte Herr, den Gruß mit einem herzlichen Händedruck erwidern.

Derselbe mußte übrigens mit den Bedürfnissen eines

Soldaten auf dem Marsche Bescheid wissen, denn nicht eine Viertelstunde war verstrichen, da saß er bereits mit den drei Kriegsmännern an der wohlbesetzten Tafel im kühlen Zimmer, während die zwölf Dragoner, die für ihre und ihrer Vorgesetzten Pferde schon gesorgt hatten, sich auf der langen Bank neben der Stallthür ebenfalls an mächtigen belegten Butterbrotten und kühlem Biere gütlich thaten.

„Gestatten Sie, Herr Professor, daß ich mir Ihren herrlichen Park besehe; ich möchte nach dem langen Sitzen zu Pferde meine Beine gern wieder etwas in Bewegung bringen!“ sagte nach beendetem Mahle der Lieutenant von Tüllhausen zu dem alten Herrn, der sich mit dem Rittmeister, welcher ihm sehr zu gefallen schien, bereits in ein gelehrtes Gespräch vertieft hatte und ihm eben einen Vortrag über irgend einen Gegenstand aus dem griechischen Altertum hielt, den der liebenswürdige und gutmütige Rittmeister, den Regeln des gesellschaftlichen Takts entsprechend, mit anscheinend großem Interesse über sich ergehen ließ, obgleich er nicht umhin konnte, dem auf eine so gute Art dem Gespräche entweichenden Lieutenant einen neidischen Blick zuzuwenden.

„Bitte recht sehr, genießen Sie sich durchaus nicht, unser ganzes Haus nebit allem, was dazu gehört, steht Ihnen zur Verfügung!“ entgegnete der Professor, froh, seinen Vortrag ungestört weiter halten zu können.

„Ich schließe mich mit Ihrer gütigen Erlaubnis an!“ rief der Fähnrich, sich gleichfalls erhebend.

„Auch du mein Sohn Brutus!“ murmelte der Rittmeister grimmig.

„Sagten Sie etwas?“ fragte diesen der Professor. „Gott bewahre, nein, durchaus nicht!“ entgegnete mit höflicher Verneigung der Rittmeister.

Die Glasthür, die nach der Terrasse führte, schloß sich hinter den beiden Freunden, die klirrenden Schritte die steinernen Stufen nach dem Parke hinabstiegen.

„Gott sei Dank, daß wir heraus sind! Der Alte mit seinem antiken Gewäsch ist ja entsetzlich langstielig! Der arme Knorrfeld thut mir bloß leid! Der muß anshalten, da hilft ihm kein Gott!“ lachte der Lieutenant, vergnügt um sich schauend und die reine wärrige Luft in langem Zuge einatmend.

„Da, ha, ha! Dem hilft kein Gott! Köstliche Idee! In der That herrlicher Park das! Müßte nur mit reizenden Wald- und Flußgöttinnen bevölkert sein!“ rief der Fähnrich, tänzelnden Schritts mit seinen langen Beinen neben seinem Freunde herrtrippelnd.

„Mit Sylphiden und Najaden! Das ist wahr! Das könnte auch mir wohlgefallen! Wollen wir nicht ein Liedchen singen, Kamerad? Wir ist so unansprechlich wohl auf diesem köstlichen Fleckchen Erde hier zu Mut, daß ich die ganze Welt unarmen möchte! Wie wär's denn mit dem:“

Es war einmal ein Lieutenant — Simserim sim sim —
Für eine blonde Maid entbrant! Simserim sim sim!
Er schwor bei seiner Gage
Auf eine Mariage!

Simsimserim, Simsimserim, Simsimserim, Zuckheil!“

Der Lieutenant hatte das, namentlich die beiden letzten Verszeilen, aus voller Brust in die klare Luft hineingesungen und wandte sich eben nach dem Fähnrich, um die Wirkung seines Gesanges auf dessen Gesicht zu studieren, als ein hinter dem dichten Tannengebüsch vor ihm hervordringender Ton ihn stutzig machte. Es war das unverkennbare, halbunterdrückte Lachen zweier weiblichen Stimmen.

Wie auf ein gegebenes Kommando blieben der

Lieutenant und der Fähnrich stehen und sehen einander verdutzt an.

„Haben Sie nicht ein Geräusch wie Lachen gehört?“ fragte ersterer.

„Gewiß, und noch dazu von weiblichen Stimmen!“

„Richtig! Hinter diesem Lammendickicht muß entschieden etwas Weibliches sich befinden! Zur Attaque vorwärts marsch!“ kommandierte der Lieutenant.

Nach wenigen Augenblicken hatten sie die kurze Strecke bis hinter jenes Dickicht zurückgelegt. Eben wollten sie mit einem Satz um die Biegung eilen, die der Weg um einen mächtigen Stamm machte, als sie plötzlich wie in die Erde gerammt stehen blieben und beider Lippen ein lautes „Ah!“ der Überraschung entfuhr.

Vor ihnen standen auf einer über einen kleinen schilfbewachsenen Teich führenden, aus Stangen errichteten Brücke zwei reizende junge Damen in eleganter Sommertoilette, welche die beiden ungestümen Ankömmlinge jetzt ebenso verblüfft anstarrten wie diese sie.

Diese interessante Situation dauerte indes nicht lange. Der weltgewandte Tüllhaußen raffte sich zuerst zusammen und die wenigen Schritte bis zu den jungen Mädchen zurücklegend, die inzwischen bis an den Anfang der Brücke vorgefahren waren und in denen er sofort mit richtigem Blick Bewohnerinnen des Schlosses vermutete, sagte er dann mit ehrerbietiger Verneigung und die Rechte zum militärischen Gruß an den Mützenrand legend:

„Verzeihung, meine gnädigsten Damen, wenn wir hier stören! Wir vernahmen aber von dieser Stelle die Klänge eines fröhlichen Lachens und diese reizten unsere Neugierde nach den Besitzerinnen dieser Stimmen so unwiderstehlich, daß wir uns in Laufschrift setzten, um uns deren Anblick nicht entgehen zu lassen!“

„Das verdente ich Ihnen durchaus nicht, meine Herren!“ erwiderte die eine der beiden Damen, eine imposante schlanke Blondine mit prachtvollem goldblonden Haar und großen tiefblauen Augen, während ein halb schalkhaftes, halb malitioses Lächeln ihren feingeschnittenen Mund umspielte. „Das wundert mich selbst nicht einmal, denn ich weiß, daß die Herren, das sogenannte starke Geschlecht, an Neugierde dem schwachen nichts nachgeben! Das aber wundert mich allerdings, wie die Herren überhaupt Zugang zu diesem nicht öffentlichen Parke haben konnten!“

„Pardon, mein gnädigstes Fräulein! Wir haben



Der ihnen starrten zwei reizende junge Damen in eleganter Sommertoilette.

zum Betreten des Parks die Genehmigung des Herrn Professor Sanden erhalten, nachdem wir unsere Legitimation als Einquartierung gebührend nachgewiesen haben. Da ich in Ihnen wahrscheinlich die gestrenge Herrin und Gebieterin des herrlichen Schlosses und Parks vor mir zu sehen die Ehre habe, so erstatte ich Ihnen hiermit pflichtschuldigst Rapport und erlaube mir gleichzeitig, meinen Freund hier, den Fähnrich von Stoc, sowie meine Wenigkeit, den Lieutenant von Tüllhaußen in Sr. Durchlaucht Dragonerregiment Ihrer Huld und Gnade ganz gehorsamst zu empfehlen!“

„Ah, das ändert die Sache! Wenn Sie Untels Freibrief haben, dann sind Sie bei mir und meiner Freundin Jenny hier vollständig legitimiert und bestens empfohlen! Mein

Name ist Alice Sanden! Ich bin allerdings die Besitzerin dieses Guts und Schlosses, das mein lieber Onkel nach meiner Eltern Tode für mich verwaltert, und als solche heiße ich Sie, meine Herren, auf meinem Besistum willkommen!“

Damit streckte sie dem Lieutenant mit einem anmutigen Pächeln ihre Rechte entgegen, die dieser ergriff und mit einem ehrerbietigen Kusse bedeckte. Der Fähnrich, der darauf das gleiche thun wollte, stolperte dabei leider über eine Baumwurzel und konnte sich nur durch einen Gewaltsprung vor dem Hinfallen bewahren, der sich freilich so hochtörmisch ausnahm, daß sowohl die beiden jungen Damen als auch der Lieutenant in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

„Alle Wetter, mein gnädiges Fräulein, Sie sehen, schon die Natur zwingt mich, vor Ihnen niederzufallen! Wie soll das weiter werden!“ rief von Stoc, in das Lachen einstimmend, da er sich dadurch am besten aus der Verlegenheit zu ziehen hoffte.

„Fürchten Sie nichts, Herr Fähnrich, so lange das Mittel, dessen sich die Natur bedient, in Baumwurzeln besteht, dürfte die Sache für mich wenigstens nicht gefährlich werden! Aber wollen die Herren nicht auch die Brücke betreten und einen Blick über den Teich nach jener Richtung werfen? Sie werden mir, falls Sie, wie ich voraussetze, Freunde von Natur Schönheiten sind, zugestehen, daß das Panorama hier ein ganz herrliches ist!“ erwiderte Alice, dem Gespräche dadurch eine andere Wendung gebend.

Die Freunde folgten nur zu gern dieser Einladung und im nächsten Augenblicke stand die kleine Gruppe in der Mitte der Brücke, von wo aus Alice, die sich

auf das Geländer derselben stützte, die Herren auf alles Besondere rings umher aufmerksam machte.

„Legen Sie sich nicht so fest auf das Geländer auf, gnädigstes Fräulein, das Holz scheint mir nicht mehr so recht fest zu sein!“ warnte Tüllhausen, dessen Augen mit immer lebhafter werdendem Ausdruck auf der Gestalt und dem Anlitze des jungen Mädchens ruhten, die auch ihn nicht ohne Interesse zu betrachten schien.

„Wo denken Sie hin, Herr Lieutenant; das Geländer ist fest! Gesezt aber auch, es wäre nicht fest und bräche mit mir ein — —“

„Um Gottes willen, sprechen Sie nicht so etwas aus! Schon der Gedanke daran wirkt lähmend auf mich!“ unterbrach sie Tüllhausen.

„Wahrscheinlich so lähmend, daß Sie, falls ich in das Wasser stürzte, gar nicht imstande wären, einen Rettungsversuch zu wagen!“ erwiderte sie etwas sarkastisch.

„Ich würde mich Ihnen sofort nachstürzen und Sie retten oder mit Ihnen untergehen!“ beteuerte der Lieutenant.

„Das klingt ja ganz romantisch! Aber wissen Sie, das Wasser hat keine Balken und ich möchte fast einen derartigen Fall herbeiwünschen, bloß um den Beweis zu haben, ob Sie wirklich — —“

Ein kühler Schrei brach ihre Worte ab. Ihm folgte ein heller Schrei und ein Fall in das hochaufspritzende Wasser des an dieser Stelle sehr tiefen Teiches. Stumm und starr vor Entsetzen standen Jenny und der Fähnrich. Im Augenblicke dagegen hatte der Lieutenant seinen Rock ausgezogen und beiseite geworfen, ein zweiter Fall, ein zweites Aufspritzen des Wassers, dann war es ein paar Sekunden totenstill und nur vier Augen blickten über den stehengebliebenen Teil des Geländers angstvoll in die Tiefe.

Es waren ein paar bange Sekunden, dann bewegte sich wieder das Wasser, und der Kopf und darauf der Oberkörper des Lieutenants tauchten empor. Er hielt den anscheinend leblosen Körper Alicens mit dem rechten Arm umfaßt, während er den linken dazu benutzte, sich nach der nächsten flachen Uferstelle hinzurudern.

„Na, so kommen Sie doch herunter und helfen Sie mir, damit wir glücklich herauskommen!“ rief er leuchtend dem immer noch wie erstarrt stehenden Fähnrich zu.

Da erst kam wieder Leben in diese Figur und so schnell seine langen Beine ihn trugen, eilte er und hinter ihm drein Jenny der bezeichneten Stelle zu. Ein paar kräftige Griffe und der Lieutenant sowie Alice befanden sich auf dem Rasen des Ufers. Nach wenigen Augenblicken schlug letztere, aus ihrer Ohnmacht erwachend, die Augen auf, während der Lieutenant und Jenny um sie bemüht waren.

Jenny und der Fähnrich stießen laute Fremdenrufe aus. Alice hatte sich, unterstützt von dem Lieutenant, der wassertriefend neben ihr kniete, wieder erhoben und ihr Auge ruhte mit einem unsagbaren Ausdruck auf dem Anlitze ihres Retters.

„Sprach ich vorher die Wahrheit, Alice?“ flüsterte sich ermannend der Lieutenant.

Alice antwortete nicht. Noch einen tiefen forschenden Blick warf sie auf ihn, dann, wie halb bewußtlos, sank ihr Haupt an seine Brust und ihre Arme umschlangen seinen Hals.

Seiner nicht mehr mächtig, preßte der Lieutenant sie leidenschaftlich an sich, sie aber, zum Bewußtsein erwacht, riß sich los und ihr Gesicht verhüllend, floh sie, von Jenny gefolgt, dem Schlosse zu. Der Fähnrich hatte mit offenem Munde diese Scene beobachtet.

„Donnerwetter!“ schrie er, „das ist ja eine Verlobung in optima forma! Wahrhaft gletscherhaft! Eben noch armer Lieutenant, holt sich ein schönes, reiches Mädchen aus dem Wasser und ist auf dem geraden Wege, Rittergutsbesitzer zu werden. Bomben und Granaten! Ob wohl das andere Fräulein auch eine Schloßbesitzerin ist? Auf Taille, für sie könnte ich mich auch ein wenig in so einen Teich stürzen!“

Tüllhausen blickte verzückt den hinter den Tannen verschwindenden Mädchen nach.

„Hab' ich's euch nicht prophezeit, daß es so kommen würde?“ jubelte er. „Meine Vision ist eingetroffen! Ich habe meine Prinzessin gefunden! Was wird unser Rittmeister, was erst gar unser Oberst und der Fürst dazu sagen!“

„Fabelhaft, auf Kastan!“ schrie der Fähnrich.

„Nun wollen wir aber machen, daß wir ins Schloß kommen, damit ich die Kleider wechseln kann! Trotzdem die Lüste lau wehen, fängt mich doch an zu frösteln! Ganze Schwadron kehrt, trab, trab!“ kommandierte Tüllhausen und im Sturmlauf eilten beide dem Schlosse zu, in dessen hinterm Portale sie alsbald verschwanden.

Die Kunde von dem Unfall Alicens war durch den geschwägigen Mund ihres Kammernädchens, das ihr beim Umkleiden behilflich war, längst und natürlich in den grellsten Farben im ganzen Schlosse verbreitet worden.

Als Tüllhausen mit dem Fähnrich nach einer guten Stunde wieder in dem Gartenjalon erschien, eilte der alte Professor auf ihn zu und schloß ihn mit vor Rührung feuchten Augen in seine Arme, worauf er ihm für die heldenmütige Rettung seiner Nichte seinen Dank in den wärmsten Worten aussprach. Auch der Rittmeister drückte dem Lieutenant stumm, aber desto kräftiger die Hand. Alice, die bereits mit Jenny im Salon anwesend war und trotz der Wahnung des besorgten Onkels, sich zu Bett zu legen und heißen Thee zu trinken, das Gemach nicht verließ, da sie sich vollständig wohl und kräftig fühlte, trat nun auch heran und reichte ihrem Retter unter lieblichem Erröten mit bezauberndem Lächeln und einem viel sagenden Blicke ihre Hand, die er an seine Lippen zog.

„Vorzufensend, das nenne ich Hilfe zur rechten Zeit! Haben Sie sich bei dem Gott sei Dank glücklichen Rettungswerke auch verdient gemacht, lieber von Stod?“ fragte der Rittmeister lächelnd.

„O, grandios! Sie werden doch nicht zweifeln! Nicht wahr, Fräulein Jenny! Verzeihen Sie gütigst, Ihren geehrten Vaternamen habe ich nicht recht verstanden, deshalb bin ich gezwungen, Sie in dieser vertraulichen Weise anzureden! Das ging eben alles so fabelhaft schnell, daß ich zu einer Frage gar keine Zeit fand! Vorstellung! Naturbewunderung! Geländerbruch! Wasservlumpfen! Rettungswerk! Geradezu fabelhaft! Hatte kaum Zeit, mich zu besinnen, was da eigentlich los war, als ich auch schon eilen mußte, dem Herrn Lieutenant beizuspringen und so das Rettungswerk zu vollenden!“

Alle lachten. Der Professor drückte auch ihm für die geleistete Hilfe die Hand. Der Rittmeister aber konnte es sich nicht verlagern, seine Neckerei fortzusetzen, denn er sagte: „Da haben Sie eigentlich verdammt wenig gethan! Die Hand dem aus dem Wasser Steigenden vom sichern Ufer aus entgegenstrecken, das ist keine Heldenthat! Sie hätten wenigstens doch dem Lieutenant nachspringen müssen, wie Sie sahen, daß er ins Wasser sprang!“

„Zu Befehl, nein, Herr Rittmeister! War absolut unnötig, denn der Herr Lieutenant ist bekanntlich der beste Schwimmer im Regiment. Wozu sich also zwecklos naß machen! Hätte Fräulein Jenny ebenfalls die Güte gehabt, in den Teich zu springen, dann wäre ich sofort nachgesprungen,“ erwiderte der Fähnrich.

„Ah!“ machte der Rittmeister.

„Na, na, Herr Fähnrich, vor dem Naßwerden scheinen Sie doch Angst zu haben!“ scherzte Jenny.

„Oho! wollen wir beide mal einen Versuch machen?“ rief der Fähnrich.

„Um Gottes willen! Ich danke bestens! Sie sind zu ritterlich!“ lachte Jenny.

Vierzehn Tage waren vergangen. Der Vorfall hatte die bisher einander so fremden Menschen einander nahe gebracht und der Lieutenant hatte die Zeit trefflich benutzt, seine Liebeswerbung in ritterlicher Weise und mit glücklichem Erfolge zu betreiben.

An einem Vormittage war die Gesellschaft im Salon versammelt. Der Lieutenant und Alice standen flüsternd in einer Fensternische. „Alice, teures Mädchen, heute noch will ich mit dem Oheim sprechen!“

„Noch nicht! Ich bin noch nicht gesammelt genug! Später — morgen!“ flüsterte Alice erglühend.

„Nein, so lange halte ich es wahrhaftig nicht aus!“

Ich muß die Bestätigung, die Gewißheit meines Glücks bald haben! Warten ist mir stets bis in den Tod zuwider gewesen und ganz gegen meine Natur!“ entgegnete er, zärtlich ihre Hand drückend.

„Ach diese Männer! Beim Abendbrot findet sich vielleicht Gelegenheit! Da ist der Onkel am gemüthlichsten und zugänglichsten!“ erwiderte Alice.

Die Zeit bis zum Abendbrot verlief unter heiterem Gespräch. Man war nach den wenigen Tagen bereits so zwanglos und vertraulich, als ob man sich schon Jahre lang gekannt hätte.

Endlich wurde zu Tisch gebeten. Selbstverständlich hatte Alice es so einzurichten gewußt, daß sie neben ihren Lieutenant zu sitzen kam. Der Professor hatte seinen Gästen zu Ehren das Beste aufstischen lassen, namentlich was der Keller aufwies, und stieß alle Augenblicke auf deren Wohl an. Er war, wie Alice Tüllhausen zuflüsterte, schon lange nicht so heiter gewesen. Namentlich trant er dem Lieutenant, den er wegen der Rettung seiner über alles geliebten Nichte besonders ins Herz geschlossen hatte, kräftig zu und sein übervolles Herz quoll ihm bald in einem schwingvollen Toaste auf die Gerettete und den Retter über. Alle erhoben sich und lustig klangen die Gläser aneinander. Diesen Augenblick benutzte der Lieutenant.

„Meine verehrten Anwesenden!“ so begann er, während Alice purpurrot ihr Antlitz tief auf ihren Teller niederbeugte. „Meine verehrten Anwesenden! Der Herr Professor hat die Güte gehabt, Fräulein Sanden und zugleich mich hoch leben zu lassen! Dadurch hat er bewiesen, daß auch er bereits von unserer Zusammengehörigkeit überzeugt ist!“

Der Lieutenant hielt hier inne und that einen tiefen

Atemzug. Das Gesicht des Professors aber, der einen schnellen Seitenblick auf Alice warf, wurde merklich länger, während der Rittmeister sich hastig seinen dicken Schnurbart strich, was er stets that, wenn ihn etwas besonders interessierte.

„Diese Zusammengehörigkeit unserer Seelen, hochverehrte Herrschaften,“ fuhr der Lieutenant fort, „haben auch wir beide, Fräulein Alice und ich, wahr und tief empfunden, als wir uns nach der mit Gottes Hilfe gelungenen Rettung gegenseitig ins Auge schauten! Ja, das haben wir nicht nur empfunden, sondern wir haben es uns auch gesagt, und gelobt, einander fortan fürs Leben anzugehören.“

„Om, hm!“ unterbrach der Professor laut den Redner, während sein Gesicht immer länger wurde und seine Miene den Ausdruck höchster, unbeschreiblicher Überraschung zeigte. Der Rittmeister aber, auf dessen Antlitz sich kein geringeres Staunen malte, war von der Rede bereits so eingenommen, daß er augencheinlich seine Umgebung sowie den Ort, wo er sich befand, vollständig vergaß, denn er gebot mit seiner tiefen klangvollen Bassstimme, wie wenn er im Offizierskasino seiner Garnison wäre, ein kräftiges: „Silentium für den geehrten Redner!“ und diesem Wachspruche schien sich unbewußt auch der Professor zu beugen, denn er schluckte die Worte, die er seinem bedenklichen

„Om, hm!“ hinzufügen wollte, wieder hinunter.

Der ins Feuer geratene Tüllhausen ließ sich übrigens auch gar nicht irre machen, denn er fuhr mit verstärkter Stimme und erhöhtem Ausdruck fort: „Ich bin, hochverehrte Anwesende, Soldat und liebe es als solcher nicht, viele Worte zu machen, sondern so gleich energisch zu handeln! Hätte ich auf der unglückseligen und doch

wieder so glückseligen Brücke nicht rasch und entschieden gehandelt, so läge Fräulein Alice jetzt wohl starr und bleich auf dem Grunde des Teiches!“

Der Professor wischte sich mit der Hand über die Augen.

„Ich habe Fräulein Alice das Leben gerettet, das selbe gehört also mir schon von Gottes und Rechts wegen! Um so glücklicher aber bin ich, wie gesagt, daß sie selbst mir dies Leben zu eigen gegeben hat aus freier Neigung und freiem Entschlusse! Fräulein Alice ist also von Natur ebenso angelegt wie ich, rasch, sicher, bestimmt! Also passen wir zusammen und also halte ich hier vor dieser ehrenwerten Gesellschaft als Zeugen bei Ihnen, Herr Professor, um die Hand Ihrer Nichte an und frage Sie kurz, treu und ehrlich: Wollen Sie mir Ihre Nichte zur Gemahlin geben? Wollen Sie das, so sagen Sie ja, wollen Sie das nicht, so sagen Sie nein, und ich nehme mein Liebchen auf meinen Knappen und fliehe mit ihr in die weite Welt!“

„Herr des Himmels, das wäre mein Tod!“ rief, sich selbst vergessend, Alice und schlang ihre Arme um den Hals des geliebten Mannes. „Ich kann ja gar nicht reiten!“

„Das könnten Sie ja gar nicht beantworten, Herr Professor!“ rief lachend der Rittmeister.

„Auf Taille, nein, das könnten Sie nicht ver-



Diesen Augenblick benutzte der Lieutenant.

antworten!" wiederholte im Brusttone der Überzeugung der Fähnrich.

"Ja, wenn die Sachen bereits so stehen," sagte lächelnd der Professor, "dann dürften meine Einwendungen, wenn ich deren überhaupt zu machen hätte, wohl auch gänzlich zwecklos sein und nur dazu dienen, Unheil zu stiften! Glücklicherweise bin ich in der angenehmen Lage, keine machen zu brauchen, denn nach alledem, was ich vom Herrn Rittmeister hier über Sie, Herr Lieutenant, vernommen und was ich selbst beobachtet habe, sind Sie ein Ehrenmann, dessen Geistes- und Charaktereigenschaften dazu angethan sind, ein so liebes Mädchen, wie meine Nichte Alice, glücklich zu machen! Sie haben Ihr Leben für das ibrige eingekauft und sich somit allerdings ein Recht auf ihren Besitz erworben! Ich erhebe daher mit Freude mein Glas, obwohl ich über die Schnelligkeit all der Vorgänge in der That mehr wie überrascht bin, und bitte Sie, verehrte Anwesende, da es nun einmal nicht anders ist, mit mir auf das Wohl des jungen Brautpaares anzustossen! Es lebe hoch und dreimal hoch!"

"Ach du lieber, guter Onkel!" rief Alice glückselig strahlend.

"Ach Sie lieber, guter Herr Onkel!" wiederholte begeistert der Lieutenant.

"Brillanter Onkel!" bestätigte der Fähnrich. "In der That vortrefflicher Onkel!" bekräftigte der Rittmeister im tiefsten Bass, sich mit wahrhaft fanatischer Hast seinen Schnurrbart streichend.

"Haben Sie auch solch einen Onkel, Fräulein Jenny?" fragte der Fähnrich die mit dem Glase sich ihm nähernde Jenny leise.

"Leider nein!" erwiderte das junge Mädchen lachend, "leider nein, ich habe nur eine arme Tante!"

"Ach wie schade! Auf Taille!" seufzte der lange Fähnrich und zog sich enttäuscht zurück.

Nachdem das junge Brautpaar den guten Onkel mit Bärtlichkeit beinahe erdrückt und die Glückwünsche der kleinen Tafelrunde, die gar nicht enden wollten, in Empfang genommen, ließ man sich wieder am Tische nieder und während Alice und Tüllhausen leisem, süßem Geselz sich hingaben, überließen sich die andern einer lebhaften, heitern Unterhaltung.

Nur der arme Fähnrich war auffallend schweigsam geworden und suchte Trost bei der Flasche, die sich ihm weniger spröde erwies als die schalkhafte Jenny.

Glücklichere Menschen hatte der längst am Himmel aufgestiegene Mond selten beleuchtet, als diese sechs, die nach aufgehobener Tafel noch einen Gang zur Abkühlung in den Wegen des Parks machten, dessen in der linden Nachtluft sich leise bewegenden Zweige dem Brautpaare einen glückverheißenden Gruß entgegenzuwinken schienen.

Der Fähnrich aber schlug sich bald seitwärts in die Büsche und blickte grollend zu dem Monde empor: "Pyramidaler Kexl! — Eine arme Tante! Bah!"

Sechs Wochen waren vergangen. Das Manöver war beendet und die Truppen wieder in ihre Garnisonen zurückgeführt.

Der alte Oberst von Schrenk saß eines Vormittags in seinem Arbeitszimmer an seinem Schreibtisch und blätterte in einem militärischen Journale.

Da meldete die dienstthuende Ordonanz den Herrn Lieutenant von Tüllhausen.

"Soll eintreten!" befahl der Oberst, während er dann vor sich hin murmelte: "Tüllhausen! Name, was will denn der? Wird sicher wieder eine unangenehme Geschichte oder ein dummer Streich sein."

Inzwischen war der Lieutenant eingetreten.

"Guten Morgen, Herr Oberst!"

"Guten Morgen! Nun, was steht zu Diensten, Herr Lieutenant?"

"Ich erlaube mir die pflichtmäßige Meldung zu machen, Herr Oberst, daß ich heiraten will und bitte Sie um den dazu erforderlichen Konsens!"

"Wie? — Wa? — Was? Wie? Sie wollen heiraten?" rief der Oberst, dem vor Erstaunen das Journal, das er noch in der Hand hatte, zur Erde fiel.

"Finden Sie das so merkwürdig?" fragte der Lieutenant lächelnd.

"Allerdings, das heißt an sich eigentlich nein, aber unter gewissen Umständen doch! Ich bin vollständig überrascht! So etwas spricht sich doch vorher herum — ich habe aber nicht ein Sterbenswörtchen bisher davon vernommen!"

"Es ist aber trotzdem so, wie ich Ihnen sage, Herr Oberst!"

"So! Na, dann gratuliere ich Ihnen von ganzem Herzen! Natürlich nehme ich an, daß Ihr Fräulein Braut, da Sie ja, wie ich weiß, vermögenslos sind, das vorschriftsmäßige Vermögen hinterlegen kann!"

"Das hat sie sicher, Herr Oberst!"

Tüllhausens Gesicht überflog dabei ein eigentümlich schmunzelndes Lächeln.

"Das ist schön! Aber Sie lachen da so eigentümlich, so — ich möchte fast sagen verdächtig! Es ist wohl gar so eine Art von Goldfischchen, Herr Lieutenant, was Sie sich da gefangen haben?"

"Na ja, Herr Oberst, so ein bißchen Geld ist schon dabei!"

"I was tausend, mein bester Herr Lieutenant! Das ist wohl Geheimnis wie viel, oder darf man's auch wissen? Es ist nur meiner Frau wegen! Frauen interessieren sich bekanntlich immer für dergleichen!"

"Genau weiß ich es selbst noch nicht, Herr Oberst!"

"Nun, eine hübsche Jahresrente, um behaglich leben zu können, wird es doch abwerfen? Wieviel denken Sie denn so ungefähr?"

"Na, so etwa 200000 Thaler jährliches Einkommen!"

Der Oberst fuhr verblüfft zurück, dann fixierte er den Lieutenant mit einem scharfen Blicke. Er kannte kein Menschenkind, seinen Fürsten ausgenommen, in seinem Heimatlande, das alljährlich über eine solche Summe zu verfügen hatte. Er hielt es für gänzlich unmöglich, daß jemand außer einem Rothschild ein solches jährliches Einkommen habe. Ebenjowenig konnte und durfte er annehmen, daß der Lieutenant sich einen Scherz mit ihm machen, ihn wohl gar zum besten haben könnte.

Er warf wieder einen Blick auf den jungen Offizier. Derselbe lächelte noch ebenso verdächtig wie vorher. Dies Lächeln schien ihn auf die richtige Fährte zu führen. Sein schon halb zornig blickendes Auge nahm einen ernsten, einen besorgten Ausdruck an.

"Wissen Sie, Herr Lieutenant, kommen Sie nachmittags wieder! Wir sprechen dann weiter über die Sache! Ich bin augenblicklich dienstlich abgehalten! Muß eine dringende Sache erledigen!"

Der Lieutenant empfahl sich, fortwährend vergnügt schmunzelnd.

"Mein Gott, der Armste ist übergeschnappt! Schade um den begabten jungen Mann!" murmelte der Oberst vor sich hin, als die Thür sich hinter dem Lieutenant geschlossen hatte. Dann legte er Säbel und Schärpe an, stülpte sich den Helm auf sein besorglich wackelndes Haupt und eilte spornstreichs zu seinem Fürsten.



„Weshen Sie mich sofort Sr. Durchlaucht, die Sache ist eilig!“ sagte er zu dem Kammerdiener, als er im Vorzimmer angelangt war.

Wenige Augenblicke und er stand im Gemach des Fürsten.

„Nun, mein lieber Herr Oberst, was bringen Sie mir?“ fragte dieser.

„Melde Ev. Durchlaucht unterthänigst, daß der Lieutenant von Tüllhausen verrückt geworden ist!“

„Herr des Himmels, bester Oberst! Ich habe soeben die Nachricht erhalten, daß er sich mit der reichen Herrin von S. verlobt hat!“

„Zu Befehl, Durchlaucht! Das ist ja eben seine Verücktheit! Der Unglückliche bildet sich ein, seine angebliche Braut habe 200000 Thaler jährlicher Rente!“

Bei diesen Worten brach der Fürst in ein lautes heiteres Lachen aus, dann klopfte er dem alten Haudagen vergnügt auf die Schulter und sagte: „Mein lieber Oberst, die Sache hat ihre Wichtigkeit! Die Verhältnisse der Braut kenne ich von meinen Jagden her in jener Gegend ganz genau. Glauben Sie mir, sie hat eher mehr wie weniger!“

Der Oberst stand wie vom Donner gerührt, dann malte sich ein Zug unaussprechlicher Verlegenheit auf seinem ehrlichen Gesicht.

„Durchlaucht!“ stammelte er.

„Die Geschichte bleibt ganz unter uns, mein lieber Oberst, versteht sich! Aber übergeschnappt war mein Lieutenant ganz und gar nicht, als er sich mit diesem ebenso lebenswürdigen wie reichen Mädchen verlobte!“

Ein Vierteljahr später waren der Lieutenant von Tüllhausen und Alice Sanden ein glückliches Ehepaar. Seinen Kameraden gegenüber hat der glückliche Gatte selbstverständlich Wort gehalten. Die Anzahl der Flaschen Sekt, die er der vom Premier in der Wette verlorenen einen entgegenstellte, war schier unermesslich. Die Kameraden aber hatten fortan heiligen Respekt vor seinem prophetischen Geiste.

Cante Irene.

Ein Bilderbuch.

Nach ihren Tagebüchern und aus eigener Anschauung geschildert von
A. Schuster.

Winterabend.

Schon wieder prasselt im Kamin das Feuer,
Der Abend sinkt, die traute Lampe brennt,
Am runden Tische sammeln sie sich wieder
Die Lieben, die des Tages Arbeit trennt.
Komm, Fränzchen! Nun? Wo bleiben heut die Bücher?
Wie steht es mit den verbes irréguliers?
Laß hören! — Ach du lieber Himmel!
Statt j'irai sagst du wieder j'allera! —
Nicht: schi —, das j muß weich gesprochen werden,
Ganz summend zart und nicht germanisch roh,
Des Deutschen Härte ist dem Gallier fremd,
Der Mund, der wird gespitzt. Sieh! so: — — —
— O Gott, wie hat die Klage mich erschreckt,
Von hinten sprang sie auf die Schulter mir!
Pui, Mimi! das war garstig; geh aufs Sofa!
Und bist du artig, spielt Papa mit dir.
— So, jetzt kann's weiter gehn! — Was willst du, Fanny?
Nein, Kind, das ist denn doch der höchste Trumpsf:
Jetzt hast du zwanzig Maschen fallen lassen
Und strickst zwei Fersen gar an einen Strumpsf.
Es hilft dir nichts, reiß alles wieder auf,
Fürwahr, es mahnt mich an die Odyssee:

Du kommst mit deinem Strumpsf auch nicht weiter
Als mit dem Brautleid einst Penelope.

— Ja so! Wo steht wir denn in der Geschichte?

Ganz recht: Die Glanzzeit unter Perilles;
Und nun erzähl die Anekdote, Fränzchen,
Vom großen Hund des Alcibiades. —

— Friß! Ich verbit' mir ein für allemal

Das ew'ge Dreinschulmeißern, wenn ich spreche,
Auch stört mich nichts so sehr im Lehrvortrag
Als dieses höh'n'sche Grinsen, dieses freche!

Meinst du, weil du die Quarta repetierst? — —

Kein Wort! — Sonst rufe ich den Vater!

Ich bleib' dabei: 's war Alcibiades,

Der Freibillets verschente fürs Theater. —

So, Franz, genug für heut, jetzt geh und lies

Dem meinethalb die „Wunder der Prairie“,

Auch das Votabelnlernen laß bis morgen:

Viel besser memoriert sich's in der Früh. —

— Seht doch den Friß! — Jetzt weiß er mich zu finden:

O dieser Schmeichler, voller Lug und Trug:

Jetzt sagt er: „Bitte, Tanten, hilf ein bißchen!“ —

Nicht wahr: Fürs „Deutsche“ bin ich gut genug?

Ja, ja, da fehlt's dir auch in allen Eden,

Und wär's auch nichts als eine simple Chrie,

Von Stil und Ausdruck wollt' ich gar nicht reden,

Wär' tabellos nur die Orthographie! —

— So! — Nun kann sich das Ding schon eher sehen lassen,

Jetzt geh und lüg, du habst es selbst gemacht.

— Und nun zu Bett! Es ist schon beinaß zwölfe,

Ihr Kinder, noch ein Küßchen! — Gute Nacht!

Abendlied.*)

Wenn die Blümlein schlafen gehn,
Steigt ein Englein nieder,
Streift Rosmarin und Schleh'n
Mit dem Goldgefieder.
Und es schließen lächelnd dann
Sich der Blumen Kronen,
Rosen, Tulpen, Thymian,
Erbsen, Linjen, Bohnen.
Mir nur ist der Trost geraubt,
Sagt, ihr Hyacinthen:
Wann wird dieses müde Haupt
Endlich Ruhe finden?

Die konfiszierte Ariadne auf Naxos.

Friß, ich ließ dich auf mein Zimmer bitten,
Weil ich nicht in Gegenwart von dritten
Dinge mag erwörtern heikler Art.
Doch ich merk', du räst schon, was ich meine
Viele Worte brauch' ich also keine,
Und die Vorred' wäre mir erspart.

Ganz erregt kam heut die Katharine
Und erzählte mit verstärkter Miene,
Was auf deiner Stube sie geschaut:

„Eine Gipsfigur, die unbekleidet
Dort auf einem großen Hunde reitet,
Daß es jedem Christenmenschen graut.“

Zu beschwicht'gen sie und zu befehren
Sucht' ich, sie des bessern zu befehren,
Und daß griech'sche Sitte etwas frei.

*) Die mit * bezeichneten Gedichte sind wörtliche Wiedergaben aus
Cante Irene's Poesiealbum.

Doch nicht alles schien sie mir zu fassen,
Denn zum Schlusse sprach sie ganz gelassen:
„Daß es eben unanständig sei.“

Nun, da läßt sich ja nicht weiter streiten,
Ander's denken, Gott sei Dank, wir beiden,
Eins nur ist es, was mir Sorge macht:
Heißet nicht von uns auch das Gewissen,
Zu beschützen den vor Argernissen,
Der befangen ist in Geistesnacht?

Ah, es ist ja leider auch vom Schönen
Nur ein kleiner Schritt bis zum Obscönen,
Sei's in Marmor oder Töpferthon,
Selbst ja schwärm' ich für das Griechisch Raute,
Aber auch die Kunst hat Katarakte,
Die der Sitte schwankes Boot bedrohn.

Um nun auf den Fall zurückzukommen:
Die Ariadne hab' ich weggenommen,
Wohlverwahrt steht sie in meinem Schrein;
Doch wenn dich des Alltags Sorgen drücken,
Du durch Kunstgenuß dich willst erquicken:
„So oft du kommst, er soll dir offen sein.“

Der Ballon captif.*

Ja, steige nur, du aufgeblähter Tropf,
Du Urjymbol des Menschenunverstandes,
Es kettet doch ein kurzes, schwaches Tau
Dich, Streber, an die kleinste Scholle Landes.
Und wehe dir, folgst du dem mächt'gen Drang,
Im weiten Aethermeere dich zu legen:
Zerreiß das Band! Es währet gar nicht lang,
Und nieder fälltst du als zertrümmer Felsen!

Indiskretionen

aus einer vertraulichen Komiteestzung des Frauenvereins
zur Unterstützung verschämter Hausarmen unter Tante
Frenens Vorstiz.

Ich denke, wir beginnen, meine Damen,
Und weil wir doch nur en petit comité
In meinem eignen schlichten Heime tagen,
So schlag' ich vor, daß wir vertraulich nur
Und ganz sans gêne die Fragen diskutieren.
— Die Damen kennen sich? Ein neues Mitglied:
Frau Oberstabsarzt Schmitt, — Frau Hofrat Müller,
— Frau Bauinspektor Schlapp, — Frau Doktor Salbe,
— Freifrau von Pusterrohr auf Blafedow. —
Doch ehe wir zur Tagesordnung schreiten,
Möcht' ich noch konstatieren, daß viel besser
Sich's reden läßt bei einem Schälchen Kaffee.
Die Damen nehmen an? Wie das mich freut!
Auch würde eine Einsprach' wenig nützen.
Der Tisch steht schon bereit, es ist serviert.
— Viel oder wenig Milch, Frau Oberstabsarzt?
Wie, schon genug? Mir wär' er viel zu schwarz,
Jedoch ganz wie's beliebt und chaeon à son goût.
— Nun bitt' ich aber dringend, meine Damen,
Sich ja nicht lange nötigen zu lassen!
Und hier die Apfelförtchen mit Rosinen, —
Nein, nein, da lasse ich nicht mit mir spaßen:
Ich hab' sie selbst gemacht, auch das Konfekt,
Und prächtig ging der Kugelhoppf mir auf.
— So! — Jetzt erst können wir in Seelenruh'
Des Tages ernste Fragen ventilieren,
Und uns beraten, wie der Armut helfen
Und größerm Nothstand vorzubeugen sei.

Ah, es ist vieles, vieles noch zu thun,
Um nur das ärgste Elend zu beseitigen,
Das meist noch scheu sich unserm Blick entzieht.
So kam ich dieser Tage in ein Haus
Der Mittelgasse, in der obern Vorstadt:
Dort wohnt ein Drochskentuschger Hoppelmann
Im fünften Stock mit Frau und sieben Kindern,
Die unerwachsen meist; nur eine Tochter
Verdient ihr Brot mit Nähen, Plätten, Waschen,
Und bitterer Mangel herrscht in der Familie.
— So, so, Sie kennen diese Leute auch?
Wie hübsch! Da finde ich doch Unterstützung;
Nicht wahr, es ist doch so, Frau Bauinspektor?
Ja, ja, ich hab' an Ort und Stell' mich informiert,
Hier gilt es, Nächstenliebe zu bekunden!
— Wie, gnäd'ge Frau? Sie sind nicht meiner Meinung?
Und „selbstverschuldet“? Nun, ich bitte sehr!
Was kann die Frau dafür, daß er ein Trunkenbold,
Der keinen Pfennig für den Haushalt giebt?
Zum Unglück ist die Frau dazu noch kränklich,
Und so ernährt die Tochter die Familie.
— Wie sagen Sie? Das wär' ja unerhört:
Es sei der Ruf der Tochter nicht der beste?!
Nun, aufs Gerode darf man nicht viel geben,
Wir wollen selbst die Sache untersuchen,
Bis dahin sei der Fall beiseit' gejezt.
Nur einen Punkt möcht' ich hier noch erwähnen,
Der freilich auch mich selbst befreundet hat:
Wozu die Kleiderpracht der armen Mädchen?
Und stamm' sie auch aus hart erworbnem Geld:
Ich bitte Sie! Oliv mit Samtbesatz,
Fraise écrasée, bleu mort und andre Farben
Der neuesten Saison trägt jede Dienstmagd jezt,
Was soll denn da noch unjereines tragen?
— Doch à propos, im Bazar parisien
Ist eben eine Robe ausgestellt.
Ich sage Ihnen: einfach exquisit!
Der Rock und Taille blaßgeln mit ponceau,
Gerast, mit doppeltem Blisseebesatz,
Kurzum: in Farb' und Stil erhaben komponiert!
— Doch mille pardons! Im Eifer des Gesprächs
Vergaß ich ganz und gar der Wirtin Pflichten!
Nein, nein, Frau Oberstabsarzt, ich muß bitten:
Es ist das vierte Schälchen erst und nicht das fünfte,
Sie machen mich noch wirklich ernstlich böß! —
— Wie, meine Damen? Ich will doch nicht hoffen?
Ist's wirklich schon so spät? Gerade jezt,
Wo wir in bester Stimmung — und schon gehen!
Wie heißt es doch in Romeo und Julia:
„It was the nightingale and not the lark.“
Doch wenn's denn sein muß: bon soir, mes dames,
Und wenn ich bitten darf: au revoir!

Die Klavierstunde.

A—ins, zwa—i, dra—i, vie—ir
Jetzt verlier' ich die Geduld!
Fanny, es ist deine Schuld,
Daß wir gar nicht vorwärts kommen!
Es ist wirklich eine Schande,
Und ich seh' es tief betrübt:
Wieder hast du nicht geübt,
Keine Note angesehen!
Falsch! — Es sind doch lauter Ahtel
Und auch noch zwei ♯ davor,
Sagt dir denn nicht schon das Ohr,
Daß du wieder fehlgegriffen?

Und das Tempo! Das Geklimper!
Ohne Ausdruck und Gefühl,
Und dabei soll dieses Spiel
Noch con espressione sein!

Hör, ich mein', wir stecken's ganz auf,
Deine Overturmelodien:
Norma, Freischütz, Lohengrin,
Magst du für dich selber klümpeln!

Chopin lernst du nie verstehen,
Für den ich so innig schwärme,
Der mit soviel Seelenwärme
Kraft und Majestät verbindet.

Wenn die Tante dann den Flügel,
Fritz dazu die Violine,
Fränzchen spielt das Scarine,
Kamst du weinend seitab schleichen.

Fritz bekommt einen Instruktor.

Herr Kandidat, auf einen Augenblick
Möcht' ich Sie bitten, bei mir einzutreten!
Herr Dr. Simplon? Oder sprechen Sie Sängplong?
Herr Doktor also! Bitte, hören Sie:
Bis heute hab' ich selbst, soviel ich konnte,
Den Kindern bei der Arbeit nachgeholfen;
Ich darf wohl sagen: mit Erfolg; indes
Ich fühl's, es geht doch über meine Kräfte,
Besonders in Bezug auf Fritz: denn für die Kleinen
Möcht' ich den Unterricht mir reservieren.
Zwar treib' ich selbst Latein, auch etwas Griechisch,
Und könnt' zur Not auch noch dem Fritz nachhelfen:
Aber er folgt mir nicht mehr, weil das Ei
Schon klüger sein will als ich alte Henne.
Auch ist er schon so furchtbar burschlos
Und raucht schon, denken Sie sich nur: er raucht!
Papa ist selbst so schwach und gab ihm neulich
Ein ganzes Kistchen Damencigaretten!
Die Mutter kümmert sich recht herzlich wenig
Um ihren Fritz; erst gestern sagte sie:
„Ich bitte dich, Irene, laß den Jungen,
Er ist doch wahrlich alt genug,
Sich seine Hörschen selber anzuziehen!“
Da haben Sie's! Das ist der ganze Dank
Für meine pädagogische Bemühung!
Soeben wieder hab' ich mich geärgert:
Er sagte: „Liebe Tante, kauf mir doch
Ein paar Kanonen, aber nur recht große.“
Ich lachte drauf und sprach: „Warum nicht gar,
Ein großer Junge mit Kanonen spielen!“
Da sprach er: „Tante, du beleidigst mich,
Du weißt wohl, was ich meine: lange Stiefel!“
Drauf habe ich ihm rundweg dann erklärt,
Er solle die Studentenposen lassen
Und seine Nase in die Bücher stecken.
So haben wir uns hin und her gezanft. —
Nun, Gott sei Dank, ich bin von Herzen froh,
Daß ich den Bengel endlich losbekomme!
Indes, eh' ich mein Lehramt niederlege
In Ihre Hand, mein hochgeehrter Herr,
Hielt ich's für meine Pflicht als Mensch und Tante,
Den Schatz der eigenen Erfahrungen
Dem würdigen Nachfolger mitzuteilen.
Noch eins! — Fritz hat ein gutes Herz und ist intelligent,
Und — Herr Doktor, Sie verzeihen mir die kleine Schwäche:
Es trägt der Knabe heute vormittag zu Haus,
Mit einem Wort: er ist die ganze Tante!
Nun, lieber Simplon, wissen Sie wohl alles,

Was meinen lieben Nissen Fritz betrifft,
Nicht länger will ich Ihre Zeit in Anspruch nehmen:
Auf Wiedersehen denn! — Empfehl' mich Ihnen!

An Schopenhauer.*

Nicht ins Auge blicken will ich dem Genius,
Andächtig nur, auf den Knieen nur lauschen dem Worte,
Daß seinem Munde entströmt, dem göttlichen;
Ihm, der den Schlüssel gefunden zur uralteindischen Weisheit,
Der in verständlichem Deutsch der Beden Geheimnis uns lehrt,
Der, ein zweiter Buddha Schafia Muni,
Unerkannt, einsam und freudlos durchs Leben gepilgert!
Einsam durchs Leben gepilgert, einsam und freudlos wie ich,
Die ich stolz einst wie er Gott Hymnen den Rücken gewandt.
Fühlst du, erhabener Geist nun, welch geistiges Band uns
verbindet,

Und wer als geistige Braut im Geiste die Rechte dir reicht?
Doch verzeih mir, verzeih die vermessene Kühnheit,
In das Bewußtsein des Nichts lehr' ich vernichtet zurück.
Ach, ich weiß es ja wohl, stets abhold warst du dem Weibe,
Spottest, daß unser Geschlecht man das schöne genannt.

Doch ich frage, ich frage mit fühnem Bewußtsein:
Kann ich denn selber dafür, daß ein Weib nur ich bin?
Ach, wie gerne, wie gern möcht' ich selbst ins Nirwana
zerfließen,

Wo man nicht mehr wie hier so kleinlichen Unterschied kennt;
Sei's drum, ich leide, ich leide geduldig noch weiter,
Bis sich der Knabe mir naht, der mir die Fackel verkehrt.
Doch ich beschwör's: Ich verneine den Willen zum Leben,
Denn der Schleier der Maja, der tragenden, täuscht mich
nicht mehr.

Dies mein Bekenntnis: Ich schwör' es bei Brahma, Wischnu
und Schiwa,
Schwör's bei den Beden, schwör' es beim Upanishad!

— Und nun sage mir, grausamer Mann, sage das eine
mir nur:

Zürnst du auch jetzt noch dem Weibe? Kennst du es noch
inferior?

Rein? Du lächelst! Du lächelst! Du hast verziehen uns
Armen!

O, habe Dank dafür, tausendfach Dank! Es jubeln dir zu
Millionen,

Und die versöhnende Hand reicht dir durch mich mein Ge-
schlecht!

Die Entdeckung.

Es ist empörend! Es ist unerhört!

O daß ich so etwas erleben muß!

Sag, Fanny, hab' ich solches dich gelehrt?

Dankst du mir so? Durch Ärger und Verdruß?

Wer ist der Arthur? — Ich will alles wissen!

Rein, nein, ich weiß es schon, darum gesteh:

Wer schrieb den Brief? Wer ist „mit tausend Küssen
Der Deine stets?“ Wer „stirbt vor Sehnsuchtsweh?“

Wem „leuchtet fern von Sestos' Felsenurm
Die Herosackel durch die dunkle Nacht?“

Wer „kämpft sich mutig durch den Meeressturm?“

Und wer hat diese Verse hier gemacht? —

Sol! Das ist Nummer eins. Und hier, mein Kind,

Ist deine Antwort. Kennst du dies Billet?

Wer kann heut kommen auf den Slating-Mint,
Trägst statt des Gutes du das Samtbarett?

Wer sah sich gestern fast die Augen aus
Nach dem bewußten Stehplatz im Parterre,
Und wer bleibt heute vormittag zu Haus,
So zwischen elf und zwölf Uhr ungefähr? —
Das ist mir eine saubere Geschichte!

Und weißt du auch, durch wen ich sie erfuhr,
Wer mir die Briefe gab und die Gedichte?
Die Katharin', der Postillon d'amour!
Sie that's nicht gern, die alte, treue Seele,
Sie sagte, ihre Ruhe sei dahin,
Und daß sie das Gewissen fürchtbar quäle,
Und bat für dich um Gnade auf den Knieen.
Es sei! Ich werde nichts den Eltern sagen,
Versprichst du mir das eine in die Hand:
Dir diesen Arthur aus dem Sinn zu schlagen.
Versprich mir das! — Dies sei mein Unterpfand!

Große Wäsche. *

All herbei!
Fleiß des Tages Lösung sei!
Zugegriffen hoch und nieder,
Kathrin', lauf zum Seifensieder,
Hole Soda, Seif' und Bläu'!

Wie sich's häuft!
Groß und klein geschäftig läuft.
Frisch jeht! Hemden und Servietten,
Kragen, Strümpfe und Manschetten,
Alles tüchtig eingeseift!

Schürt die Stut!
Heißes Wasser Wunder thut.
Ja, des Feuers heil'ge Flamme
Läutert uns vom Erdeneschlamm,
Macht uns reinlich, fromm und gut.

Aufgehängt!
Wie sich's nach dem Seile drängt!
Doch umsonst ist alle Mühe,
Kommt von oben eine Brähe,
Wenn man so an gar nichts denkt.

Stahl, erglüh,
Daß wie Schnee die Leinwand blüh'!
Pardon, daß ich's hier bemerke:
Trefflich ist Patentglanzstärke,
Deshalb auch empfehl' ich sie.

In den Schrein
Schließt mir nun das Binnen ein.
Glück strahlt heut aus jeder Miene,
Heut lacht selbst die Katharine,
Und so soll es immer sein!

Kunststudien.

Wohlan! So mag die Sitzung denn beginnen!
Leinwand und Farben, alles ist bereit;
Das Licht ist günstig, warm das Atelier.
Nun höre, Fränzchen, denn, was ich geplant
Und längst schon als Idee im Busen trage,
Was nun zur kühnen That herangereift:
Die Jahreszeiten möchte ich gestalten,
In nackter Knabenform symbolisiert,
Und dich hab' zum Modell ich ausersehen.
— Nun, nun, du brauchst da gar nicht zu erschrecken,
Glaub mir: die Tante weiß wohl, was sie thut;
Du bist recht wohlgewachsen, fast etwas zu schlant,
Jedoch für meinen „Sommer“ wie geschaffen. —
Jetzt geh und mach die nö't'ge Toilette,
Dort im Altoven bist du ungeniert.
Du brauchst nicht mehr als diesen Ahrenkranz
Und diesen Rosastor hier um die Hüfte. —
— So komm doch endlich! — Bist du noch nicht fertig?
Ich glaube gar, du wagst dich nicht hervor

Nein, dieß Genieren ist doch gar zu kindlich,
Germanisch-dumm und gar nicht griech'cher Art!
— Nur näher, näher! Du bist ja ganz reizend!
Fötus Apollo en miniature!
Gar herrlich sieht die Ahre und der Mohn,
Und ungezwungen auch der Seidenflor.
Jetzt sieh! Hier hab' ich oben an der Decke
Den Strick befestigt, der den Gürtel trägt,
An welchem, losgelöst von ird'cher Schwere,
Der „Sommer“ schweben soll in freier Luft.
Nun schlüpf hinein! Du kannst ja gar nicht fallen!
So, so, das geht ja herrlich! Ganz famos!
Sol — Jetzt den rechten Arm noch etwas höher,
Den linken Fuß mehr abwärts! — Noch ein bißchen!
Und dann die ganze Körperhaltung freier!
Sol! Jetzt kann's losgehn! Nimm jetzt in die Rechte
Hier diese Fliegenklappe, die symbolisch
Und sinnig auf des Sommers Plagen deutet!
Du schlägst damit dort nach dem Schmetterling,
Der über jenem Blumentopfe schwebt,
Und in die Linke nimmst du hier die Garbe. —
Jetzt halte still — der Akt ist meisterhaft,
Begeistert steigt in meiner Hand die Kohle,
Ich fühl' den Flügelschlag des Genies!
Welch herrlich Intarnat! Wie düftig zart!
Wie schön geschwungen all die Linien sind!
Schnell eine Farbenflitze jeht entworfen!
Ach, göttlich schön ist dieser Augenblick,
Ich fühl's, wie's vor dem trunken Auge flimmert,
Wie holder Wahnsinn mich umfassen hält! —

— O Gott! Was war das?! Franz! Um Gottes willen!
Mein Fränzchen! Ach, mein liebes, gutes Fränzchen!
Gerissen ist der Strick! Ich bin die Mörderin!!
Ein Tantenmord, und ich die Paricida!!
— — Nein, nein! — Gelobt sei Gott, noch bin ich's nicht!
Er lebt, er lebt, der Herzschlag kehrt zurück,
Ich fasse dich, ich küß' dich tausendmal!
— Du weinst nicht einmal? Wie? — Ach, klassisch groß
Ist solch ein Männerstolz, der solchen Schmerz
Mit soviel Würde, soviel Anstand trägt!
— Noch einen Kuß, mein Kind; du hast bestanden
Die schwere Feuerprobe des Gehorsams!
Ich klag' mich selber an in schwerer Schuld,
Denn wahrlich, wahrlich, das hieß Gott versuchen!
— Und jetzt nimm diese Schachtel Pralinés
Als schwache Sühne deiner Tante an;
Verlaß mich nun! — Dies war die erste Sitzung,
Ich schwör' es dir, es soll die letzte sein!

Die Sommerreise. *

Nach dem Süden, nach dem Süden,
Aus dem Land der Obotriten
Führ o Dampfsroß mich hinweg!
Wo man nicht mehr Plattdeutsch redet,
Wo die Amiel süßer stödet,
Über Berge führt der Weg.

Sei gegrüßt, Altheidelberg!
Sei mir auch gegrüßt du Zwerg
Mit dem krankhaft großen Durst!
Schon seh' von des Pfalzgrafs Schlosse
Ich des Schwarzwalds Bergtolosse
Wo des Adlers kühner Hursi.

Frisch nun auf nach Baden-Baden,
Wo so viel Aristokraten,
Wo die große Prachtallee,

Wo die warmen Quellen sprudeln,
Wo man Knöpfe ist und Rudeln,
Wo die ganze Haut volée.

Ach, wie weilt' ich da so gerne,
Doch es grüßt schon aus der Ferne
Freiburgs stolzer Münsterthurm.
Und nun zieht's mich nach den Höhen,
Nach den stillen Bergeseen,
Wo die Tanne trotz dem Sturm.

In den Tannen, in den dunkeln,
Hör' ich schon die Geister munkeln,
Seh' den Waldgeist Meissenhardt,
Seh' Jung Werner, den Trompeter,
Diesen schmucken Mordschwerödter
Auf der kühnen Freierrfahrt.

Auch berichten könnt' ich ferner,
Wie hier einst Justinus Kerner
Heilung suchte und auch fand;
Doch nun heißt es schon: „Nach Hause!“
Darum ich zum frischen Strauße
Der Erinnerung Blumen band.

Saurer Wein.

„Herr Mischmaier,“
sprach ein Wirt in der
Eifel zu einem jungen
Geschäftsreisenden, „als
Sie zuletzt hier waren,
hab' ich Ihnen auf Ihr
Drängen ein Fäßchen
Essig bestellt, und Sie
haben mir statt dessen
Wein geschickt — er liegt
noch im Keller zu Ihrer
Verfügung. Für Wein
hab' ich Gott sei Dank
bessere Quellen.“

„O weh!“ rief Herr
Mischmaier und fuhr mit
der Hand durch das po-
madisierte Haar, „da ist
eine böse Verwechslung
passiert. Dann hat der
Herr Pastor statt des be-
stellten Weins den Essig
bekommen. Ich wag'
wirklich kaum, zu ihm hin-
zugehen.“

Indes er ging doch,
edle Dreistigkeit ziert je-
den Commis voyageur,
zumal einen, der in Weinen „macht“. In der Nähe
des Pfarrhauses klopfte sein Herz freilich etwas schneller,
denn der Herr Pastor stand gerade im Gärtchen und
drohte mit dem Finger. „Jetzt kommt's!“ dachte Misch-
maier, aber er ward angenehm enttäuscht. „Gut, daß
Ihr endlich kommt!“ rief der Herr Pastor; „mein
Fäßchen ist leer und nächste Woche erwart' ich Besuch.“

Herr Mischmaier frohlockte innerlich und wagte
die Frage: „Wie hat das Weinchen geschmeckt, Hoch-
würden?“

„Etwas sauer, doch das lieb' ich mehr als all das
geschmierte Zeug,“ antwortete der geistliche Herr.

Werk: der Essig muß nicht sehr stark und der Herr
Pastor nicht verwöhnt gewesen sein.



„Wie hat das Weinchen geschmeckt, Hochwürden?“



Seelenwanderung.

Esamtlich glaubten ver-
schiedene Völker, die alten
Ägypter z. B., die Seele
des Menschen fahre nach
dem Tode desselben in den
Leib irgend eines Tieres,
dessen Eigenschaften zu
seiner Natur paßten. So
werde ein unmäßiger Schlemmer etwa zu einem
Schweine, ein grausamer zu einem Tiger und ein
Falscher zu einer Schlange, um in dieser niedern Ge-
stalt die Sünden und Unreinigkeiten abzubüßen. Auf
eine eigentümliche Weise spiegelte sich diese uralte
Lehre einst im Gehirn
eines Rheingollers, oder
Rheinshirgers ab, wie
man zu Köln die Hafener-
arbeiter nennt.

Derselbe stand eines
schönen Morgens mit ei-
nem Kameraden müßig
am Ufer des stolzen
Stroms und sah der Ab-
fahrt eines neuen, präch-
tigen Dampfschiffes zu,
das dem verstorbenen Prä-
sidenten der Kölnischen
Dampfschiffahrtsgesell-
schaft zu Ehren „Mer-
tens“ genannt worden war,
und hell funkelten die
großen goldenen Buchsta-
ben im Sonnenlicht.

„Sieh da, Driffes,“
sprach der eine Rhein-
roller, indem er sein Briem-
chen Kautabak von der
rechten auf die linke Mund-
seite schob, „sieh da, Driffes,
da ist unser alter Herr
Mertens nach seinem Tode
ein Dampfschiff geworden
— was mögen wir wo'l
einmal werden, wenn wir
gestorben sind?“

„Dummer Kerl,“ an-
wortete Driffes achsel-
zuckend, „was sollen wir

Rechtes werden? Ein Schiebbarren!“
Und gemächlich nahm er seine Arbeit wieder auf.
Man sah es seinem komischen Gesichte nicht an, ob's ihm
Ernst oder Spaß mit dieser ewigen Fortdauer der
Standesunterschiede war.

Unbestreitbare Bauernregeln.

Schreit ein Schwein, indem man's sticht,
So behagt ihm das Schlachten nicht.

Rauchen zu Pichtmeß die Schlöte sehr,
Kommt es meist vom Feuer her.

Fliegt zu Georgi der Storch sein Nest,
Ist es gewöhnlich schadhast gewest.